6656

-2-

Französische

Mord-

und

Unglücksgeschichten,

wie sich solche

seit den Unruhen in Frankreich

wirklich zugetragen haben.

Aus dem Französischen übersetzt

und zum Druck befördert

von

einer Gesellschaft Bürger

der kaiserl. königl. Haupt- und Residenzstadt Wien.

KÖNIGL. KREISBIBLIOTHEK
IN
AUGSBURG

Zweiter Band.

Wien und Prag,
1793.

Staatsbibliothek zu Berlin

Nro. I.

Erste Geschichte.

Belsünce ein Opfer seiner Liebe für Ludwig und seine Geliebte.

Der Oberste von Belsünce, war ein Mann voll wahrer Ehre, voll jugendlichen Feuers, und voll Glut für das Wohl seines Königs. Die Raserei des Volks und der Obrigkeiten derselben, die Ungerechtigkeiten, die allenthalben ungestraft ausgeübt wurden, das Blut der Unschuldigen, das vor seinen Augen wie Bäche dahin floß, alles dieses wirkte auf den braven Mann so sehr, daß er nur mit äußerster Mühe sich enthalten konnte, die Frevler zu züchtigen. Aber als man zu Caen das königliche Schloß stürmte, ausraubte, und die Einwohner desselben unmenschlich hinrichtete, einen Thurm sprengte, der kostbare Kirchengeräthschaften enthielt, das Steueramt und

seine Register verbrannte, da konnte Belsünce nicht länger mit kaltem Blute dem Unfug zusehen; da beschloß er, sich der guten Sache, es koste auch sein Leben selbst, anzunehmen. Sein Eifer bekam noch mehr Stärke dadurch, daß er eine Dame liebte, die, gleich ihm, die neue französische Verfassung mißbilligte; und er wurde vollends wüthend, als ihm eben diese Dame sagte, daß sie einen Mann nicht lieben könne, der unter den Befehlen eines Bürgerhauptmanns stehe, der Municipalität Treue schwöre, und seinen König verlasse.

„Sie sollen, Sie werden mich lieben, — sprach Belsünce — und entfernte sich.

An eben diesem Tage waren einige Soldaten von der Garnison der Stadt Rennes nach Caen gekommen. Die Bewohner jener Stadt hatten ihnen Medaillen gegeben, zur Belohnung dafür, daß sie sich, als die Freiheitswuth auch dort zu stürmen anfieng, ohne Anstand zu ihnen geschlagen, und ihre Sache zu ihrer eigenen gemacht hatten. Sie trugen die Medaillen im Knopfloche. Der junge Oberst siehet einige davon unter seinem Fenster vorbeigehen. Er ruft hinunter: Schurken — nicht Soldaten, die ihr dieses

räu-

räuberische Zeichen tragt! und giebt sogleich seiner Mannschaft Befehl die Medaille jeden, der sie trüge, abzureißen, und sie ihm, gegen die Belohnung von einem Louis'dor, auszuliefern.

Die Soldaten thaten es. Doch bald rotteten sich Tausende zusammen. Bürger, Handwerkspurschen, Weiber und Kinder, alle bewaffnet, erschienen auf den öffentlichen Plätzen der Stadt. Die Sturmglocken werden gezogen, was Gewehr und keines hat, stürmt nach den Kasernen, alles sagt und glaubt, der Oberst habe die kommende Nacht die Bürgermiliz mit seinem Regimente angreifen, was sich ihm vom Volke widersetzte, zusammen hauen, die Stadt unterjochen, und sie sodann dem Könige, als wieder erobert, überantworten wollen. In Zeit von einer Stunde waren über 20,000 Menschen von jedem Alter und Geschlechte vor den Kasernen versammelt. Kanonen wurden aufgeführt, und die Soldaten aufgefordert, ihren Obersten auszuliefern. Es geschieht. Belsünce reißt einem Dragoner den Karabiner aus der Hand, und setzt sich ihm an die Brust: man fällt ihm in die Arme. Er zieht einem andern den Säbel heraus, und will sich hineinstürzen: man verhindert ihn abermals. Endlich wird er über-

wältigt, und der Bürgermiliz übergeben. Es war des Abends nach 10 Uhr. Das Volk zerstreute sich murrend.

Den andern Morgen erschienen Tausende vor dem Stadthause, und fodern den Obersten. Ihre Ungeduld vermehrte sich, wie ihre Anzahl. Man stürmt das Rathhaus, ergreift den Unglücklichen, und führet ihn nach dem Platze Saint Pierre, eben dahin, wo seine Geliebte wohnte. Ein Haufen der Rottirer dringt in die Wohnung der Dame, und schleppet sie bei den Haaren ans Fenster. Belsünce wird niedergeworfen. Mit der Begeisterung eines Märtyrers schrie er: „Ich sterbe für Ludwig und Olympie!“ und in dem Augenblicke fielen Säbelstreiche und Schüsse auf ihn, und Bajonetter wühlten in seinen Eingeweiden. Etwa 300 Mann stellten sich mit Picken in den Händen vor das Fenster Olympiens. „Stürzet sie herab,“ schrie man. Die oben waren, thaten es, und so ward die Unschuld gespießt. Ein allgemeiner Ruf: „Es lebe die Nazion!“ endete die Mordscene.

Zweite Geschichte.

Favras.

Wichtig müssen uns die Männer seyn, die sich für Ludwig hingaben, und ihrem Schwure und der Tugend bis auf den letzten Augenblick ihres Lebens treu blieben. Unter diesen Männern steht gewiß der Marquis von Favras oben an. Er war Soldat, und trug sein Schwert nur für den König. Bei der schaudervollen Scene zu Versailles gab er mehr als einen Beweis, wie sehr ihm das Wohl seines Souverains am Herzen lag. Hier war er thätig für die Sicherheit und Rettung der ganzen königlichen Familie, und schon damals brachte er in Vorschlag, daß man den König und seine Familie nach Metz oder nach einem andern festen Platze bringen müsse, um seine geheiligte Personen den Klauen zu entreissen, die nach ihm von allen Seiten mörderisch griffen.

Diesen Plan unterhielt Favras lange Zeit hindurch. Er folgte dem Könige nach Paris, und wachte für sein theures Leben.

Der Aufenthalt Ludwigs in dieser Stadt bot bekanntermassen die gräßlichsten Auftritte dar; Auftritte die einem Mann wie Favras empören, und eben deßhalb seinen natürlichen Hang zu großen Entwürfen doppelt stark spannen mußten. Da bloß Noth den König gezwungen hatte, nach Paris zu ziehen: da er hier von einer Bürgerwache gleichsam umschränkt, und nicht anders als ein Gefangener behandelt wurde; da Lottergesinde mit Zudringlichkeit sich ihm nähern durfte, und Hohn und Spott vor seinen Augen ungestraft verübt wurden: da der Ausschuß der Nazion ihm mit jedem Tage Vorrechte nahm, und ihm nichts als den Schatten der Königswürde ließ; da er, der Gekrönte, wie seine Brüder und die übrigen Prinzen von Geblüte, gemeiner Bürger eines Reichs geworden war, das ihm sonst erblich gehörte, und dessen Bewohner huldigten: da jede Anwandlung von Mißtrauen oder von patriotischer Trunkenheit sein Leben in Gefahr setzen konnte; da endlich seine königliche Gemahlinn, die Tochter eines Kaiserhauses, den Neckereien wie den Schmähungen, den Launen wie den Aufbrausungen

sungon eines wider sie eingenommenen und erbitterten Pöbels ausgesetzt war; so mußte dieß nothwendig einem Manne von edlen Grundsätzen, einem Patrioten im wahren Verstande des Wortes; es mußte einem Savras dieß ein Zustand scheinen, der ärger, denn Gefangenschaft wäre, und jeden Mann von Gefühl und Ehre aufforderte, in dem Könige zugleich die Ehre der Menschheit überhaupt, und die Ehre der Stände und Menschen in Frankreich zu retten, die er für natürliche Beschützer ihres Monarchen hielt. Eine Menge von gefährlichen Hindernissen, war bei diesem Gedanken in der Ausführung zu übersteigen, Savras wagte diesen Schritt.

Er verband sich mit Männern von gleichen Grundsätzen, und gerade diese Edlen waren itzt die Verabscheuten und Verfolgten im Staate, ohngeachtet sie noch vor kurzem die Angebeteten und Gefürchteten waren. Was Ludwig verloren hatte, verlor auch diese Klasse von Menschen; was er zu retten hatte, rettete auch sie; aber er und sie konnten nichts verlieren, was die Nation nicht zu gewinnen, und nichts gewinnen, was sie nicht zu verlieren glaubte. Diese war itzt die erste Macht im Staate, und man konnte die vorige Machtgewalt nicht wieder herstellen, oder auch nur

sie nichts alles verlieren lassen wollen, ohne in den Augen jener, Verräther des Vaterlandes zu werden.

Sonach war der Marquis von Favras bei der ersten Gelegenheit, wo er seine Grundsätze äußerte, in Gefahr, angegeben, verhaftet und bestraft zu werden. Sein Eifer ließ ihn diese Gefahr nicht bemerken. Favras brauchte Gehilfen. Bei der Wahl derselben war er nicht vorsichtig genug, und sie gaben ihn an.

Man zog ihn und seine Gemahlinn am 27sten Dezember 1789 ein. Die ganze Stadt war in Aufruhr. Das Gerücht lief um, Favras sey Anstifter und Haupt einer Verschwörung, vermög deren man den König und die Seinigen nach Peronne entführen, und mit einem schon gewonnenen Heere von fremden und einheimischen Truppen eine Gegenrevoluzion durchsetzen wollte. Monsieur, der ältere Bruder des Königs, sey Theilnehmer an dieser Verschwörung.

Dieses Gerücht ward in gedruckten Blättern durch die ganze Stadt verbreitet. Das Volk war schon in Bewegung, und man hörte

die

die abscheulichsten Schimpfworte gegen den Bruder des Königs.

Dieser erschien in eigener Person auf dem Hotel-de-Ville und erklärte: er kenne den Marquis von Favras nicht weiter, als daß er eine zeitlang in seinen Diensten gestanden, daß er ihn zwar auf die Empfehlung eines dritten zur Negoziazion eines Kapitals habe brauchen wollen, daß er aber ihn selbst seit langer Zeit nicht gesehen, noch ihm geschrieben, noch je in einer nähern Verbindung mit ihm gestanden habe. Diese Umstände sprachen zwar den Bruder des Königs frei, aber Favras ward dem Chatelet, als dem itzt bevollmächtigten Tribunal übergeben. Man hörte zwölf Zeugen gegen ihn ab, und alle, — sie waren bestochen, — bezüchtigten den Unglücklichen eines Gegenrevoluzionsplans.

Das Chatelet that den Spruch, daß der Marquis vor dem Haupteingange der Kathedralkirche, im Hemde, bloßem Kopf und bloßen Füßen mit einem Zettel auf der Brust: „Conspirateur contre l' Etat," (Verschworner wider den Staat) Abbitte thun, und sodann auf dem Greveplatze gehangen werden sollte.

Am 19ten Februar 1790 des Morgens ward dem braven Manne diese Sentenz vorgelesen. Favras betheuerte zu wiederholtenmalen seine Unschuld. Nach geendigter Lesung sagte sein Rapporteur, Quatremere, zu ihm: Ihr Tod ist ein Opfer, das Sie der öffentlichen Ruhe und Sicherheit bringen müssen; ich weis keinen andern Trost für Sie, als den Ihnen die Religion darbietet. Benutzen Sie diesen.

„Mein größter Trost, erwiederte der Marquis, ist der, den mir meine Unschuld giebt. Ich bin das Opfer von zwei Verläumdern. Ich beklage von Herzen Sie alle, meine Herren, fuhr er zu den Umstehenden fort: wenn das Zeugniß zweier Menschen hinlänglich ist, Sie zum Tode zu verdammen. — Ich wünsche den Pfarrer von St. Paul zu meinem Beichtvater zu haben.“

Dieser erschien, und der Delinquent blieb über zwei Stunden mit ihm verschlossen. Er bat während dieser Zeit einigemale, daß man ihm die Fesseln abnehmen möchte; aber der Scharfrichter mußte es ihm abschlagen.

Um 3 Uhr Nachmittags, am 20 Februar, ward er auf einem hohen Wagen nach

Notre

Notre dame geführt, um Abbitte zu thun. Dieß geschah im Hemde, im bloßen Kopfe, mit bloßen Füssen, einen Strick um den Hals und eine Wachskerze in der Hand. Dieser Augenblick schien ihm der schmerzhafteste zu seyn. Bis itzt hatte er mit wahrer Unerschütterlichkeit auf das Gewimmel um ihn herabgesehen, itzt ward er blaß und seine Stimme zitterte. Aber er erholte sich bald wieder, nahm sein gedrucktes Todesurtheil dem Scharfrichter aus der Hand und sagte: „Höre, versammeltes Volk, höre auf das, was ich dir lesen werde. Die Aussagen, worauf die Sentenz gegründet ist, sind falsch; ich bin unschuldig, so wahr ich in wenig Augenblicken vor Gott erscheinen werde!“ Nun las er mit lauter Stimme die Sentenz ab, sodann stieg er wieder entschlossen auf den hohen Wagen und sagte: „Bringt mich nach dem Hotel-de-Ville; ich habe wichtige Geheimnisse zu entdecken.

Um 4 Uhr kam er auf dem Hotel-de-Ville an. Drei seiner Richter waren dort. Sein Rapporteur fragte ihn, ob er noch, zur Erleichterung seines Gewissens, etwas zu entdecken habe? „Ich erkläre vor meinen Richtern, — erwiederte er, — itzt in dem schrecklichen Augenblicke, wo ich vor Gott er-

erscheinen soll, daß ich den Menschen verzeihe, die so schwer und gewissenlos mir Plane aufgebürdet haben, die nie in meine Seele gekommen sind. Vielleicht darf in diesem Augenblicke ein Unglücklicher, zum Tode verurtheilter Mann seinen Richtern den Vorwurf machen, daß sie gewisse Zeugen nicht haben abhören wollen, die fähig gewesen wären, die Falschheit und Betrügerei in den Aussagen wider ihn an den Tag zu bringen. Hätten sie sich näher unterrichten wollen, so würden sie nicht irre geleitet seyn, und ein Urtheil, das die Unschuld dem Tode ausgeliefert, würde die Lippen und die Hände derer nicht befleckt haben, die es fällten und unterzeichneten."

Erschwur vor Gott, daß er nur seinen unglücklichen König retten wollte, und schloß damit, daß er mit der zärtlichsten Anhänglichkeit für Ludwig, seinen König, sterbe.

Herrlicher Mann!

Nach einer Pause hob der Verurtheilte wieder an:

„Meine Liebe für Ludwig, bringt mich freilich auf das Schaffot, aber sie verschaft mir auch in diesem Augenblicke Ruhe der Seele,

le, Friede des Gewissens, und Festigkeit, mein Unglück zu ertragen. Die Falschheit meiner Ankläger und Zeugen kömmt gewiß an den Tag, aber ich bitte, daß man ihnen verzeihe. Niemand fürchte die Folgen einer eingebildeten Verschwörung. Die Verwirrung der Justiz beklage ich. Ich verliere bei meinem Tode nichts, als daß ich mein Leben etwas früher dem ewigen Wesen, von dem ich es habe, zurück gebe. Dieß Wesen wird mir, wenn ich Gnade bei ihm finde, vielleicht eine persönliche Schadloshaltung für die entehrende Strafe gewähren, die mein Leben endigt. Ich empfehle mein Andenken der Achtung, meiner guten Mitbürger. Diesen empfehle ich auch meine Gattinn und Kinder, zu deren Unterhalt und Erziehung ich so nöthig gewesen wäre."

Man fragte ihn nach seinem vorgegebenen Geheimnisse. Favras antwortete:

„Es ist ein großes Geheimniß. Sagen Sie mir, Richter dieses Gerichtes, sagen Sie mir auf ihr Gewissen als Menschen, und nicht als Richter, wird mein Todesurtheil ausgesetzt, und mein Prozeß von neuem durchgegangen, wenn ich den Namen eines Mannes und seine Thaten nenne, der — Hier fiel

der

der Richter dem Marquis in die Rede, und gebot ihm — Schweigen. Favras schwieg, machte sein Testament, und war sehr besorgt, daß es rein französisch geschrieben werde. Es war schon gegen 8 Uhr, und nun gieng der Zug zum Hochgerichte. Der Marquis verbeugte sich gegen seine Richter und gegen die Zuschauer mit vieler Würde. Selbst auf der Leiter verließ ihn seine Festigkeit nicht; und mit dieser empfieng er auch den Todesstoß. Sobald er todt war, forderte seine Familie den Körper, und begrub ihn.

So endete ein Mann, der treu seinen Pflichten, treu seinem Könige war. Die Welt verdammte ihn, Gott wird ihn verherrlichen.

Drit-

Dritte Geschichte.

Empörung auf St. Domingo. — Gleichzeitiger Aufruhr in Frankreich.

Gleichheit der Menschenrechte predigte Frankreich, und die Neger auf St. Domingo wollten nicht mehr unter den Befehlen des Galliers stehen.

Am 31ten August 1791, brachte Bugnet, Mitglied der Generalversammlung des französischen Theils von St. Domingo, nach Kingston, auf Jamaica, die schreckliche Nachricht, daß die Neger jener Insel in einen allgemeinen Aufruhr gebracht worden, und Verwüstung und Mord durch ganze Land verbreiten. Diese Nachricht gab Bugnet der Generalversammlung auf Jamaica mit folgenden Worten:

„Meine Herren! Der Ruin unseres Landes scheint unvermeidlich. Im kurzen wird dieß schöne Land nur Asche und Brandstädte seyn. Schon haben viele Pflanzer die Erde mit ihrem Blute befleckt, die sie mit ihrem Schweiße fruchtbar gemacht hatten. In diesem Augenblicke verzehren die Flammen die Produkte, die so vieles zum Wohle von Frankreich beitrugen. Die Neger haben das Feuer des Krieges um uns herum angesteckt. Unsere Sklaven sind zu unserer Zerstörung bewaffnet. Wir sind in Verzweiflung, ohne Hilfe, und zum äußersten Elend gebracht.“

Am 23ten August des Morgens, fiengen die Schwarzen an, auf der Plantage des Hrn. Chabaud, 4 Stunden westlich von Cap François, zu rebelliren. Alle daselbst befindlichen Häuser wurden sogleich sammt dem vorräthigen Zuckerrohre in Brand gesteckt, und alle Weißen ermordet. Sie rückten gegen das Cap vor, und wurden indessen von allen Negern der Plantagen, die auf dem Wege, und da herum lagen, die alle einerlei Schicksal der Verbrennung hatten, verstärkt. Die Weißen, die nicht das Glück hatten, nach den Städten zu entfliehen, wurden alle ermordet. Die rebellischen Neger verstärkten sich immer mehr. Am folgenden Tage zogen 600 Mulaken, mit

2 Compagnien Soldaten zu Fuß, und einer zu Pferde gegen das Lager der Neger aus, und schlugen sie nach einem kurzen Widerstande in die Flucht, wobei über 100 auf dem Platze blieben. Die fliehenden Neger zogen sich nach den Gebirgen, zerstörten auf ihrer Route alles, was da war, und die Zahl der Empörten wurde immer grösser, die Verwüstungen, der Gefahren immer schrecklicher.

Bis zum 25ten September waren schon 218 Zucker- und 600 Kaffe-Plantagen in Brand gesteckt und zerstört, über 300 weiße Menschen ermordet, und 50,000 Neger beisammen, von welchen über 4000 mit ordentlichen Waffen versehen waren. Noch hatte nur der westliche Theil der Insel rebellirt. Schon lagen 23 Kirchenspiele in Schutt und Asche.

Die Demokraten in Paris gaben vor, die Spanier und Holländer hatten die Schwarzen aufgewiegelt. Aber die Deputirten der Kolonie selbst theilten zu Paris öffentlich eine gedruckte Denunciation der Gesellschaft der Freunde der Schwarzen aus, welche Gesellschaft aus Mitgliedern des Jakobinerklubbs besteht, und gaben in derselben als Theilnehmer an der Aufwieglung

la Fayette, Gregorie, Coedorcet, Brissot u. a. m. an. „Die wahren Urheber der Rebellion, sagen sie in dieser Denunziation, die Anstifter unsers Unglücks, wobei ganz Frankreich so viel verliert, sind die heuchlerischen Freiheitsprediger, die unter diesem Vorwande die Umkehrung aller bürgerlichen Ordnung bewirken." In Paris sprach man laut: „Wenn man auch über das Unglück der Kolonisten seufzen muß, so kann man doch nicht umhin, zu gestehen, daß sie blos das thun, was de la Fayette in der Nazionalversammlung selbst öffentlich behauptet hat: **Die Empörung sey die heiligste aller Pflichten.**"

Zum Beweise, daß die Aufwieglung der Schwarzen durch französische Freunde von ihnen geschehen ist, dient der sonderbare Umstand, daß man schon seit geraumer Zeit den Negern einen Gesang beigebracht hatte, der sehr stark gesungen wurde, und dessen Inhalt feurige Ermunterung zum Aufruhr ist.

Die schwarzen Einwohner des andern Theiles der Insel, bei **Port au Prince** und **Leogane** empörten sich nun auch. Grausame Mordthaten, und allgemeine Verwüstung war ihr Werk. Man kann sagen, daß hier

das

das Unglück noch höher stieg. Die Mulaken verbanden sich mit den Negern, und brennten, sengten und mordeten, wo sie durchzogen. Kein Weißer blieb verschont. Wenn man erwägt, daß Domingo mehr als drei Viertheile von allem Zucker und Kaffee lieferte, den das übrige Europa aus Frankreich erhielt, daß die Ausfuhr dieser Insel über 100 Millionen Livres am Werthe betrug, und 350 Schiffe beschäftigt hat; so kann man schon ohngefehr den Verlust schätzen; den Frankreich durch die Ausübung seiner Konstitutions-Menschenrechte leidet, und siehet ohne Mühe ein, daß der angerichtete Schade weit die Summe von 8 Millionen Livres übersteigen müsse. Ueber 16000 Menschen verloren bei diesem Aufruhre ihr Leben.

Zu diesen aus der Entfernung wirkenden Uebeln gesellten sich noch mehrere im Innern des Reichs. Der bürgerliche Krieg wüthete an vielen Orten. Zu Caen, in der Normandie, hat sich in der Kirche ein Krieg erhoben. Bei dem ersten Angriffe siegten die Anhänger des Priesters, der nicht geschworen hatte: die Gegner aber, die Anhänger des Konstitutions-Bischofs Fauchets, riefen Hilfe vom Lande, und überwanden nun die

erstern, und sperrten 150 derselben in das Gotteshaus, wo sie alle der Hunger tödtete.

Zu gleicher Zeit rebellirte **Chaumont**, eine Stadt in **Champagne**. Man drang in das Rathhaus, plünderte das Archiv, beraubte die Kasse, und mißhandelte den Magistrat. Zu **Rheims**, der Krönungsstadt **Ludwigs**, setzte man Gift, Feuer und Dolche in Wirksamkeit. In dem Departement de l' **Isle**, und **Vilaine**, in **Bretagne**, trat man die Menschheit mit Füssen, und jauchzte und jubelte bei dem Geheule der Sterbenden. In der **Franche-Comte** zerstörte man Gebäude der Bürger und Schlösser des Adels, und begrub Tausende unter dem Schutte derselben. Zu **Meche** und **Sancey** wüthete man gegen die Kirchen, vergriff sich an dem Allerheiligsten, und zerbrach die Kelche und steinigte die versammelten Beter.

Die Nazionalversammlung zu **Paris** vernahm mit Behaglichkeit alle diese Nachrichten, spottete derjenigen, die Hilfe von ihr verlangten, und wünschte sich Glück, es so weit gebracht zu haben. Eines ihrer Mitglieder sagte öffentlich: „So muß es gehen, wenn wir Könige werden sollen. Auf Leichen müssen wir zum Throne **Ludwigs** steigen, und

mit

mit Dolchen in der Hand, von ihm die Abtretung der Königswürde fodern." Alles fiel dem Sprecher bei, und dem Unfuge ward nirgends gesteuert. In der nämlichen Sitzung brachte man den Gesetzgebern die Nachricht: daß 3500 Gefangene im Schmerz und Elend umkommen müssen, wenn sie nicht vor Gericht gefodert werden, und berief sich auf das Gesetz der Konstitution, daß jeder französische Bürger nicht länger als 24 Stunden, unverhört, gefangen gehalten werden soll. — Die Gesetzgeber lachten, und ein großer Theil der Gefangenen kam um.

Vierte Geschichte.

Die Herren von Foulon und Berthier werden von dem Volke umgebracht am 22 Juli 1789.

Gleich nach dem Ausbruche der ersten Tumulte in Paris ließen sich einige hitzige Köpfe dringend angelegen seyn, ihre Privatrache zu befriedigen. Man machte durch den Druck die Liste der Personen bekannt, welche man aus dem Wege geschaft haben wollte, und denen man, um das Volk gegen sie in Harnisch zu bringen, verschiedene Verbrechen zur Last legte. Unter andern war auch Herr Foulon, Präsident des Kriegsraths und sein Tochtermann Herr Berthier in dieser Liste aufgezeichnet, weil sie nach der Angabe dieser Schwärmer einen großen Getreidevorrath aufgehäuft hatten, um in Paris einen Brodmangel zu bewirken.

Herr

Herr Foulon wurde von den Einwohnern des Dorfs Viry arretirt und am 22ten Juli früh zwischen 5 und 6 Uhr in Paris eingebracht.

Kaum hatte das Pariser Volk vernommen, daß er dahin geführt wurde, so versammelte es sich unter entsetzlichen Geschrei und Lärmen auf dem Greveplatze. Die Menge war so groß, daß man von ihr nichts gutes erwarten konnte, und darum begaben sich der Maire und einige Wahlherrn unter das Volk, um es zur Ruhe zu ermahnen.

„Fort mit dem Maire, fort mit den Leuten da, schrie der Pöbel, sie sind eben so wie der Verräther Foulon, an die Aristokraten verkauft, und wollen uns durch Hunger wieder in die Sklaverei zwingen.“

Wie man sieht, so half die Sendung des Maire nichts. Im Gegentheil behauptete das Volk, daß es ein natürliches Recht hätte, den Schuldigen selbst zu richten, und das Geschrei wurde immer ärger. Verschiedene Deputirte der Rathshausversammlung mischten sich nun unter den Pöbel, und sprachen mit den süssesten Worten zu ihm. Es schien auch, als ob die Ordnung einigermassen hergestellt wäre,

allein sobald sie zurück gegangen waren, so wurde das Geschrei um Foulons Auslieferung verdoppelt. Das Volk gieng in seiner Raserei so weit, daß es das Rathhaus zu stürmen drohte; denn einige Schwärmer hatten ihm gesagt, daß man den Gefangenen heimlich zu entfernen suche, und ihm Gelegenheit, zu entfliehen, verschaffen wolle. Der Gemeinderath war also in die Nothwendigkeit versetzt, Herrn Foulon sich am Fenster zeigen zu lassen.

Man verhörte indessen den Gefangenen wirklich, und er gab unter andern Folgendes in das Protokoll, welches von Wort zu Wort niedergeschrieben werden mußte.

„Ich sehe hier vor mir lauter Richter und keinen Kläger. Man bürdet mir ein Verbrechen auf, und niemand hat mich darum belangt. Ich soll der Stadt Paris das Getreid entzogen und auf meinen Schüttböden aufbewahrt haben, um hier eine Hungersnoth zu bewirken. Die Absicht, die man mir andichtet, war nie die meinige. Ich habe nie einen Metzen Getreid darum gekauft, und der Vorrath, welcher sich bei mir befindet, ist meine eigene Erndte, die ich, da mir das heurige Misjahr nur zu bekannt ist, deswegen aufbewahrte, um meinen Unterthanen in

der

der größten Noth desto angenehmere Wohlthaten zu erweisen. Während der Zeit, als ich Besitzer meiner Güter bin, habe ich in einigen eingetretenen Misjahren das nämliche gethan, und ich kann mich in diesem Falle kühn auf das Urtheil aller meiner Unterthanen berufen. Nebstdem ist hier gar nicht das Tribunal, das mich richten könnte. Ich berufe mich auf meinen kompetenten Richter und dieser wird entscheiden, was ich verbrochen habe. Vielleicht will man mich aber von der Wuth des Pöbels aufopfern lassen, der nicht weis, warum er gegen mich raset; nun denn ich bin nicht der erste redliche Mann, der unter dem Dolche der Räuber und Meuchelmörder fällt, und wollte Gott, ich wäre der letzte. Ich sehe meinen Tod vor, aber ich bitte Sie, meine Herren, retten Sie mich, wenn Sie können, und überliefern sie mich dem Gerichte, dem das Recht zusteht, über meine Handlungen zu entscheiden; können Sie mich aber nicht retten, so will ich selbst zu dem auf meinen Tod wartenden Haufen hinunter gehen, und mich seiner Grausamkeit überlassen; er kann mir doch nichts mehr, als das Leben nehmen."

Foulon mußte sich wiederholt am Fenster zeigen; aber auch dieses konnte die Kanibalenhorde nicht besänftigen. In der Versicherung,

daß

daß ihnen ihr Opfer nun nicht entgehen könnte, wurde die Mordlust der Rasenden noch mehr angefeuert. Sie stürmten das Barere des Rathauses, und wollten sich des Unglücklichen mit Gewalt bemächtigen. Auf einmal wimmelte der Rathsaal von Holzhauern, Wasserträgern und Fischweibern. Alles gerieth in Furcht und Schrecken, und man würde vielleicht Herrn Foulon gleich der Pöbelwuth überlassen haben, wenn nicht der Wahlherr Osselin seine Fassungskraft beibehalten, und das Volk also angeredet hätte: „Bürger! bedenket, daß ihr die Würde unserer Nazion schändet, wenn ihr einen Menschen richten wollet, ehe ihr ihn gehört, und schuldig gefunden habt. Hier ist der Mann, dessen Tod ihr verlanget, aber ihr müßt erwägen, daß man auch den ärgsten Bösewicht eine Vertheidigung gestattet, ehe man ihn zum Tode verurtheilt. Seyd versichert, daß man hier genau untersuchen wird, welche Verbrechen er begangen habe; denn wir sind einmal von euch selbst gewählt und bestimmt, um über euer Wohl zu wachen, und es muß uns daher nahe am Herzen liegen, jene zu erforschen, welche dieses Wohl untergraben wollen.“ Osselin brachte es so weit, daß eine Art von bürgerlichen Gerichte zusammengesetzt wurde. Man ernannte 7 Richter, denen ein Gerichts-

richtsschreiber und ein königl. Prokurator zugegeben wurden. Durch diese Anstalt suchte Herr Osselin die Sache in die Länge zu ziehen, und man glaubte schon, gewonnenes Spiel zu haben, da alles darein willigte, die Ankunft des Herrn la Fayette abzuwarten. Allein der noch auf dem Platze befindliche Haufe wußte nicht, was vorgieng; seine Ungeduld wuchs daher mit jedem Augenblick und Tod war das Losungswort, welches dem geängstigten Herrn Foulon mit fürchterlichen Geschrei entgegen brüllte.

Endlich kam la Fayette. Das ganze Volk empfieng ihn mit Freuden, und gab ihm seinen Beifall auf die deutlichste Art zu erkennen. Er erstaunte darüber, in dem Rathsaale eine solche Verwirrung zu finden, und äußerte sein Mißfallen gegen das Volk ganz offenherzig. Da ihn der Pöbel als einen Halbgott verehrte, so gehorchte er ihm, da er befahl, daß sich alles, was nicht in die Versammlung gehörte, entfernen sollte. Durch sein Ansehen und durch seine Beredsamkeit wußte er das Volk zwo ganze Stunden aufzuhalten, und zu bewirken, daß Herr Foulon, gemäß der Entschliessung der Wahlherrn, unter einer starken Wache nach dem Gefängnisse von St. Germain gebracht, und von jedem Distrikte ein Deputirter

tirter ernannt werden sollte, um ihn zu verhören und das Protokoll zur Naz. Vers. zu bringen, welche sodann Richter ernennen würde.

Das alles wäre gut gewesen, wenn nur la Fayette das Volk zuerst davon unterrichtet hätte; allein diese Vorsicht ließ man außer Acht. Das Volk gerieth also in die äußerste Gährung, und eben brachte die Wacht den Gefangenen die Treppe herunter, als man ihn mit Gewalt ergriff, und ungeachtet der Vorstellungen des Generalkommandanten, der ihn nach dem Gefängnisse gebracht wissen wollte, mit höllischen Freudengeschrei unter das auf dem Platze versammelte Volk zum Tode schleppte. Der Unglückliche vertheidigte sich; aber so tapfer er sich auch immer gegen die tödtlichen Anfälle wehrte, so mußte er doch endlich der Gewalt unterliegen. Unzählige Stiche und Schläge stürzten ihn zu Boden, und tödteten ihn. Man hieb ihm das Haupt ab, steckte ihm eine Handvoll Heu in den Mund spieste es sodann auf eine lange Stange und trug es unter gräßlichen Geschrei in den Strassen der Stadt herum; sein Leichnam wurde hinten drein geschleppt, und noch nach dem Tod mit einer so rasenden Wuth gemißhandelt, daß selbst jene, welche diese Mordszene mitspielten, jetzt darüber zurück schaudern.

Noch

Noch führten die Kanibalen ihren teufli-schen Triumphzug in der Stadt herum, als Herr Berthier, Foulons Tochtermann sich dem Thore näherte. Er war in Campigne von dem Volke angehalten, und nach Paris geschickt worden. Der Maire und Herr la Fayette schickten sogleich den Wahlherrn la Riviere mit 150 Mann ab, um Herrn Ber-thier in Sicherheit zu bringen. Zum Un-glück erhielt aber la Riviere die Ordre nicht, die ihm nachgeschickt wurde, da in und vor der Stadt alle Strassen so voll Volk wa-ren, daß der Kourier mit derselben nicht durchkommen konnte.

Herr Berthier kam am St. Martins-thore an. Das Volk fiel über seinen Wa-gen her, und schlug an demselben die Sei-tenwände sowohl als den Himmel ein. Eben kam der Zug mit dem Kopfe des unglückli-chen Foulon an. Man stieß ihm das bluti-ge Haupt seines Schwiegervaters ins Ge-sicht, warf dessen zerfleischten Körper in sei-nen Wagen, und trieb das Kanibalenspiel mit ihm bis er auf dem Rathhause ganz von Blute bespritzt anlangte.

Hier mußte er ein langes Verhör aus-stehen. Er vertheidigte sich standhaft, und

bewieß

bewieß seine und seines Schwiegervaters Unschuld auf eine so einleuchtende Art, daß man ihm nichts entgegensetzen konnte. Die Wahlherren erkannten auch nicht das mindeste gegen ihn, fanden aber für gut, ihn nach den Gefängnissen der St. Germainsabtei bringen zu lassen. Man rief zu diesem Ende eine zahlreiche Bedeckung vom Militair herbei, um ihn dahin zu führen; allein das Volk achtete eben so wenig auf den Willen seiner Obrigkeit, als es sich von der bewaffneten Mannschaft abschrecken ließ, seinen Blutdurst zu stillen. Herr Berthier wurde der Bedeckung mit Gewalt entrissen; das Volk trat ihn mit Füssen todt, zerriß seinen Körper in viele Stücke und trug die einzelnen Gliedermassen auf Stangen und Picken gesteckt eben so, wie Foulons Kopf in der Stadt zur Schau herum. Ein Weib riß dem Unglücklichen das Herz heraus, warf es zu wiederholtenmalen auf die Erde, steckte es sodann ebenfalls auf eine Stange, und vermehrte damit den Zug. — So tief konnte ein Volk, das man von jeher unter die aufgeklärtesten Völker des Erdbodens zählte, in einer so kurzen Zeit in die Barbarei versinken.

Man muß noch bei der Ermordung des Herrn Berthier folgendes anmerken: als er

sich auf dem Rathhause befand, eilte sein Sohn zu dem Grafen von Lalli Tolendal, welcher so viel bei dem Volke galt, warf sich ihm zu Füssen, und bat um Rettung seines Vaters. Der Graf hob ihn auf: Lieber Freund, sprach er, ich bedauere von Herzen das Unglück ihres Vaters, und ihren Schmerz. Ich wollte ihm von Herzen gern helfen, aber ich sehe es zu meinen grösten Schmerzen ein, daß es unmöglich ist! Und dieß sagte der Graf, ohne noch einen Versuch zur Rettung des Unglücklichen gemacht zu haben!

Fünfte Geschichte.

Der Prinz von Montbarry und seine Gemahlin kommen in Lebensgefahr am 22ten Juli 1789.

Man hat bereits aus dem vorigen ersehen, daß der Tumult in Paris am 22sten Juli allgemein und schrecklich war. Jedermann suchte sich daher von den Plätzen zu entfernen, wo das Volk die meisten Ausschweifungen begieng. Prinz von Montbarry, ehemaliger Kriegsminister, wohnte in dem eingeschlossenen Bezirke des Arsenals. Bei dem allgemeinen Lärm wollte er sich aus Furcht vor übler Behandlung entfernen. Er nahm daher einen Miethwagen, stieg mit seiner Gemahlinn darein und machte, um gar nicht erkannt zu werden, die Thüren zu. Da alle Strassen angefüllt waren, so konnte der Wagen nur langsam fortkommen. Das Volk hielt ihn endlich an, schlug die Thüren ein, und da man darinn den Prinzen mit dem blauen Bande

sah, so nöthigte man ihn, auszusteigen. Dieses Zeichen war hinreichend für den rasenden Pöbel, ihn für einen Feind des Vaterlandes zu halten. Schon waren hundert Mordgewehre gegen ihn empor gehoben, schon wollte ihn ein Volk, das er nur dadurch beleidiget hatte, weil er den Ludwigsorden trug, seiner Rache aufopfern, als seine Gemahlinn aus dem Wagen sprang, und mit Thränen der Wehmuth den Haufen also anredete: „Tödet mich zuerst, damit ich sein unschuldiges Blut nicht fließen sehe, tödtet mich, oder laßt die Gerechtigkeit ihn untersuchen, ob er eines Verbrechens schuldig ist. Laßt ihn verurtheilen, wenn ers ist, und ich werde dann nur mein Unglück, und nicht seine Unschuld beweinen dürfen."

Zum Glück befanden sich einige Leute unter dem Haufen, welche von jeher ihre Unterhaltung dem Hause des Prinzen zu verdanken hatten. Diese drängten sich näher, und beredeten das Volk, daß es den Prinzen wieder in den Wagen setzte und nach dem Stadthaus führte. Man verlangte immer noch seinen Tod.

Bei ihrer Ankunft auf dem Stadthause sahen sie die verstümmelten Leichname des Pre-

vat der Kaufleute, des Gouverneur der Bastille, und noch andere da liegen. Der Prinz mußte aussteigen. Er war so erschrocken, daß er nicht reden konnte. Schon wieder wollte das Volk mit Gewalt ihn anfallen, und ihn ermorden, als der Marquis de la Salle, Kommendant der Bürgermiliz, der sich eben auf der Treppe befand, herbei eilte, und den halbtodten Prinzen den blutdürstigen Händen des Pöbels entriß. Er fragte den Prinzen, worin sein Verbrechen bestünde, und dieser sowohl als seine Gemahlinn wußten es selbst nicht. Er fragte das Volk, womit der Prinz selbes beleidiget hätte, allein dieses konnte eben keine Beschuldigung vorbringen, und schrie doch immer um seinen Tod. Der Marquis stellte sich nun vor den Prinzen und sprach zu dem Volke: „Bürger! ihr seyd eben im Begriffe, die ganze Nazion auf ewig zu brandmarken, und ihr einen Schimpf anzuthun, den man ihr nach Jahrhunderten noch nicht vergeben wird. Ihr wollt einen eurer Mitbürger ermorden, der sich keines Vergehens gegen euch schuldig weis, und dem ihr selbst kein Verbrechen zur Last legen könnet. Bedenket, was ihr thut! — Aber ich will nicht die Schande über mein Vaterland kommen lassen, und wenn ihr mit Gewalt euch brandmarken wollet, so will wenigstens ich keinen Theil daran haben. Hier

stehe ich; — wollt ihr ihn umbringen, so müßt ihr erst mich ermorden; denn ich will nicht später als der Unschuldige sterben.“

So kräftig diese Sprache war, so vermochte sie doch nichts über den blutdürstigen Pöbel. Er verlangte immer noch den Tod des Prinzen, und würde ihn sicher ermordet haben, wenn nicht dieser in dem gefährlichsten Augenblick seine Besinnungskraft wieder erhalten hätte. Er faßte neuen Muth, trat vor, und redete das Volk also an: „Meine Mitbürger! (denn ich halte es für meinen Ruhm, es zu seyn) ihr wollt mich aufopfern, mich, der ich in der Person meines Sohnes, des Fürsten von St. Mauris, die Revoluzion angefangen habe, mich, der ich ihm seine Grundsätze beigebracht, seine Gesinnungen eingeflößt habe? Ist es euch unbekannt, daß er in der Franche Comte sich so sehr bei der Versammlung des Adels für das Wohl des Volks ausgezeichnet hat? Ist dieß das Verbrechen, weßhalb ihr mich aufopfern wollt? Nein, das glaube ich nicht! Aber vielleicht sind es diese Ehrenzeichen, womit ich bekleidet bin. Gut, hier sind sie, (indem er das blaue Band herabriß) ich gebe sie mit Vergnügen diesem braven Grenadier, der sie so sehr verdient hat.“

Dies war der Grenadier, der am ersten gegen die Bastille Sturm gelaufen.

So sehr das Volk vor einigen Minuten seinen Tod verlangte, so sehr klatschte es itzt den Prinzen Beifall zu, und das Geschrei: Es lebe der Prinz von Montbarry! war itzt eben so heftig, als zuvor das Geschrei um seinen Kopf. — Man führte ihn sodann auf das Stadthaus, wo er sich von seinem Schrecken vollends erholte. — So verfährt der Pöbel in Paris; er mordet unschuldige Menschen blos darum, weil er Lust zum Morden hat, und vergöttert die Bösewichter, weil er eben zu der Zeit bei einer solchen Laune ist. Wer kann nun noch läugnen, daß die Kaballe, die Verführung einen mächtigen Einfluß auf dieses Volk haben müsse!

Sechste Geschichte.

Hinrichtung des Jakob Cazotte.

Es ist zum Erstaunen, wie weit doch die französische Nazion ihren Haß gegen die Emigranten trieb. Alles, was mit diesen einen Zusammenhang hatte, war immer der ärgste Feind des fanatischen Volks. Jakob Cazotte, Maire von St. Pierre bei Epernay war ein stiller, ein friedliebender Mann. Die Bereitwilligkeit, mit welcher er allen Einwohnern des Orts bald thätig, bald mit einem weisen Rathe Hilfe leistete, hatte ihm die Liebe und das Zutrauen aller erworben. Er beobachtete streng die Pflichten seines Amts, und auch seine ärgsten Feinde würden keinen Tadel an ihm gefunden haben. Seit mehrern Jahren lebte er als Wittwer mit seiner einzigen Tochter; denn sein Sohn, Offizier bei einem Linienregimente, war schon im Jahre 1791 ausgewandert, und diente bei der Prinzenarmee.

Es war im Monat August 1792 als auf einmal ein Detachement Nazionalgarden sein Haus umringte, und ihm auf höhere Ordre befahl mitzugehen. Cazotte wuste sich keines Verbrechens schuldig, und war sogleich bereit, den Soldaten zu folgen. Seine Tochter bat ihn inständig, ihn begleiten zu dürfen, und so sehr auch der durch das Gefühl seiner Unschuld gestärkte Vater mit Vorstellungen und Bitten sie davon abzuhalten suchte, so ließ sich doch ihre kindliche Zärtlichkeit nicht überreden. Sie folgte ihrem Vater nach Paris. Hier wurde Cazotte in die Abtei gesperrt. Seine Tochter würde sich gerne mit ihm einsperren gelassen haben, wenn man sie nicht mit Gewalt davon abgehalten hätte. Indessen hielt sie sich immer in der Gegend des Gefängnisses auf.

Unterdessen kam der fürchterliche zweite September. Cazotte war auch unter den Unglücklichen, die, weil sie keine Diebe und Mörder waren (denn man ließ die Diebe und Mörder alle frei) der Pöbelwuth aufgeopfert werden sollten. Durch den tobenden Haufen drängte sich die zärtliche Tochter, und kam eben ins Gefängniß, als man ihren Vater herbeischleppte, und schon hundert Picken und Säbeln ihn zu ermorden drohten. Die Wehmuth

muth preßte ihr einen lauten Schrei aus. Sie stürzte gegen ihren Vater zu, fiel ihm um den Hals, und rief mit einem unglaublichen Nachdruck. „Um des Himmels Willen, ihr wollt einen Unschuldigen, meinen Vater umbringen — Ach mein Vater! ich will mit Ihnen sterben, wenn sie sterben müssen. „Wer den Karakter der Mörder vom zweiten September kennt, und nun erfährt, daß diese Worte ihre Grausamkeit entwaffnete, der muß in der That erstaunen. Wirklich schrien diese Banditen: Es lebe die Nazion! Gnade für ihn! und Cazotte wurde freigelassen.

Allein er genoß seine Freiheit nicht lange; man zog ihn wider ein und machte ihm als einen Begünstiger der Ausgewanderten nach neufränkischer Sitte den Prozeß. Man hatte nämlich einen Brief seines Sohns an ihn aufgefangen und erbrochen, worinn dieser aus Deutschland ihm schrieb, daß er ihn nächstens zu sehen hoffte, indem die vereinigten Armeen immer näher gegen Paris vorrückten. — Dies war in den Augen der französischen Richter schon Verbrechen genug. Cazotte stellte vor, daß er nicht daran Schuld sey, daß sein Sohn an ihn geschrieben hätte. Es könnte jedem Menschen in ganz Frankreich eben so, wie ihm, ohne sein Verschulden geschehen, daß ein Emi-

rant an ihn schreibe, und nebstdem sagte ja der Brief am Eingang ausdrücklich, daß sein Sohn seit seiner Auswanderung nicht das mindeste von ihm gehört hätte. — Allein dies half bei Leuten nichts, die für die Menschlichkeit ohne Gefühl sind. Cazotte wurde als ein Mann, der mit den Ausgewanderten Briefwechsel unterhalten hätte, zum Tode verurtheilt. — Eine große Menge Volks und auch seine Tochter war bei seiner Verurtheilung gegenwärtig. Letztere zerfloß in Thränen. Sie warf sich den Richtern zu Füssen, bat um Schonung ihres Vaters, bat man möchte seinen Prozeß genauer untersuchen, allein sie wurde nicht gehört. Die Gerechtigkeit wollte hier morden, was auch die Mörder verschont hatten.

Cazotte zeigte eine ungemeine Kaltblütigkeit und Standhaftigkeit. Als er auf den Richtplatz geführt wurde, begleitete viel Volk den Karren, worauf er saß. Alles beobachtete eine feierliche Stille, und man konnte das Jammern seiner Tochter, die ihn nicht verließ, deutlich hören. Er redete das Volk nicht an, sondern sprach blos, als er von dem Karren auf das Schaffot stieg, zu seiner Tochter: „Lebe wohl meine Tochter! in jener Welt werden wir uns wieder finden! Gott segne

dich

dich und schütze dich! gönne es deinem Vater, daß er itzt in eine bessere Welt übergeht. Hastig stieg er sodann auf das Blutgerüste, und in einigen Minuten war er nicht mehr. — Seine Tochter begrub sodann den entseelten Körper, und eilte den andern Tag voll Kummer und Schwermuth nach St. Pierre zurück.

Louise kam in St. Pierre an; allein ihr Haus, ihre liegende Gründe, die als rechtmäßiges Eigenthum ihres Vaters als Erbschaft auf sie gefallen wären, waren bereits ein Nazionaleigenthum geworden. Sie wurde nicht in das Haus gelassen, und irrte daher einige Wochen herum, bis der Schmerz sie ganz verzehrt hatte und sie im Hospital von Epernay starb.

Sie=

Siebente Geschichte.

Grausames Betragen der Franzosen zu Kortrik in Flandern.

Krieg den Schlössern, und Friede den Hütten! dies ist der schöne Spruch, hinter welchen die französischen Armeen ihre Absichten verbergen. Die Einwohner von Kortrik erfuhren es leider zu ihrem Unglücke, daß die Befolgung dieser Regel den Franzosen eben so wenig Ernst wäre, als die Beobachtung jedes andern Gesetzes. Bekanntlich war General Luckner im Juni 1792 in das österreichische Flandern eingefallen, und hatte Menin, Kortrik und einige andere Ortschaften in der Gegend besetzt. So sehr er den Einwohnern Freiheit und Sicherheit des Eigenthums versprach, so sehr er deswegen sich angelegen seyn ließ, durch angemessene Befehle alle Ausschweifungen zu verhindern, so konnte er doch seine Absicht nicht erreichen. Die Jakobinersoldaten überließen sich ihrer Laune, und achteten nicht

dar=

darauf. — Sobald sie in Kortrik ankamen, wurde sogleich von den immer mit der Armee herumziehenden Jakobinern ein Klub errichtet, und ein Freiheitsbaum gepflanzt. Die Einwohner musten auf ihre Kosten die Soldaten schwelgen und prassen lassen. Wer dies nicht thun konnte, wurde geplündert und gemißhandelt. Sie bezahlten zwar alles, aber sie bezahlten blos mit Papiergeld, welches die Einwohner ohne Abzug annehmen, und ihnen überdies noch in klingender Münze auswechseln mußten, wenn sie anders nicht den ärgsten Mishandlungen ausgesetzt seyn wollten. Ihr Aufenthalt dauerte zwar nur vom 19ten bis 29sten Juni; allein die Einwohner empfanden ihr Daseyn so sehr, daß sie sich lange nicht wieder erholen konnten.

Gegen Ende des Monats Juni rückten die Oesterreicher näher gegen Kortrik vor. Die Franzosen sahen, daß es ihnen unmöglich seyn werde, hier Stand zu halten, und General Carle beschloß seinen Rückzug. Aber dieser Rückzug war mit traurigen Merkmalen gezeichnet. Am 29sten wurden auf Befehl des Generals die Vorstädte in Brand gesteckt. Es war gerade am Feste der Heiligen Peter und Paul. Die Jakobinersoldaten erfüllten diesen Auftrag mit der größten Wildheit, und lie-

fen

fen gleichsam im Triumphe, um diese barbarische Heldenthat zu vollbringen. In einer halben Stunde stand alles in Brand. Vergebens flehten hundert unschuldige Familien um Schonung; die Tiger trieben mit den Unglücklichen nur ihren Spott, indem sie sagten, sie müßten St. Petersfeuer machen. Noch weiter gieng die Grausamkeit der Franzosen, sie bestahlen die Armen, welche einen Theil ihrer Habseligkeiten retten wollten, plünderten ihre Häuser, und drohten, sie umzubringen, wenn sie ihnen nicht ihr Geld geben würden. Es war ein rührender Anblick, so viele Familien mit thränenden Augen durch die Strassen laufen zu sehen. Mit Wehmuth sahen sie auf ihre brennenden Häuser zurück, nnd suchten mitleidige Menschen auf, die ihnen ein Obdach vergönnen sollten. — In der Dorniker Vorstadt hatte sich ein Greis mit seinem Sohne in einen Keller verkrochen. Da das Haus über ihnen zu brennen anfieng, wollten sie herauskriechen; allein die Verfechter der Menschheitsrechte trieben sie so oft mit Bajonetten zurück, als sie sich sehen ließen. Die Unglücklichen erstickten daselbst und wurden am andern Tage halb gebraten hervorgezogen. — An einem andern Orte hatte sich ein Kind auf einem Boden verkrochen. Es wollte herabsteigen, als es das Feuer sah; allein

allein die Unmenschen nahmen die Leiter weg. Aengstlich lief sodann das Kind hin und her, weinte und jammerte, und bat um Gottes-willen, es herabzulassen. Die Grausamen hörten es nicht, und so stürzte sich das Kind vor Verzweiflung auf die Gasse herab, wo es die Nachbarn aufnahmen und mit in die Stadt trugen. So wurden in den Vorstädten 81 Häuser, verschiedene Mühlen, Lusthäuser und andere Gebäude verbrennt, noch mehrere verwüstet, und alle geplündert. Selbst die Stadt war in Gefahr von der Flamme ergriffen zu werden. Mit heiterm Gesichte und kalten Blute standen die Generale Jarry und Carles da, und sahen dem Feuer zu. Die Unglücklichen, die zu ihren Füssen mit Thränen um Schonung baten, waren gleichsam eine Augenweide für sie; denn sie höhnten selbe nur aus, und vermehrten durch bittern Spott ihren Schmerz. General Carles sagte sogar dem Magistrate der Stadt, welcher nur um die Erlaubnis bat, Anstalten zur Löschung des Feuers treffen zu dürfen: „Was werden Sie erst sagen, wenn die Stadt selbst brennen wird?“

Unterdessen war General Lukner von dem, was in Kortrik vorgieng, benachrichtiget worden. Er eilte herbei, und da er billiger

liger dachte, so mußte das Feuer sogleich gelöscht werden, worauf er sich sodann wieder entfernte. Abends erhielten die Einwohner der Stadt Befehl, keinen Schritt aus den Häusern zu thun, und alle Fensterläden zu verschliessen. Die Franzosen plünderten noch einige Häuser, nahmen über 700 Stücke Leinwand, eben soviel Tuch und andere Waaren mit sich, trieben alles Vieh zusammen und zogen nach Mitternacht von Kortrik, wo sie während ihren Aufenthalt so ungeheuren Schaden angerichtet hatten. — So betrug sich die Arme, welche, wie die Franzosen sagten, den Völkern ihre Freiheit geben und sie beschützen sollte. Jeder Schritt, den sie that, war mit Blut und Verwüstung bezeichnet, und muste es seyn, da bei ihr eben der Geist herrschte, der über Frankreich selbst so viel Unheil gebracht hatte.

Nro. II.

Achte Geschichte.

Die Republik zu Marseille. Eine Folge des Jakobinismus.

Mehr als einmal ist in diesen Blättern schon angemerkt worden, daß die Jakobiner von Anbeginn der Revolution die boshafte Absicht hatten, den König vom Throne zu stürzen, und aus Frankreich eine Republik zu schaffen. Mehr als einmal hat man hier gezeigt, daß diese herrschsüchtige Gesellschaft überall ihre Apostel hatte, welche ihre Grundsätze predigten, und das Volk verführten. In den mittägigen Gegenden Frankreichs gelang ihnen ihr Vorhaben eher, als sie es vermutheten. Es fanden sich Ortschaften, die ganz den Geist der Jakobiner annahmen, und noch eher Republikaner werden wollten, als es die Jakobiner selbst für gut fanden.

In dieser Denkungsart zeichnete sich Marseille, der Sitz der Schwärmerei, besonders aus. Im Monate Junius erklärte diese Stadt öffentlich, daß sie nun keinen Theil des Königreichs Frankreich mehr seyn, sondern eine eigene Republik ausmachen wollte. Sie zahlte keine Abgaben mehr in den öffentlichen Schatz, setzte ein eigenes Finanzkollegium nieder und warb eine neue Armee, die sie selbst besolden wollte. (Denn ihre Armee war theils durch die nach Paris gegangenen Föderirten, theils durch die wiederholten Raubzüge ziemlich geschmolzen). Sie gieng so weit, daß sie ein Manifest abfaßte, und in selben alle umliegende Departements auffor-derte ihrem Beispiele zu folgen, und Repub-liken zu errichten.

Die Errichtung der Marseillerrepublik wurde eben so, wie in der Folge die Errichtung der französischen Republik mit Mord und Todschlag bezeichnet. Es gab in der Stadt noch einige Familien, welche die schwarzen Jakobinerseelen nicht anders als mit Groll sehen konnten. Als der Freiheitsbaum errichtet und mit der rothen Kappe gekrönt wurde, las ein fanatischer Wüstling das Verzeichniß dieser Familien ab, und begleitete diese Vorlesung mit einer wüthenden Anrede, worin er

die

die Erstgebohrnen Söhne der Gleichheit auf=forderte, von dem Boden der Freiheit diese Aristokraten, diese Despotensklaven so zu ver=tilgen, daß keine Spur mehr von ihnen übrig bleibe. Der Pöbel schwor ihnen sogleich den Tod, und erfüllte seinen Schwur.

Der tolle Haufen rannte mit Wuth in die bezeichneten Häuser, und mordete alles, was sich daselbst befand. Selbst Kinder und Dienstbothen blieben nicht unverschont, und viele der Unglücklichen wurden erst auf eine grausame Art gemartert, ehe man sie aufo=pferte. Man rechnet über hundert Personen, die auf diese Art das Leben verlohren ha=ben. Einige schleppten die Mörder sogar auf den Platz, und ermordeten sie am Freiheits=baume. So oft jemand hier geschlachtet wur=de, klatschte der Pöbel laut, und sang Tri=umphlieder. „Das Blut der Aristokraten, sprachen die Jakobiner, ist die beste Dünger für den Freiheitsbaum. Er wächst darnach vortreflich.“ Wie oft wurde hier dem Kö=nige von Frankreich der Tod, und allen Mo=narchen auf der Welt die Vertilgung geschwo=ren! Welche gräuliche Verwünschungen wur=den hier gegen alle bürgerliche Gesetze und Ordnung ausgestossen! Schon um diese Zeit war Ludwig in Marseille vom Thron gestos=

sen, und zum Tode verurtheilt. Hier zeigte sich das ganze Vorspiel von dem, was in der Folge geschehen sollte.

Der Karakter der Marseiller war bei gut gesinnten Bürgern zu verhaßt, als daß es jeder Willen ihrer Nachbarn gewesen wäre, sich auf die Aufforderung dieses Gesindels mit ihnen zu vereinigen. — Sie thaten daher nichts; als daß sie sich gefaßt machten, ihnen Widerstand zu leisten, ohne sich jedoch gegen sie zu erklären. Die Marseiller warteten einige Tage auf die Erklärungen der benachbarten Departements in Betreff ihrer Aufmunterung. Es erfolgte aber keine. Nun entschlossen sich die Marseiller, wie ehemals Muhameds Anhänger, mit Gewalt Proseliten zu machen. Es versammelte sich ein Haufen Volks, welches unter der Anführung einiger Jakobiner einen Zug in die benachbarten Ortschaften unternahm.

Ueber Toulon fielen die Räuber am ersten her. Die Jakobiner hatten zwar daselbst einen Klub, hatten auch einen ziemlichen Anhang; allein eine brave Departementsobrigkeit, ein sorgfältiger Maire und andere gutgesinnte Obrigkeiten wachten über diese Stadt, und daher waren alle bisher erregte Tumul-

te

te erstickt, alle Unordnungen verhindert, und alle Versuche der Freiheitsapostel vereitelt worden. Auch itzt würden selbst die Marseiller bei aller ihrer Raserei nichts ausgerichtet haben; wenn der Ueberfall nicht unversehens geschehen wäre, und wenn nicht die Jakobiner die Vorsicht gebraucht hätten, daß die Departementsvorsteher der Sindikus und der Maire noch eher gefangen wurden, als sie Maasregeln zur Aufrechthaltung der Ordnung ergreifen konnten.

Lange schon hatten die Jakobiner diesen Männern Rache geschworen, und itzt, da sie selbe in ihrer Gewalt hatten, erfüllten sie ihren Schwur. „An die Laterne mit den Aristokraten, rief einer von dieser abscheulichen Gesellschaft, und mit gräßlichen Geschrei wiederholte der rasende Pöbel diese Worte. Man henkte also diese Männer auf, und zerriß nachher, nach Jakobinersitte, ihre Leichname in Stücke. Noch mehr, man lief mit diesen Stücken in die Wohnungen der Ermordeten, und zwang die Gattinnen, die Kinder und Freunde derselben diese traurigen Ueberbleibsel zu küssen.

Sobald diese auf die Seite geschaft waren, erhielten die Marseillerräuber von dem

Pöbel zu Toulon Verstärkung. Sie pflanzten daher auf dem großen Platz einen Freiheitsbaum; ermordeten dabei ein Paar sonst friedfertige Männer, die sie Aristokraten nannten und einen sogenannten unbeeideten Priester, und leisteten unter den gräßlichsten Geschrei den Eid, als Republikaner zu leben, und alle Monarchen auf der Welt mit Feuer und Schwerd zu verfolgen, und zu vertilgen. Zum Beschluße wurden einige vornehme Häuser zu Toulon geplündert, weil sie, wie man vorgab, die Aristokrazie begünstiget hätten. Da die Marseiller Armee einige Tage lang in Toulon gehaust, und den Ort zu einer Republik gemacht hatte, kehrte sie wieder nach Marseille zurück, wo sie sich aber nicht lange aufhielt, sondern bald darauf ihre Streifzüge nach den Gegenden fortsetzte. Ueberall giengen Tod und Verwüstung vor ihr her, ihr ganzer Weg war mit Blut bezeichnet und mit Leichen bedeckt. In der Folge werden noch einige besondere Erzählungen von selber angeführt werden.

Neun-

Neunte Geschichte.

Greuelthaten zu Paris am 10 August, und am 2ten und 3ten Sept. 1792

In diesen Blätern hat man bereits von dem 10ten August und von den ersten Tagen des Septembers gehandelt. Allein das Bild, welches von dieser Epoche dort aufgestellt wurde, und schon Schaudern erregt, ist nur ein Schatten von dem, was sich wirklich zutrug. Man glaubt im Lande der Menschenfresser zu seyn, wenn man sich in jene Epoche zurück denkt. Nur das ganz Unbegreifliche dieser Schreckensszenen hielt uns zurück, gleich das ganze niederzuschreiben. Denn wir wollten nichts mehr sagen, als wir wirklich verbürgen konnten. Wir haben aber seit dieser Zeit mehrere Beschreibungen

von Augenzeugen erhalten, die alle so mit einander übereintreffen, daß wir an der Wahrheit nun gar keinen Zweifel mehr haben können.

An jenem fürchterlichen 10ten August ließ es der tolle Haufe zu Paris unter der Anführung der Jakobiner und Marseiller nicht blos bei Ermordung der Schweitzer und bei der Plünderung des Schlosses bewenden; er mordete nebst dem noch auf den Gassen und in den Häusern. Man gieng besonders den Wohnungen der Schweitzer nach, und suchte die Freunde des königlichen Hauses auf. In dieser Raserei befreite sich mancher liederliche Schuldenmacher von seinen Gläubigern, mancher Bösewicht von seinen Feinden. Man durfte den Mördern nur den Namen derjenigen nennen, die man getödtet wissen wollte, und ihnen die Wohnungen derselben zeigen, und man konnte sicher seyn, daß sie in einer Stunde in ihrem Blute schwammen. — Herr Bougainville, der durch seine Reise um die Welt bekannt ist, spazierte mit einer Dame auf den Elisäischen Feldern, und wurde auf eine unmenschliche Art ermordet. Da das Gemetzel im Schlosse sich allmählig geendigt hatte, giengen einige hundert Pariser Kinder in Prozession hin.

hin. Sie waren mit kleinen Picken und Säbeln bewaffnet. Die Schweitzer lagen da tod herum. Die Kinder fielen nun über die noch halb lebenden Leichen her, durchbohrten sie von neuem, schnitten ihnen die Köpfe ab, und trugen sie unter Jauchzen und Geschrei im Triumph herum. Ringsumher saßen Fischerweiber, Freudenmädchen, Wasserträger auf den Körpern der Ermordeten, tranken den Wein der königl. Keller aus Silbergeschirren, riefen den jungen Mördern Beifall zu, und ermunterten sie zu Grausamkeiten — Die durch ihre Mordlust, durch ihr grausames Betragen am 5ten und 6ten Okt. 1789 zu Versailles bekant gewordene Mademoiselle Theroigne von Mericourt zeichnete sich auch am 10ten August besonders aus. Sie lief am ersten nach den Zimmern der Königinn, und wollte für Wuth bersten, als sie selbe nicht mehr fand. Sie war mit einer langen Picke bewaffnet, trug im Busen einen Dolch und in einem Gürtel 2 Pistolen. Weil sie mit eigner Hand über 15 Personen von der Dienerschaft des königl. Hauses ermordet hatte, so erhielt sie zum Lohn eine Bürgerkrone von den Marseillern.

So wie in Paris raste man auch überall in den Provinzen. Die Jakobiner schienen einen allgemeinen Mordtag ausgeschrieben zu haben, und es floß überall das Blut der Edelleute, der Priester, und anderer Leute, von denen man muthmaßte, daß sie dem Könige oder der Konstitution ergeben wären. Die Furcht aller rechtschaffenen Leute an diesem Tage war unbeschreiblich. Alles, was irgend eine Gelegenheit dazu fand, flüchtete aus einem Lande, welches der Blutdurst der Jakobiner bereits zur Mördergrube gemacht hatte.

Viele flüchteten nach England. Die Marquise von Bouille miethete ein offenes Fischerboot, vertraute sich mit demselben den Wellen an, und schwamm in Matrosenkleidern von Dieppe nach England hinüber. Eine ihrer Freundinnen hatte sich in einen Koffer versteckt, welcher mit Löchern durchbohrt war. Sie landete halb todt zu Brighelmstone, und wurde daselbst von dem Prinzen von Wallis aufgenommen. — Auch die Herzoginn von Noailles floh mit ihrem Säugling und dessen Amme nach Dieppe. Die Amme gab das Kind für ihr eigenes aus, und wurde ohne Schwierigkeit nach England übergefahren. Die Herzoginn zog

die

die Kleider eines Bettlers an, und machte durch mehrere Tage verschiedene Versuche hinüberzukommen; aber vergeblich. Sie bot sich einem Steinkohlenhändler an, und versprach während der Ueberfahrt Matrosendienste zu leisten; aber vergeblich. Lange irrte sie mit Verzweiflung ringend auf der Küste herum. Endlich entdeckte sie ihren Stand dem Kapitain eines Paketbootes. Dieser versprach sie mitzunehmen, und verbarg sie unter den Schifftauen auf dem Verdecke. Hier lag sie 14 Stunden lang, und kam endlich von Schrecken und Mattigkeit ganz erschöpft zu Brigthelmstone auf der englischen Küste an. — Doktor Battmann, der von Göttingen nach Paris und London reiste, brachte den vormaligen Kriegsminister von Narbonne als Bedienten mit sich nach England. — Seit dem 10ten August waren die englischen Küsten Zeugen vieler rührenden Auftritte. Nicht nur mit den gewöhnlichen Passageschiffen und Paketbooten kamen die aus ihrem Vaterlande fliehenden Franzosen zu Hunderten an, sondern man sah auch einzelne Familien, Greise, Mütter mit Säuglingen, und erwachsene Kinder auf offenen Booten, mit größter Lebensgefahr, und aller Wuth der Elemente ausgesetzt, heranschwimmen, um in Eng-

land

land der persönlichen Sicherheit zu geniessen, die man in ihrem Vaterlande so oft beschwor, aber niemals sicher stellte. — So wurde Frankreich nach und nach aller rechtschaffenen Leute beraubt, der Herrschaft der blutdürstigen Jakobiner allein überlassen.

Die vierte Geschichte in diesen Blättern giebt uns zwar ein Bild von den Schreckenszenen des 2ten Septembers, allein dieses Bild enthält nur solche Thatsachen, die man zu dieser Zeit, als sie niedergeschrieben wurden, verbürgen konnte. Die übrigen Facta kannte man zwar auch, weil man aber noch keine hinreichende Beweise für ihre Wahrheit hatte, und weil man in diesen Blättern lieber zu wenig, als zu viel sagen will, so wartete man ihre Bestättigung ab, die auch wirklich erfolgte.

Der bewaffnete Haufe, welcher sich an diesem Tage auf dem Marsfelde versammelt hatte, zog unter der Anführung der Jakobiner zuerst nach der Karmeliterkirche, wo 264 unbeeidete Priester seit einigen Tagen eingesperrt waren. Sie wurden die ersten Schlachtopfer und meistens am Hochaltare, wohin sie sich gestellt hatten, niedergemacht. Die Kirche war ein Meer von Blut. —

Von

Von da giengs nach dem Gefängnisse der Abtei, wo über 900 Personen von der Untersuchungskommission waren eingesetzt worden. — Die Naz. Vers., welche indessen von der Massakre unterrichtet worden war, schickte Kommissaire nach der Abtei. Diese waren auch so glücklich durch den Haufen zu dringen, und Herrn von Montmorin in Schutz zu nehmen. Um es diesen Kommissairen zu beweisen, daß nicht die Naz. Vers. sondern der Pöbel regiere, wurde Hr. von Montmorin aus den Händen derselben gerissen, und vor ihren Augen ermordet.

Die Ermordung der reitzenden Prinzessinn de Lamballe, der vertrauten Freundinn der Königinn, mußte allgemeines Mitleid erregen. Die Ungeheuer rissen sie aus dem Gefängnisse. Sie starb mit wahrem Heldenmuth. Nach erhaltener Erlaubnis, ihr Testament aufzusetzen, schrieb sie dasselbe kaltblütig nieder, gab das Blatt einem neben ihr stehenden lumpichten Kerl, und rief dann aus: „Allmächtiger Gott, was habe ich gethan, daß du mich dieser Kanaille Preis giebst! — Nun kommet her ihr Tieger, ich bin fertig. Mordet mich.“ Ihr Kopf auf eine Picke gesteckt, über welche die mit Blut befleckten blonden Haare wallend herabflossen,

wurde

wurde von einem der Mörder getragen. Diesem folgte ein anderer, das blutige Herz der Prinzessinn in der Hand, und die Gedärme um den Arm gewunden. So giengen sie unter die Fenster des Herzogs von Ponthievre, welcher gezwungen wurde, die verstümmelten Glieder seiner Schwiegertochter zu betrachten. Was beim Temple mit dieser Leiche vorgieng, ist bereits in der vierten Geschichte gesagt worden. Auf der Strasse wurden alle Wagen angehalten, und die in denselben fahrenden Personen genöthigt, den abgehackten Kopf der Prinzessinn zu küssen.

Ein gleiches Gemetzel erfolgte darauf in den andern Gefängnissen Bicetre, Salpetrier, Chatelet, Conciergerie u. s. w. Das tolle Volk hatte aus seiner eigenen Mitte ein Tribunal formirt, welches alle Staatsgefangene zum Tod verurtheilen, und alle Diebe, Betrüger, und Mörder in Freiheit setzen mußte.

Man mordete an diesem schrecklichen Tage nicht blos in den Gefängnissen, sondern man fiel auch die stillen Wohnungen besonderer Familien an. Der Pöbel drang überall ein, und verübte beinahe unglaubliche Grausamkeiten mit lachendem Munde,

und

und Freiheitsgesänge singend. Unter den mordenden Pöbel mischte sich eine große Anzahl von Schuldnern, welche die Mörder nach den Häusern ihrer Gläubiger führten, und sie umbringen ließen. Auf diese Art sind die Gläubiger des Herzogs von Orleans beinahe ermordet worden. Ganze Familien verloren das Leben aus keiner andern Ursache, als weil sie Leuten, die nicht wieder bezahlen konnten, Geld geborgt hatten.

In einem Hause fanden die Mörder einen jungen und schönen Schweitzeroffizier versteckt. Sie zogen ihn hervor, und befahlen seinen Bedienten, ihn zu frisiren. Es geschah. Nun gab einer der Bösewichter dem Bedienten eine kleine Handsäge, und gebot ihm, den frisirten Kopf langsam abzusägen; „denn, sprach er, dieser schöne Kopf wird sich auf der Picke gut ausnehmen, und die Frisur darf ja nicht verdorben werden.“ Der Bediente weigerte sich, und wurde sogleich in Stücke gehauen. Darauf sägten zwei Weiber dem Offiziere langsam den Kopf ab, und steckten denselben auf die Picke.

Derlei Dinge würden uns in Frankreich, wo man noch vor 4 Jahren keine Hinrichtung keinen Todtschlag auf dem Theater

sehen

sehen konnte, ganz unbegreiflich seyn, wenn uns nicht mehrere Augenzeugen die Wahrheit derselben übereinstimmend verbürgten. Allein dieß waren noch nicht die grausamsten Thaten, die in diesen blutigen Tagen geschahen. Die folgenden scheinen wenigstens mir noch grausamer zu seyn, und noch mehr Wildheit vorauszusetzen.

Die Gräfinn du Chevre wurde nebst ihren 5 Kindern, von denen das älteste nicht über 11 Jahre alt war, auf eine schreckliche Art ermordet. Man schlachtete zuerst ein Kind nach dem andern langsam vor ihren Augen. Die Mutter mußte diese Szene ansehen, denn man zwang sie mit allerlei Martern dazu. Sie zeigte dabei eine Standhaftigkeit, die über alle Begriffe ist. Voll fester Zärtlichkeit nahm sie den blutenden Kopf ihres jüngsten Kindes mit beiden Händen, küßte ihn mit Thränen, und gieng dann selbst mit Entschlossenheit den Mördern entgegen, welche ihr zu erst beide Arme und nachher den Kopf abhackten. So starb sie die edelmüthige, gute Frau, die kein anderes Verbrechen begangen hatte, als daß sie eine Freundinn des königlichen Hauses war.

Auf dem Dauphinplatze hatte der Pöbel ein großes Feuer angezündet, und vor demselben wurden mehrere Männer, Weiber und Kinder lebendig gebraben. Die Grässin Perignan wurde nebst ihren beiden Töchtern herbeigeschleppt. Alle drei wurden nackt ausgezogen, über den ganzen Körper mit Oel beschmiert und langsam gebraten. Das durchdringende Geschrei dieser Schlachtopfer der Volkswuth wurde durch das lärmende Singe und Jubeln des Volks, welches um das Feuer herumtanzte, erstickt. Das älteste Mädchen, noch nicht fünfzehen Jahre alt bat flehend, daß man ihr das Leben nehmen, und sie von dieser schrecklichen Qual befreien möchte. Ein Jüngling eilte herbei, und schoß sie mit einer Pistole durch das Herz. Dadurch wurde der Pöbel sehr aufgebracht, daß er den jungen Mann ergriff, denselben in das Feuer warf, und ihm zurief: er solle nun statt ihrer leiden. Nachdem die Grässin gebraten war, wurden 6 Priester herbeigeführt. Der Pöbel schnitt etwas Fleisch aus dem Körper, und bot dasselbe den Priestern zu essen an. Die Priester schlossen ihre Augen zu, und gaben keine Antwort. Da wurde der älteste, ein mehr als sechzigjähriger Mann, nackt ausgezogen und gebraten. Den übrigen sagte der Pöbel; sie würden

vielleicht mehr Geschmack am Priesterthum finden, als an dem Fleische der Gräfin. Die fünf Priester fielen einander um den Hals, und warfen sich alle zugleich in das Feuer. Der Pöbel gab sich Mühe, sie herauszuziehen um ihre Leiden zu verlängern, allein sie waren schon von dem Rauche und der Flamme erstickt. — Auf eine eben so grausame Art wurde Hr. d' Aubert, ein mehr als 70jähriger Greis, in das Feuer geworfen. Dreimal sprang er heraus, und dreimal wurde er wieder zurückgestossen. Endlich hielten sie ihn mit den Picken fest im Feuer, und riefen ihm zu, er sollte ça ira singen. Während ihn das Feuer verzehrte, tanzten sie rings um den Scheiterhaufen herum. — Man suche ähnliche Beispiele unter den Kanibalen!

Wähend dieses in der Nachbarschaft vorgieng, sandte Grunault, ein reicher Gewürzhändler, seine Kinder zu einem seiner Freunde in die Nachbarschaft. Die unglücklichen Kinder begegneten einem Haufen von 30 bis 40 jungen Parisern, von denen keiner über 12 Jahr alt war. Diese fielen über den Bedienten her, welcher die Kinder begleitete, brachten ihn um, schlugen die Kinder mit Stöcken todt, und schnitten denselben nachher die Köpfe ab. Der Pöbel sah diesen jungen

Mör-

Mördern mit Lachen zu, klatschte Beifall, und rief: „Hoch lebe die Nazion!“ Die Weiber munterten diese Kinder zum fernern Morden auf: Bravo, meine Kinder, sprachen sie. Ach welch ein Vergnügen ist es für Eltern, Kinder zu haben, die bereits so gute Patrioten sind! Was wird erst in einigen Jahren aus ihnen werden? — Grunault wurde nebst seiner Frau von dem Pöbel ermordet.

Es ist unbegreiflich, was doch Augenzeugen dieser Greuelszenen einstimmig versichern. Man hat das Fleisch der Ermordeten in Pasteten gebacken, und rund um das Palais Royal verkauften die Pastetenbäcker pâtés á la viande de suisses, á la viande des émigrans, à la viande des prêtres u. s. w. Ein Augenzeuge erzählt, er sey gegenwärtig gewesen, als 4 Marseiller bei dem berühmten Traiteur Bouvilliers, im Palais Royal eine solche Pastete verzehrt, und dabei ausgerufen hätten: „Hoch lebe die Nazion!“

Die wahren Urheber dieser Greuelthaten blieben nicht lange verborgen. Schon am 3ten Sept. Abends kam Hr. Philippo der in der Tempelgasse wohnte, nach dem Jakobinerklub, dessen Mitglied er war. Er trug einen großen Kasten. Er trat auf den Red-

nerstuhl, hielt eine lange Rede über den Patriotismus, und schlug vor: daß ein jeder Patriot, welcher die Bande des Bluts oder der Natur den Banden des Patriotismus vorzöge, sollte für einen Aristokraten gelten, und daß ein jeder Jakobiner seine Freunde und Verwandten, wenn dieselben nicht patriotisch gesinnt wären; umbringen sollte. Nun öffnete er den Kasten, und — gräßlich zu erzählen — zog aus demselben die von ihm selbst abgehackten Köpfe seines Vaters und seiner Mutter hervor, welche er, wie er sagte, niemals habe überreden können, bei einem konstitutionsmäßigen Priester die Messe zu hören. Es entstand ein langes Beifallklatschen, und es wurde beschlossen, daß diese beiden Köpfe in dem Saale selbst unter den in demselben aufgestellten Brustbildern des Brutus und Ankerström, hinter dem Lehnstuhle des Präsidenten begraben werden sollten.

So gieng es in diesen Tagen in Paris zu. Ströme Bluts flossen durch die Strassen, Männer und Weiber warteten darinn mit den Picken und den Mordmessern in der Hand, sangen und tanzten, und riefen die Vorübergehenden zu dem Mordschauspiele herbei. Wer kann die unglücklichen Schlachtopfer der Volkswuth alle zählen? — Man rechnet die Anzahl

zahl auf 12000. Herr Louvet hat sogar am 29ten Okt. im Naz. Konvent behauptet, es wären 28000 Personen umgebracht worden. — Und die Naz. Vers. hat nach einer genauen Untersuchung selbst erklärt, daß die meisten am 2ten und dritten September gemordeten Gefangenen unschuldig gewesen seyen — Hier seufzt der Menschenfreund, und klagt in der Stille über die kannibalische Wildheit einer Nazion, die noch vor kurzem unter die gebildetsten Nazionen gehörte.

Die Triebfedern dieser Greuelthaten waren ohne allen Zweifei Robespierre, Marrat, Pethion, Manuel und — leider Gott — der Gerechtigkeitsminister Danton. Marrat sagte in der Folge öffentlich im Naz. Konv. er werde nicht eher ruhen, bis 260,000 Köpfe zu seinen Füssen lägen. Pethion rühmte sich am 5ten Sept. in der Naz. Vers., er habe einen Tumult beim Temple, welcher der gefangenen königl. Familie hätte gefährlich werden können, mit Ermahnungen an das Volk verhindert. Warum that er dieß nicht auch bei den übrigen Gefängnissen? Aber er entschuldigte sich damit, daß alle Nazionalgarden bei den Barrieren beschäftigt gewesen wären, und er also keinen Mann hätte erhalten können. Wirklich waren sie bei den Barrie-

ren beschäftigt, rings umher war die Stadt an allen Zugängen besetzt, und Niemand wurde hinausgelassen, damit den Mördern ja keiner entgehen konnte, der auf ihrer Liste stand. — Also die Häupter der Jakobinerpartheien waren die eigentliche Veranlasser und Beförderer dieser Grausamkeiten. — Die Ursache, warum sie so was unternommen, zeigte sich in der Folge nur zu deutlich. Denn kaum waren die Unglücklichen hingeopfert, als man ihnen unter dem Volke verschiedene Verbrechen zur Last legte. Das lächerlichste war eine Kontrerevoluzion, welche man den Leuten andichtete, die in Gefängnissen saßen.

Die wahre Ursache, warum man so viele Menschen mordete, war, weil man in der Folge auch den König morden wollte. Um diesen Mord in den Augen der Welt einigermassen zu rechtfertigen und gewiß zu bewirken, mußte man dem Könige verschiedene Verbrechen vorwerfen, die er nicht begangen hatte, und um diese erdichteten Verbrechen zu beweisen, mußten falsche Briefe und Schriften aufgesetzt und unterschoben werden. Dieß konnte aber nicht geschehen, so lange die vormaligen Minister, die Kammerdiener, Hofdamen, und andere Freunde des Königs am Leben wären. Denn diese würden das ungegrün-

gründete der Beschuldigungen dargethan, und die Falschheit der untergeschobenen Papiere bewiesen haben. Man wollte daher erst diese Zeugen ermorden, ehe man gegen Ludwig XVI den Prozeß anfieng, damit dieser, sich selbst überlassen, sich um so minder vertheidigen, und desto sicherer gemordet werden konnte. Man wollte zu gleicher Zeit sich auch furchtbar machen, damit Niemand, wenn es ja noch einige rechtschaffene Menschen gäbe, es wagen sollte, als Zeuge wider die Ungerechtigkeit der Kläger aufzutreten.

Zehnte Geschichte.

Ermordung des Bäckers Rallier am 29ten Oktober 1789. zu Paris.

Seit der Zeit, als der König nach Paris geführt worden war, liefen die Höcklerweiber immer mit Waffen in der Hand herum, und thaten, was sie wollten. Eine von diesen Furien kam am 20ten Okt. zu einem Bäcker, und verlangte Brod. Er gab ihr es; aber anstatt ihn dafür zu bezahlen, kehrte sie ihm den Rücken zu, und wollte mit dem Brode fortgehen. Der Becker verlangte Bezahlung; sie schrie ihn mit Hitze an, daß er nichts dafür bekommen würde. Der Bäcker eilte ihr nach und wollte ihr das Brod wieder wegnehmen; sie zog ihren Säbel, lief auf die Gasse, und machte ein fürchterliches Geschrei. Sogleich war ein Haufe ihrer Schwestern mit Ober = und Untergewehr bewaffnet beisammen. Die Boshafte sagte, der Bäcker habe viel Brod und Mehl in seinem

Hause versteckt und wolle keines verkaufen. Da in diesen Tagen die Höcklenweiber zu Paris die einzige höchste Staatsgewalt hatten, und thun konnten, was sie nur wollten, so waren sie auch gleich bereit, eine Exekuzion vorzunehmen. Sie stürmten das Haus, schleppten den Bäcker fort, und henkten ihn an der Laterne auf. Kaum war er todt, so riß man ihn wieder vom Stricke herab: eine der Furien hackte ihm den Kopf ab, steckte ihn auf eine Stange, und stellte sich an die Spitze der Mörderbande. Der Zug gieng sodann wieder nach der Wohnung des Bäckers zurück, seine hoch schwangere Frau lag ohnmächtig auf der Erde, als die Rasenden ankamen, und war ganz ohne Bewußtseyn. Man stieß ihr den blutigen Kopf ihres Mannes ins Gesicht, mißhandelte sie auf eine grausame Art, und lief sodann mit dem Kopfe in der Stadt herum.

Ein Theil des Pöbels war indessen doch im Hause des Bäckers geblieben, und hatte alle Thüren erbrochen, alle Winkel durchsucht, um den großen Brod- und Mehlvorrath zu finden, den Rallier nicht verkaufen wollte. Allein man fand nichts. Einige Säcke, die eben gebacken werden sollten, waren zwar da, aber auch nichts weiter. Während dieser gan-

zen lärmenden Szene sah man keine Nazionalgarde, keinen Menschen, dem sein Amt zur Pflicht machte, für die öffentliche Ruhe und Sicherheit zu wachen. Man ließ dem tollen Haufen seinen Willen, und munterte ihn dadurch gleichsam zu neuen Grausamkeiten auf. Am andern Tage nahm man zwar einige von diesen Mördern gefangen, aber bald waren sie wieder in Freiheit, und obgleich einer der Rädelführer, der sich zu den Weibern gesellt hatte, auf 9 Jahre von Paris verwiesen wurde, weil man ihn überzeugte, daß er den Bäcker aufgehenkt hatte, so blieb er doch ganz ruhig in der Stadt, und nahm nach wie vor an allen Ausschweifungen Theil, die der Pöbel zu begehen für gut fand.

Eilf=

Eilfte Geschichte.

Grausame Behandlung der Priester und Nonnen zu Paris.

Es war im Anfange des Jahrs 1791. als man mit Gewalt daran arbeitete, daß alle Priester den neuen Bürgereid schwören sollten. Dem Volke wurde auf allen öffentlichen Plätzen, in allen Gesellschaften, und in allen öffentlichen Blättern vorgepredigt, daß diejenigen Priester, welche den Eid nicht leisten würden, Aristokraten wären, und Aufruhr im Lande erregen wollten. Die Jakobiner, deren Werk eigentlich der neu zu leistende Eid war, waren ungemein aufmerksam auf das Betragen der Geistlichen. In allen Predigten fanden sich ihre Spionen ein, die immer von einer Rotte Vorstädter und Häringweiber begleitet wurden, und da es seit dem Anfange der Revoluzion einmal Mode war, in der Kirche sich eben so wie an jedem andern Orte

zu betragen, so entstand sogleich Lärm, wenn irgend ein Geistlicher ein Wort gegen den neuen Bürgereid sich entschlüpfen ließ.

Am 16ten Jäner wollte der Pfarrer von St. Rochus den feierlichen Gottesdienst abhalten. Er war bereits im Meßornate vor dem Altare erschienen, und das hohe Amt begann. Eben kam ein Schwarm Jakobinermiethlinge in der Kirche an, und weil man wußte, daß der Pfarrer den neuen Bürgereid verweigerte, so begann sogleich ein Tumult. Man stürzte gegen den Altar zu, riß dem Pfarrer das Rauchfaß aus den Händen, und den Ornat vom Leibe, drohte ihn aufzuhenken, wenn er noch einmal den Gottesdienst halten würde, und stieß ihn unter vielen Mißhandlungen in die Sakristei zurück. Halbtodt war der unglückliche Priester, und nur erst lange nachher konnte er sich einigermassen aus der Betäubung erhohlen.

An eben diesem Tage fiel in der Kirche St. Sulpice fast die nämliche Szene vor. Schon zeitlich hatten sich daselbst die Jakobineragenten mit ihrem Anhange eingefunden, und sobald der Pfarrer die Kanzel bestiegen hatte, rief einer derselben ihm zu, er solle sogleich die Gründe angeben, warum er den

Eid

Eid verweigere. Der Pfarrer fieng an zu reden, und da er viele Leute mit drohender Mine gegen die Kanzel blicken sah, wollte er ihrem Verlangen Genüge leisten. „Mein Gewissen verbietet mirs, sprach er, den vorgeschriebenen Eid zu leisten.“ Weiter durfte er nicht, denn alsogleich entstand in dem Hause des Herrn ein fürchterliches Geschrei, alles stürzte gegen die Kanzel zu, man sah entblößte Säbeln, emporgehobene Stöcke, und andere derlei Mordgewehre, man warf mit Steinen nach dem Pfarrer, welcher von der Kanzel herabstieg. Ein großer Kerl, der einen langen schwarzen Bart hatte, barfuß gieng, und eine zerrissene Jacke trug, ergriff den würdigen Seelsorger bei den Haaren, warf ihn zur Erde nieder, und schleppte ihn durch das Volk hin. Gewiß würde er von dem tobenden Haufen aufgeopfert worden seyn, wenn sich nicht einige Offiziers herbeigedrängt, und ihn aus den Händen der Mörder gerissen hätten. In andern Kirchen fielen ähnliche ärgerliche Auftritte vor, welche nur zu deutlich zeigten, daß das Volk alles Gefühl für die Religion verlohren habe.

Die Nonnen von St. Anna beschäftigten sich seit ihrer Stiftung mit Erziehung und Bildung der weiblichen Jugend. Da sie beson-

ders im Religionsfache sehr streng waren, und ihre Schülerinnen immer vor den Ausschweifungen und leichtsinnigen Sitten, die in Paris nie so stark, als itzt, im Schwunge giengen, warnten, so war dieß ein Vorwand für den fanatischen Pöbel, und besonders für die Damen der Halle, sie für Anhänger der unbeeideten Priester, für Aristokratinen zu halten. In seinem Wahne wurde das Volk noch dadurch bestärkt, weil die zu dem Kloster gehörigen Geistlichen den neuen Eid verweigert, oder wenigstens noch nicht geleistet hatten.

Der fanatische Pöbel wollte daher diese Nonnen seine Rache fühlen lassen. Er lauerte ihnen einige Tage nach einander auf, und bekam endlich 3 davon in seine Klauen. Die Höckelweiber geiselten sie mit Ruthen so stark, daß sie am ganzen Körper bluteten, denn sie hatten den Armen alle Kleider vom Leibe gerissen. Der ganze Auftritt schien aber auf diesen Tag, den 8ten Aprill, schon abgeredet gewesen zu seyn; denn in andern Klöstern gieng zu gleicher Zeit das nämliche vor, und mehrere Nonnen wurden so grausam behandelt, daß sie bald darauf starben. So weit trieb ein Volk seine Raserei, welches kurz vorher aus Liebe für die Geistlichkeit gestorben wäre.

Da über den Eid der Geistlichen so verschiedene Gesinnungen herrschten, und so viele Streitigkeiten entstanden, da die Naz Vers. ausdrücklich erklärt hatte, daß in Frankreich alle Religionen geduldet werden sollten, und daß die Anhänger derselben die von ihr aufgehobene Kirchen zur Ausübung des Gottesdienstes kaufen könnten, so traten mehrere vermögliche Leute zusammen, und kauften die aufgehobene Theatinerkirche, unter der Bedingung, daß sie sich daselbst von ungeschwornen Priestern den Gottesdienst halten lassen dürften. Die Pariser Gemeinde, und selbst die Naz. Vers. war damit zufrieden, und weil sie nach ihren eigenen Grundsätzen im höchsten Grade tolerant seyn mußte so gab sie ihre Einwilligung dazu. Am 17ten April sollte diese Kirche eröffnet werden. Schon früh fand sich ein Haufe rohes Gesindel bei der Kirche ein. Es wurde ein Bündel Ruthen an die Thüre geheftet, mit der Aufschrift: „Arznei für andachtige Seelen.." Ein ansehnlicher Mann riß dieses Aergerniß ab; allein das Volk zwang ihn unter den grausamsten Drohungen, es wieder anzuheften, und mißhandelte ihn hernach so, daß er hinweggetragen werden mußte. Der Tumult war groß. Selbst der Maire kam herbei, um Ruhe zu stiften; allein vergeblich. Er ließ zwar das

Bün-

Bündel Ruthen herabnehmen; aber kaum hatte er sich entfernt, als er wieder an Ort und Stelle war. Das Volk schrieb darunter: „Durch den Maire abgenommen, aber auf Befehl des Volks wieder aufgeheftet.“ Da sehen wir nun deutlich, daß die Pariser Häringweiber, Wasserträger und Vorstädter das französische Volk sind, welches nach seinem Belieben rast, wie es will, und nur sich für berechtigt hält, Befehl zu geben. Kurz die Theatinerkirche konnte dießmal nicht eröffnet werden.

Einige Tage darauf gieng indessen doch die Eröffnung vor sich. Man hatte bei dieser Gelegenheit keine Vorsichtsmaaßregel vergessen, um das Volk von Ausschweifungen abzuhalten. Allein es behauptete sich dennoch. Kaum begann der Gottesdienst, so war die Kirche vom Pöbel angefüllt, welcher mit allerlei Waffen versehen hereindrang. — Man forderte die Nazionalgarden auf, die Unternehmungen dieser unruhigen Köpfe zu verhindern; sie sagte aber, sie werde gegen französische Bürger keine Gewalt brauchen. — Der Pöbel überließ sich daher ganz seinem Vorhaben, zerschlug Altäre, Kirchengefäße, Kanzel, Orgel, kehrte die Stühle um und schleppte sie auf die Gasse, und trieb überhaupt hier

solchen

solchen Unfug, daß es ein wahres Greuel war. Die ungeschwornen Priester, welche sich daselbst befanden, wurden theils gemißhandelt, theils gar getödtet. Blut floß in der Kirche, und das Haus des Herrn wurde in eine wirkliche Mördergrube verwandelt.

So wurde nach und nach ein rohes und fanatisches Volk ganz gleichgiltig gegen die Religion, und eben dadurch des grösten Verbrechens fähig.

Zwölfte Geschichte.

Mordszenen zu Bezieres in Niederlanguedoc im Februar 1790.

Seit der Entstehung der Revolution, seit der schröcklichsten Erklärung der Menschenrechte wähnten die Leute überall, daß sie nun keinen andern Oberen, als ihren Willen hätten, nach welchen sie thun könnten, was sie wollten. Es bestanden noch die Generalpächter, welche, da sie beträchtliche Vorschüsse an den Schatz gemacht hatten, und die Zeit ihrer Pachtungen noch nicht vorüber war: nicht ohne schreiende Ungerechtigkeit von der Naz. Vers. abgeschafft werden konnten. Sie übten daher noch alle ihre Rechte aus, trieben die vorgeschriebenen Steuern, Akzisen, und Zölle ein, thaten überhaupt noch alles, was sie zuvor thun konnten; denn kein Gesetz verhinderte sie darann. Unter diese Rechte gehörte

hörte auch der Zoll gewisser Natur, und Kunstprodukte, welche die Generalpächter von den aus einer Provinz in die andere geführten Waaren erheben konnten.

Das Volk zahlte bisher diese Gebühren ganz willig; sobald aber die Freiheit im Reiche gepredigt wurde, so gab es Schwierigkeiten dabei. Die Leute wollten Waaren einführen, die Pächter hatten ihre Pachtgelder entrichtet; allein Niemand wollte den Zoll mehr zahlen; in verschiedenen Gegenden gab es deswegen Händel, die mehreren Menschen das Leben kosteten.

Zu Bezieres in Languedoc kamen am 8ten Februar einige Wagen mit Waaren an, die verzollt werden sollten. Die Fuhrleute passirten die Schranken, und entrichteten nichts. Vergebens schrie ihnen der Einnehmer nach, sie wollten ihn nicht hören, und fuhren ihren Weg. Der Einnehmer rief seine Leute herbei, und eilte mit diesen den Wägen nach. Diese hielten die Fuhrleute an, welche aber mit Seitengewehren, und Pistolen versehen, auf sie losgiengen, und sie zurücktrieben. Dadurch entstand ein Lärm, und auch die übrigen Zollbedienten kamen herbei. Die Fuhrleute wurden mit Gewalt angehal-

ten, und nachdem sie überwältiget waren, nach der Wohnung des Einnehmers geführt. Man durchsuchte die Wägen, und fand lauter Kontrebandwaaren. Daher sollten auch diese nach der Zollstädte geführt werden.

Unterdessen hatte aber ein Kerl, der sich mit Einschwärzen abgab, und eben auch zu diesen Wägen gehörte, in der Stadt Bezieres Lärm gemacht. Eine Menge Volks eilte herbei, und an dessen Spitze gieng der Rasende mit blossem Säbel und aufgestreckten Hemdärmel gegen das Haus des Einnehmers an der Barriere. Man foderte die Fuhrleute heraus, es wurde verweigert, man drohte, und die Zollbedienten, die sich unterdessen zur Gegenwehr gesetzt hatten, beharrten auf ihrer Weigerung. Endlich brauchte das Volk Gewalt, schlug Thüren und Fenster ein, und fiel über die Zollbedienten mit solcher Wuth her, daß einige das Gewehr wegwarfen, und sich verkrochen, fünf davon aber entwaffnet in die Hände des Volks fielen. Die Fuhrleute waren in ein Gefängniß gesperrt; dieß wurde nun erbrochen, und sie auf freien Fuß gestellt.

Man kann sich leicht denken, welche Mißhandlungen die unglücklichen Zollbedienten, deren

deren Verbrechen die Beobachtung ihrer Pflicht war, erfahren mußten. — Unter tausendfachen Stössen und Schlägen wurden sie auf die Gasse geschleppt; man riß ihnen alle Kleider vom Leibe, und zwang sie das Volk knieend, und im Hemde um Vergebung zu bitten, daß sie die Rechte der Menschheit beleidiget hätten. Schon waren 5 Galgen aufgerichtet, schon standen mehrere Mörder mit Stricken bereit, die Unglücklichen aufzuhenken; als ein Detachement von der Nationalgarde herbeikam, und Friede stiften wollte. Allein der Pöbel hörte die Ermahnungen der Offiziere eben so wenig, als er ihre Drohungen fürchtete. Vor ihren Augen wurde einer der Unglücklichen aufgehenkt. —

Die Offiziere befahlen, Gewalt zu gebrauchen, aber die Nationalgarden thaten hier eben das, was ihre Kollegen in andern Gegenden thaten, sie weigerten sich, Gewalt zu gebrauchen, warfen sogar das Gewehr weg, und mischten sich unter das Volk. — Nun wurden auch die übrigen vier gehenkt, und selbst einige Nazionalgarden nahmen an diesem Morde Theil. In der That sind jene gute Menschen beklagenswerth, die in einem Lande wohnen, wo das Leben der Rechtschaffenen blos von der Laune des Pöbels abhängt, wo

es keine Vertheidiger gegen Gewaltthätigkeiten, keine Staatsgewalt giebt, zu welcher der verfolgte Unschuldige seine Zuflucht nehmen, und auf die Wirksamkeit ihres Beistandes rechnen könnte, wo jene, die zur Handhabung der Gesetze da sind, keinen andern Befehl, als ihren Willen kennen, kurz, wo es so zugeht, wie es seit dem Anfang der Revoluzion in Frankreich zugieng.

Welch ein trauriges Loos für gute Menschen, wenn sie in einem solchen Lande wohnen müssen.

Noch war aber die Mordszene zu Bezieres, nicht geendiget. Denn als der tolle Haufe noch mit Anfknüpfen beschäftiget war, kamen die Weiber der Unglücklichen herbei. Sie sahen, wie man ihre Männer grausam tödtete; sahen sie unter den Händen ihrer Mörder leiden, und voll Verzweiflung stürzten sie sich unter das wilde Volk, und jammerten, und schrieen.

Vergebens war aber ihr Geschrei. Die nach Blute lechzende Unmenschen hörten es nicht, und ihre Herzen waren von dem Gefühle einer wilden Ungebundenheit zu sehr verhärtet, als daß die Empfindung des Mit-

leids

leids hätte darin Wurzel fassen können. Vor Verzweiflung verwünschten die unglücklichen Weiber die Henker ihrer Männer, und dies brachte die Unholden so auf, daß sie über die Wehrlosen mit Wuth herfielen, zwo derselben in Stücke rissen, und die Uibrigen auf eine andere grausame Art mishandelten, und umbrachten. — Nach Endigung dieses schauderhaften Auftrittes wurde die Wohnung und Kasse des Einnehmers geplündert, und hierauf steckte der tolle Pöbel die Köpfe der Ermordeten auf Stangen, sang Triumphlieder, und zog in den Strassen der Stadt herum.

Es war Abends, und es schien, als ob sich der Tumult einigermassen hätte legen wollen. Allein das einmal mit Schandthaten beschäftigte Volk benützte die allgemeine Verwirrung, und plünderte unter dem Vorwand, seine Freyheit vertheidigen, und die Feinde derselben bestrafen zu wollen, mehrere reiche Familien. Dies Unglück traf auch den braven Clery. Er war zwar allgemein für sehr reich gehalten, allein er konnte nur für einen mittelmäßig vermöglichen Mann gelten; die meisten Leute liebten ihn seiner Rechtschaffenheit, seiner Friedfertigkeit wegen. Während der vorigen Regierungsverfassung hatte

er dem Staate durch verschiedene Lieferungsgeschäfte wichtige Dienste geleistet, und itzt waren seine Söhne bei der Armee angestellt, und zeichneten sich durch ihr gutes Betragen vorzüglich aus. Clery saß eben mit seiner Frau, und seinen 2 Töchtern beim Abendessen, als das Volk in sein Haus drang, und ein Haufe davon in sein Speißzimmer stürzte. Sogleich wurde der schon alte, und ziemlich unbehülfliche Clery von einigen Bösewichtern ergriffen, und unter den grausamsten Drohungen gefragt, wo er sein Geld habe. „Ich will es Ihnen selbst alles geben, sprach er, wenn sie mir nur sagen, in wessen Namen Sie es fodern. Sogleich schlug ein lumpigter Kerl mit einem Prügel den Unglücklichen über den Kopf, daß er betäubt zur Erde sank. Seine Frau und Töchter stürzten ihm zu Hilfe; aber die Mörder hielten sie auf, mißhandelten beide Mädchen unter den Augen ihrer Mutter, auf die unanständigste Art, und trieben sodann ihr teuflisches Spiel mit der Mutter selbst. Unterdessen wurden alle Sachen von Werth aus den Zimmern geraubt, alles erbrochen, und ausgeleeret, und nachdem sie genug geplündert hatten, entfernten sie sich wieder, um anderswo ebenfalls zu plündern. Nur nach und nach erholten sich beide Töchter wieder, sahen die

Verwüstung um sich her. Ihre Mutter lag halb todt da, und an ihren Vater bemerkte man kaum noch ein Zeichen des Lebens. Denn beide waren mit Füssen getretten worden, und beide starben kurz darauf.

Andere Familien erfuhren an eben dem Abend das nämliche Schicksal, und die grausame Szene würde noch verlängert worden seyn, wenn nicht einige Offiziers der Linientruppen auf ihren eigenen Antrieb einige Kompagnien regulirte Miliz hätten ausrücken, und das Volk zerstreuen lassen. Denn die Nazionalgarde wollte keine Gewalt brauchen, und die Munizipalität wagte es gar nicht, das Volk zur Ruhe zu ermahnen. Das Militär nahm einige der Tumultuanten in Verhaft, und übergab sie Tags darauf dem bürgerlichen Gerichte; welches selbe aber in Kurzen wieder in Freyheit setzte, und das, unter dem Vorwande, daß diese zwar mit dem Haufen gegangen wären, aber keinen Theil an den Ausschweifungen genommen hätten. Und auch in der Folge drang man nicht weiter auf die Untersuchung, der Theilnehmer dieses schrecklichen Auftritts. — So ist der rechtschaffene Mann in dem Lande, welches sich das Land der Freiheit nennet,

allen Gewaltthätigkeiten, allen Mißhandlungen blos gestellt, und es giebt daselbst keine Gerechtigkeit, welche die Verbrecher verfolgt, und die Unschuldigen schützt.

Dreizehnte Geschichte.

Empörung des Volks zu Saumur in der Provinz Anjou im Jäner uud Hornung 1790.

Es war im Anfange des Jahrs 1790 als der Freiheitsschwindel auch in der Provinz Anjou auszubrechen begann. Vermög der vollkommenen Freyheit, von der man sich in den meisten Gegenden Frankreichs übertriebene Begriffe machte, rottete sich daselbst das Volk zusammen, und verlangte mit Ungestüm, daß, besonders zu Saumur die Zölle abgeschaft, nnd die Ackzisen aufgehoben würden. Aus dieser Ursache strömte es in grossen Haufen nach dem Gemeindehaus hin, drohte und polterte, und da die Munizipalität darauf beharrte, daß sie hierinn nichts entscheiden, sondern ihre Instrukzionen von

höhe-

höheren Orte einholen müsse, so wollte sich das Volk selbst Recht verschaffen.

„Wozu sprach der Redner des Pöbels; brauchen wir Instrukzionen? Wir sind das souveraine Volk, und unser Willen ist das Gesetz, nach welchen man sich richten muß. Das Volk verlangt es, und das Volk wird selbst sein Vorhaben ins Werk setzen, wenn seine Beamten dazu zu feig, oder zu verdorben sind. Das Volk wird auch seine Beamten strafen, wenn sie ihm nicht gehorchen werden, und damit ihr sehet, daß das Volk zu Allem, was es will, ein Recht hat, so kommet mit uns.“ Die Munizipalbeamten wurden darauf mit Gewalt fortgeschleppt; Der Pöbel lief gegen die Barieren, und steckte sie in Brand. Die Zollbedienten wurden größtentheils auf das grausamste gemißhandelt, und einige sogar getödtet. Man schnitt den Ermordeten, wie gewöhnlich, die Köpfe ab, und begann eben wieder eine neue Hinrichtung, als das Regiment Roussillon anrückte, und Feuer zu geben drohte, wenn man nicht sogleich die Rädelsführer ausliefere, und sich zerstreuen würde. Das erstere wollte der Pöbel nicht; Die Soldaten drangen mit Gewalt in den Haufen, nahmen die Hauptrebellen gefangen, und zwangen das übrige

Volk

Volk sich fort zu begeben. Es waren 5 Mörder, welche die Soldaten mit sich fortnahmen, und in ein Gefängniß sperrten. — Auf diese Art war der Tumult gestillt, und es schien, als ob die Ruhe nicht so bald unterbrochen werden würde.

Allein die wahren Unruhestifter verschrien diese Demüthigung als eine Sünde gegen die Volksmajestät, und konnten es gar nicht ertragen, daß ihr Anhang den Kürzern gezogen hatte. Sie boten allen ihren Einfluß auf, setzten alles in Bewegung, und brachten es dahin, daß am 27ten Jäner mit Tagesanbruch ein grosser Haufe Volks aus der Stadt und aus der Gegend sich versammelte, und gegen das Gefängniß marschirte. Sogleich rückte das Regiment Roussillon wieder aus. Das Volk kehrte sich aber nicht daran, sondern erbrach den Kerker, und setzte die Gefangenen in Freyheit. — Die Soldaten hatten zwar Befehl, Ernst zu zeigen; aber keinen zu gebrauchen. Denn der Kommandant dachte zu menschenfreundlich, als daß er hätte schlechterdings Blut vergiessen wollen. Er hatte daher nur einige Soldaten mit scharfen Patronen, die übrigen aber mit blinden versehen, und 2 Kanonen ließ

er

er nur anrücken, ohne sie aber gebrauchen zu wollen. Das Volk wußte entweder dieses, oder sein Schwärmgeist hatte schon den höchsten Grad erreicht, kurz es fieng zu erst an, die Soldaten feindselig zu behandeln, schoß auf sie, und stürmte mit allerlei Mordgewehren so gewaltsam gegen sie, daß einige ermordet, die übrigen aber gezwungen wurden, sich zurückzuziehen. Das Volk verfolgte die Soldaten, bis in ihre Kaserne, und wenn sie nicht besondere Vorsicht gebraucht hätten, so wären sie auch hier nicht sicher gewesen.

Dießmal hatte also die Rebellenparthei gesiegt, und trug seine Siegeszeichen, die abgehackten Köpfe der Erschlagenen auf Spießen und Stangen in der Stadt herum. Gute Bürger, welche die Ruhe wünschten, und liebten, wurden von dem Mordgesindel mit fortgerissen, wenn sie sich sehen ließen; sie mußten irgend ein Mordinstrument ergreifen, und mit der Räuberbande ziehen, wenn sie ihres Lebens sicher seyn wollten. Einige Kinder wurden von der Menge zrrtretten, einige Weiber, und Mädchen gemißhandelt, oder gefährlich beschädigt. In der Folge durften sich die Soldaten nicht einzeln mehr sehen

lassen,

lassen, und mußten in ihrer Kaserne noch immer sich auf neue Angriffe bereit halten. — Aber auch hier that die nun herrschende Parthei das, was sie an so vielen Orten that, sie bracht es dahin, daß das Regiment Roussillon anders wohin verlegt wurde. Kurz vor dem Abmarsch des Regiments ereignete sich noch eine blutige Geschichte. Zween Soldaten, deren Weiber aus der Stadt waren, wollten vor ihrem Abmarsch einige Habseligkeiten, die sie hier zurückließen, zu ihren Freunden bringen. Sie thaten dieß Abends, da alles ruhig zu seyn schien. Unterwegs begegneten sie einer Rotte Sackträgern, welche etwa aus 12 Personen bestand. Diese fielen sogleich über die beiden Soldaten her, welche aber alles von sich warfen, und sich zur Gegenwehr setzten. Es entstand Lärm; die Soldaten in der Kaserne hörten das Geschrei, und da sie mit Grunde vermutheten, daß es ihrer Brüder gelte, eilten sie herbei, um selbe zu retten. Allein sie kamen schon zu spät. Beide waren schon todt, und schon beschäftigten sich die Mörder mit Abschneiden der Köpfe. Die Soldaten geriethen in Wuth, und hieben die Hälfte der Mörder nieder. Die übrigen liefen davon, und die Soldaten kehrten wieder in ihre Kaserne zurück. Das Regiment marschirte

schirte bald darauf ab, und mußte bei seinem Abmarsche noch Beleidigungen des Pöbels ertragen.

Vier=

Nro. III.

Vierzehnte Geschichte.

Zerstöhrung der Benediktinerabtei zu Redou in Bretagne im Februar 1790.

Von jeher war es die Gewohnheit der Verführer, daß sie, um andere Menschen zur Sittenlosigkeit zu verleiten, selbe gegen die Religion gleichgültig machten. Von jeher begannen Bösewichter den Umsturz der Religion mit Verfolgungen der Geistlichkeit. Auch in Frankreich war dieß der Fall, und bei der gewaltsamen Staatsrevoluzion machten die Schwärmer es sich zum wichtigsten Geschäft, die Priester verdächtig zu machen, und dem Volk schlechte Begriffe von ihnen beizubringen. Wie sie das bewerkstelligten, und zugleich, wie weit der Haß des irregeführten Volks gieng, wird folgende Geschichte zeigen.

Zu Redou in Bretagne, war eine schöne Benediktinerabtei, welche beträchtliche Einkünfte, mehrere Landgüter, und ein grosses Vermögen besaß. Im Jahr 1780 war sie abgebrannt, war aber wieder hergestellt, und die Aebte, bisher immer Rechtschaffene, und untadelhafte Männer, hatten es durch eine kluge Oekonomie so weit gebracht, daß die Abtei nun nichts mehr von dem Unglücke empfand. Einige Apostel der Freiheit und Gleichheit hatten bereits den unseligen Revoluzionsgeist in die dasige Gegend gebracht, und mit diesen verbreitete sich der Haß gegen die Geistlichkeit. — Man wollte Gleichheit unter den Menschen einführen, und es gab doch so verschiedene Menschen, die an Sitten, Gewerbe und Vermögen so sehr von einander abwichen, einander gar entgegen gesetzt waren. Ganz natürlich wurde dadurch der Haß des Dürftigen gegen den Vermöglichen rege, und der Taglöhner konnte es nur mit Unwillen sehen, daß andere Leute bequemmer lebten, als er, und doch kein Holz schnitten, keine Lasten trugen; er betrachtete nur sich, und seine Dienste für wesentlich, und hielt die übrigen alle für entbehrliche Wesen. Daher geschah es, daß einige Unterthanen der Benediktinerabtei zu Redou den Entschluß faßten, sich loszureissen,

und

und sich von allen Pflichten gegen ihre Obrigkeit zu entledigen.

Mit Ungestimme schickten sie eine Deputation an den Abt, welche ihm geradezu erklärte, sie würden nun keine Frohndienste mehr thun, würden keine Abgaben an die Abtei mehr leisten. Da itzt ganz Frankreich frei, und ein Einwohner eben so viel, wie der andere wäre, so wollten auch sie das Joch der Knechtschaft abwerfen und frei werden. Die Abtei hätte also in Zukunft nichts mehr von ihnen zu gewarten, und sie sagten ihr allen Gehorsam auf.

Der Abt machte ihnen mancherlei Vorstellungen. Er schilderte ihnen die Verlegenheit, die Noth, in welcher sie sich erst vor einigen Jahren befunden hätten, und aus welcher sie blos durch die Unterstützung der Abtei gerissen worden wären. Er sagte ihnen, auf welche Art sie vor Alters einigen adelichen Familien unterthänig gewesen, deren Rechte nachher von ihren Herrschaften und rechtmässigen Obrigkeiten an die Abtei übertragen worden wären. Er zeigte ihnen den Wohlstand, in welchem sie sich befanden, und die gute Art, mit welcher sie behandelt würden. Er versprach die schnelleste Hilfe,

wenn sie sich in etwas für gekränkt hielten, und trug sich an, alles selbst zu untersuchen, und so gut als möglich gegen sie zu verfahren.

Die Bauern hatten aber einmal ihre Freiheit, und Gleichheit im Kopfe, und dieß machte, daß die Vorstellungen des Abts, keine Wirkung thaten. Sie bestanden auf ihrem Satz, daß sie nun nicht mehr unterthänig seyn wollten, da ganz Frankreich frei wäre, und kehrten mit Unwillen zu ihren Kollegen zurück. — Hier war nun ein großer Streit über die Freiheit. Einige alte Männer behaupteten, daß sie sich bisher immer wohl befunden hätten, und bewiesen durch Beispiele aus der Nachbarschaft, daß ihnen ihre eingebildete Freiheit mehr schaden, als nutzen würde. Gregoire ein 80 jähriger Greiß sagte offenherzig in der Versammlung; wenn ihr der Abtei den Gehorsam aufsagen wollt, so müßt ihr auch eure Häuser, eure Felder, eure Gärten zurück geben. Unsere Vorfahren haben sie von den Besitzern dieses Landes unentgeltlich empfangen, und sich dafür verpflichtet, den Eigenthümern gewisse Dienste zu leisten, und gewisse Abgaben zu entrichten. Sie sind also noch ein wahres Eigenthum der Benedikti-

diktiner, die Dienste, und die Abgaben, sind von unserer Seite nur die Miethe, der Pachtschilling, den wir dafür bezahlen. Wenn wir zu bezahlen aufhören, so können sie mit Recht unser Vermögen als ihr Eigenthum zurückfordern. Dieß war nicht nach dem Geschmacke der Bauern. Sie geriethen darüber in Zorn, und warfen den Gregoire aus der Versammlung hinaus.

Casparin war das Haupt der unzufriedenen Freiheitsmänner. Er hatte in dem Klub der Jakobiner zu Rennes von den Rechten der Menschen, von der Freiheit und Gleichheit reden gehört, und hielt sich daher schon für fähig zu beurtheilen, was die eigentlichen Menschenrechte wären. Die Jakobiner hatten ihm einige gedruckte Pamphlets gegeben, und aus diesen las er nun die Grundsätze der Freiheit seinen Zuhörern ab. Um zu zeigen, von welchem Schrott und Korn, diese Grundsätze sind, will ich hier einige anführen, wie sie eines dieser Blätter enthält.

„Jeder einzelne Bürger des Staats hat kein anderes Gesetz zu beobachten, als was ihm die ganze Nazion vorschreibt, indem sie sich entweder ausdrücklich erklärt, oder ih-

ren Willen durch Handlungen zu erkennen giebt. Da nun die ganze Nazion frei ist, und keinen Oberherrn erkennet, so muß auch jeder einzelne sich von aller Unterthanigkeit losreissen, und keinen andern Oberherrn, als die ganze Nazion erkennen. — Vermög dieser Freiheit ist auch ein Mensch dem andern vollkommen gleich. Es giebt keinen Herrn und keinen Unterthan, keinen Herzog und keinen Bauern mehr. Alle sind französische Bürger, alle haben gleiche Rechte, und keiner kann sich eines Vorzuges vor dem andern rühmen, und dergleichen mehr.

Wer nur halb gesunde Augen hat, muß das Abgeschmackte, das Ungereimte dieser Grundsätze leicht einsehen. Jedermann hat seinen Nebenmenschen nöthig Einer ist dem andern unentbehrlich. Wenn ich keine Obrigkeit über mich erkenne, so muß ich mir auch gefallen lassen, daß ein Stärkerer, als ich, mich überfalle, mir mein Vermögen raube, meine Kinder entführe, mich selbst nach seiner Laune mißhandle. Ich muß es mir gefallen lassen, daß ich keinen Augenblick meines Eigenthums und meines Lebens sicher bin; ich muß es mir endlich gefallen lassen, daß kein Mensch mich vertheidige, und daß ich keinen Menschen, mich in Schutz zu nehmen auf=

auffordern kann. Dieß ist keine wahre, sondern eine thörichte Freiheit, die nur statt finden könnte, wenn jede Familie, jeder einzelne Mensch, in einer besondern Welt lebte. — Die Gleichheit ist eben so ungereimt. Ein Staat von lauter gleichen Bürgern war noch nie, so lange die Welt steht, und kann nie werden; denn er läßt sich gar nicht denken.

Doch ich komme wieder auf meine Bauern, denen die Freiheit und Gleichheit die Köpfe erhitzt hatte. Ihr Casparin brachte es so weit, daß sich alle verschworen nach Redou zu ziehen, und den Abt zu zwingen, daß er ihnen ihre Freiheit zugestehe, und sich feierlich verbinde, keine Schuldigkeit mehr von ihnen zu fordern.

Es war am 15ten Februar, als der Zug begann. Sie mochten wohl vorhergesehen haben, daß sie in der Stadt mit Gewalt nichts ausrichten würden, wenn sie daselbst keinen Anhang hätten. Casparin reiste daher schon Tags zuvor nach der Stadt, berathschlagte sich daselbst mit einigen Jakobinern, und kehrte Abends froh nach seinem Dorfe zurück.

Vor der Stadt wartete ein Haufe Volks auf die Bauern, welche über 300 Mann stark, und mit verschiedenen Mordgewehren bewaffnet ankamen. Unter Lärmen und Geschrei lief nun alles gegen die Benediktinerabtei. Die Thore waren aber verschlossen, und da die Geistlichen wohl merken mochten, worauf es angesehen sey, so machten sie sich in Zeiten davon, und hinterließen nur einige Diener des Klosters, und zween kranke Geistliche. Mit Ungestüm forderte das Volk, daß ihm die Thore geöffnet würden. In der Angst wollte das Niemand thun; man brauchte sodann Gewalt, und in einigen Minuten befand sich der Haufe im Besitze der Abtei. Alles wurde nun durchsucht, die Bauern wollten den Abt sprechen; aber er war nicht da. Mit Ungestüm fielen sie über die Aufwärter und die kranken Geistlichen her, und suchten mit Drohungen, und grausamen Mißhandlungen aus ihnen herauszubringen, wo der Abt, und die übrigen Geistlichen wären. Sie erfuhren hier zwar, daß sie sich geflüchtet hätten, aber wohin? das konnte ihnen Niemand sagen. Der Kranke starb unter den Händen der Peiniger, und der andere wurde mit Stössen und Schlägen genöthiget, im Namen des Konvents, eine Schrift zu unterzeichnen, daß das Kloster keine Ansprüche auf

die

die Dienste und Abgaben seiner ehemaligen Unterthanen mehr machen wolle, und daß es selbe für vollkommen frei erkenne.

Vielleicht würden sich die Bauern damit begnügt haben; allein der Stadtpöbel unter der Anführung der Jakobiner war noch nicht zufrieden. „Wir haben itzt, sagte einer dieser Bösewichter, eine vollkommene Freiheit, aber diese wird uns wenig nützen, wenn wir die ungeheuren Schätze an diesem Orte lassen, welche sich hier befinden. —

Wir sind itzt eben so frey, wie der Abt, und seine Geistliche, lasset uns ihnen nun auch gleich werden. „Sogleich begann man alle Zimmer einzuschlagen, alles zu erbrechen, und man plünderte die Abtei rein aus, und verwüstete das, was sich nicht fortbringen ließ. Damit noch nicht zufrieden, erbrach der Pöbel auch die Kirche, raubte die Präziosa, und kostbaren Ornate, schonte sogar das Allerheiligste nicht, und überließ sich in dem Hause des Herrn allen Ausschweifungen. Man sollte es kaum glauben, daß in Zeit von einigen Monaten ein sonst so religiöses Volk schon zu derlei Greuelthaten reif geworden wäre. Und doch verhielt es sich wirklich so. — Da unterdessen immer mehr liederli-

ches Gesindel herbeiströmte, so war auch die zu späte Hilfe des Militairs vergeblich. Das Detachement, welches anrückte, war zu schwach, und so mußte man die Räuber ungestört rasen lassen.

Endlich kamen doch einige Kompagnien Infanterie, und ein kleines Detachement Kavallerie mit einer Kanone an. Das Volk wollte Wiederstand leisten; allein es sah, daß dieser hier wohl vergeblich seyn konnte. Um die Aufmerksamkeit des Militairs von sich ab, und auf einen andern Gegenstand zu lenken, steckte man das Kloster in Brand. Die Verwirrung stieg itzt aufs höchste, und kostete mehrern Menschen das Leben. Das schöne Gebäude, und die prächtige Kirche wurden in einen Schutthaufen verwandelt. Vergebens sucht das Militair nur letztere zu retten, es wehte ein starker Wind, und die Flamme verbreitete sich mit solcher Schnelligkeit, daß jede Anstrengung umsonst verschwendet wurde.

Unterdessen hatten sich die Bauern mit ihrem Freiheitsbrief, und der Pöbel mit reicher Beute beladen davon geschlichen. Nur einige von den Räubern wurden in Verhaft genommen; aber auch bald wieder in Freiheit gesetzt. Die Bauern freuten sich des Aus-

gangs

gangs ihrer Unternehmung, und der Pobel in der Stadt spekulirte auf neue Plünderungen. Ob es nicht zu dieser Geschichte gehört, so muß ich doch hier eine Erwähnung von den Früchten der errungenen Freiheit machen. Casparin wurde in den Dörfern wie ein Halbgott verehrt, und die Bauern schienen sich recht wohl bei ihrer Freiheit und Gleichheit zu befinden. Im folgenden Sommer wurden sie aber auf einmal auf andere Gedanken gebracht. Es entstand kurz vor der Erndte, die ohnehin schlecht bestellt war, weil die Bauern mit ihrer Freiheit genug zu thun hatten, ein Hagelwetter. Alle Feldfrüchte wurden zu Boden geschlagen, die Gärten verwüstet, und das ganze Dorf, worinn Casparin wohnte, durch einen Blitzstrahl in die Asche gelegt. Durch eine kurz darauf erfolgte Ueberschwemmung litten auch die übrigen Dorfschaften beträchtlichen Schaden.

Was sollten nun die Unglücklichen thun? rund um sie her sahen sie alles verwüstet, alle ihre Hoffnung geraubt, und itzt konnten sie auch auf keine Unterstützung, auf keine Hilfe rechnen, da sie keine Obrigkeit hatten. Hunger und Elend riß unter ihnen so stark ein, daß viele Familien nach andern Gegenden übersiedln, und von der Wohlthätigkeit guter

Men=

Menschen kümmerlich leben mußten. Es war einige Tage nach dem verwüstenden Wetter, als sich die Bauern versammelten, und gemeinschaftlich über die Mittel berathschlagten, wie sie ihr trauriges Schicksal doch einigermassen mildern könnten.

Gregoire trat mitten unter sie, und sprach: „Als ich euch vor einigen Monaten sagte, daß ihr fernerhin gegen eure rechtmässige Obrigkeit getreu, und gehorsam bleiben solltet, so habt ihr mich aus eurer Versammlung gestossen. Itzt seit ihr frei, ihr habt euere Obrigkeit zu Grunde gerichtet, der Himmel hat euch für euern Muthwillen gestraft, seht da, wie alles um uns herum von Elend erfüllt ist; das Kloster würde euch in dieser traurigen Lage gewiß nicht verlassen haben. Ich weiß mich von meiner Kindheit an auf mehrere solche Fälle zu erinnern, und immer war es unsere Obrigkeit, welche die geschwindeste die thätigste Hilfe leistete. Aber nun ist alles verlohren, und ich sehe kein Mittel mehr, uns zu retten. Wir sind itzt einander vollkommen gleich; denn wir sind Einer so elend, wie der Andere. Und das alles haben wir uns allein zuzuschreiben. Lassen wir uns nun von jenen helfen, welche uns die Freiheit und Gleichheit lehrten. Sie haben entweder nicht

den Willen, oder kein Vermögen dazu. Sie fliehen uns, weil sie uns in der Noth sehen, und weil wir durch unser Unglück zu sehr erschüttert wurden; als daß wir an ihren Ausschweifungen Theil nehmen könnten. Wollte Gott! diese Warnung wäre nicht so schrecklich, das Elend wäre nicht so allgemein.

Mit gesenkten Köpfen horchten die Bauern dem Greiße zu, der ihnen so derbe Wahrheiten sagte. Alles war still und die Versammlung gieng tief gerührt auseinander.

Fünfzehnte Geschichte.

Geschichte eines französischen Nazional-gardisten.

Im Dorfe Fayence unweit Corguis in der Provence, wohnte seit vielen Jahren Etienne, ein ziemlich vermöglicher Bauer, der aber in der Folge durch Nichtsthun und Verschwendung von seinem Wohlstande ganz herab kam. Bei dem Ausbruche der Revoluzion wurden besonders in dieser hitzigen Gegend die Köpfe sogleich vom Freiheitsfieber verpestet, und die Begriffe, welche sich jedermann nach seinen Eigendünkel von den unveräußerlichen Menschenrechten bildete, waren hier so übertrieben, so abgeschmackt, daß sie oft ins Wilde, oft wieder ins Lächerliche übergiengen; — So war hier zum Exempel der Hang, Soldat zu werden, bis zur Raserei gestiegen. Viele Väter verließen ihre Familien, viele Kinder entfernten sich von ihren

grau-

grauen und der Hilfe bedürftigen Eltern, und liefen der Revoluzionsfahne nach.

Unter den erstern befand sich auch Etienne, die dreifarbige Kokarde, gefiel ihm über die massen, und der Gedanke, ich will für die Freiheit streiten, griff in seinem Kopfe immer weiter um sich. Sein Entschluß war also, sich unter den Nazionaltruppen anzuwerben; um den Patriotismus — so nannten die Leute das Fieber — noch weiter zu treiben, verkaufte er ein Stückchen Feld, und schafte sich für das dafür gelöste Geld eine Nazionaluniform, ein Ober = und Seitengewehr, Pulver, Kugeln, und andere Kleinigkeiten an, und nahm das übrige mit sich, weil er wenigstens eine Zeitlang, ohne Sold zu erhalten, dienen mußte; Sein Weib, sein klügerer Nachbar machten ihn verschiedene Vorstellungen über sein thörichtes Vorhaben.

„Gevatter! sprach Pierre zu ihm, ihr wollt itzt Haus und Hof verlassen, welcher euch schon so lange genähret hat. Glaubet nicht, daß ihr es irgendwo besser finden werdet. Denket an die Zukunft, und erwäget euere Pflicht. Was wird euer Weib, was werden euere Kinder thun, wenn ihr im Lande herumziehen wollet?

„Das

„Das fruchtete nichts. Etiene blieb bei seinem Grundsatz. lachte seinen Nachbar aus, und sprach: „Ich bin einmal ein freier Franzose, und als Nazionalgardist habe ich keinen Amtmann, keinen Pächter mehr zu fürchten, darf den Pfarrer keinen Dezem mehr geben, und für die Obrigkeit nicht mehr arbeiten, und habe noch andere schöne Aussichten. Ich kann einmal schreiben, und lesen, und es müßte nicht gut seyn, wenn ich in einem Jahre nicht Offizier wäre.

Mit diesen süssen Hoffnungen gieng Etienne nach Lorgues, und ließ sich unter die Nazionalgarden einschreiben; er wohnte hierauf verschiedenen Expeditionen bei, welche diese Militz unternahm. Denn in der Provence bildete die Nazionalgarde größtentheils ein Heer privilegirter Räuber, welche unter dem Vorwande, die Freyheit aufrecht zu erhalten; überall plünderten, und mordeten. Etienne, wohnte der ersten Unternehmung auf Toulon bei, wo er eine ziemliche Beute machte. Auch in Avignon war er, und half daselbst rauben, und morden. Das Herumziehen wurde ihm zur Gewohnheit; und er glaubte sich gut dabei zu befinden.

Wenn die Marseiller Armee ruhete, so schlug er sich zu einer andern Bande, und dadurch geschah es, daß er sogar bis nach Paris kam, und wie so viel andere seines gleichen lange Zeit in dem Solde der Jakobiner stand. Er half manchen Unglücklichen henken, trug manchen Kopf auf seiner Picke, und trieb überhaupt alles, was die Franzosen seit der Revolution thun. Bei seinem Herumirren hatte er sich grosse Geldsummen gesammelt, hatte nebst dem immer vornehm gelebt, und dachte nun, seinen Nachbar recht auszulachen, wenn er einst wieder nach Hause kommen sollte.

Es waren bereits 2 Jahre verstrichen, und Etienne war noch Nazionalgardist, und zog unter dem Schutze der Jakobiner im Lande herum. Auf seine Vorstellungen geschah es, daß der Haufe, wobei er sich befand, nach der Provence zurück kehrte. Bei dem Eintritt in die Provinz berathschlagten die Räuber unter einander, was sie itzt für eine Unternehmung wagen würden. Etienne schlug das Dorf Salon vor, theils weil es in der Gegend eines Waldes lag, theils auch, weil sich ein schönes Landhaus eines reichen Kavaliers daselbst befand. Der Angriff war schon beschlossen, und man wartete nur die

Abendsdämmerung ab, um die Unternehmung auszuführen. — Salon ist ein kleiner Ort. Seine Einwohner hatten sich aber bei der Revolution größtentheils so klug benommen, daß weder das Freiheitsfieber bei ihnen einriß, noch die in der Gegend herumziehenden Horden es wagten, die Ruhe dieses glücklichen Dorfes zu stören. Denn die Einwohner hatten sich alle mit Waffen versehen, und geschworen einander beizustehen, und nicht zu gestatten, daß die Sicherheit und das Eigenthum eines einzigen angefeindet werde.

Herr von Villers, dem das dasige Landhaus gehörte, war auch dieser Verbindung beigetreten, und da er von jedem einzelnen Ortsbewohner wegen seiner Freundlichkeit, wegen seiner Herzensgüte geliebt wurde, so galt auch ihn die Bedingung dieses Bündnisses. Die Bewohner des Orts hielten starke Nachtwachten, welche von der Abenddämmerung an, bis in den hellen Tag auf den Beinen seyn, und alle Wege, die nach dem Orte führten, besetzt halten mußten.

Etienne kam mit seiner Horde an. Sogleich wurde er entdeckt, und angehalten. Wer da! rief die Wache, und erhielt keine Antwort; Wer da! rief es zum zweitenmal,

und Etienue stimmte mit seinen Waffenbrüdern das Liedchen ça ira an. Die Wache wiederhollte nochmals ihr Geschrei, gab Feuer und zog sich nach dem Dorfe zurück. Alles trat nun in die Waffen, und eben kamen die Nazionlräuber an, als die Bauern alle ausgerückt waren. Herr von Villers stand an ihrer Spitze.

Um kein unnöthiges Blutvergiessen zu verursachen, rief er den Ankommenden zu, sie möchten sich erklären, woher sie kämen, nnd was sie wollten. Statt einer Antwort, schoß man auf ihn. Er befahl sogleich seinen Bauern, vorzurücken, und da er die Zahl der Räuber so ziemlich abgenommen hatte, führte er seine Leute so geschickt an, daß die Räuber überflügelt, und beinahe ganz umringt wurden;

Der Wiederstand von beiden Seiten war heftig, und es wurden einige getödtet, andere verwundet. Die getreuen Bauern behaupteten den Platz, und jagten die Nazionalgarden in die Flucht.

Unter den Verwundeten befand sich auch Etienne; ihm war das linke Bein entzwei geschlagen, und er blieb auf dem Platze liegen.

Seine Spiesgesellen hatten ihm bei ihrer Flucht noch sein Bündel, seinen Geldbeutel geraubt. Da lag nun der arme Verblendete gestraft für seine Ausschweifungen, und erwartete immer mit Furcht, von einem der aufgebrachten Bauern, seinen Tod. Herr von Villers entdeckte ihn, und ließ ihn nach dem Landhause bringen, wo er in einen Kerker gespert, abwarten mußte, was man mit ihm anfangen würde. Allein der menschenfreundliche Mann war auch gegen Bösewichter großmüthig. Er ließ einen Arzt herbeikommen, und den Kranken so lange pflegen, bis er wieder hergestellt wäre; zum Unglück wurde aber der Fuß des Etienne so gefährlich, daß er abgeschnitten werden mußte.

Auf seinem Krankenbette hatte Etienne Zeit zum ernsthaften Nachdenken; er sah in sein voriges Leben zurück, und fand die Ursache seines gegenwärtigen Unglücks ganz allein in seinen Ausschweifungen, er sah, wie ihn die Freyheit, von der er sich so viel schönes versprach, elend gemacht habe, that einen Blick in die Zukunft, sah da sein Weib und Kinder im gränzenlosen Elende, sich als die einzige Ursache ihres Unglücks, sich überdies noch ausser Stand gesetzt ihnen zu helfen. Tausendmal wünschte er sich den Tod, — allein

lein er sollte sich nicht blos Bilder von seinem Elende denken können, sondern er sollte es auch selbst sehen.

Nach einigen Monathen konnte er mit Hilfe, eines hölzernen Fußes, und zween Krucken wieder gehen. Herr von Villers, ließ ihn vor sich kommen, hielt ihm eine derbe Strafpredigt, und entließ ihn, nachdem er ihm einiges Geld auf die Reise gegeben hatte.

Etienne hatte lange Zeit zu reisen, ehe er nach Hause kam. Er erzählte überall jungen Leuten seine traurige Geschichte, und kam endlich an einem schönen Herbstabend nach Fayence. Vergebens pochte er an der Thüre seines ehemaligen Hauses, es wollte ihm Niemand aufmachen. Er fragte die Vorübergehenden, und von diesen erfuhr er den Aufenthalt seiner Familie.

Durch die Liederlichkeit des Hausvaters war diese so weit herabgekommen, daß sie das Haus, und ein kleines noch übriges Feld verkaufen, und sich in einem kleinem Häuschen einmiethen mußte. — Etienne fand sein Weib und seine Kinder da auf Stroh liegen. Welch ein Anblick für ihn! Er selbst war

ein Krippel geworden, mußte auch daher für seine Familie ein trauriger Anblick seyn. „Ich bin in Verzweiflung sprach er, da ich euch so elend sehe, und euch nicht helfen kann. Ach mich hat die Freiheit um alles gebracht! Sehet mich da, gern möcht ich itzt arbeiten, und durch meine Hände euch ernähren, wenn ich meine gesunden Glieder wieder hätte. O! was werden wir anfangen, wovon werden wir leben? Hätte ich doch in meinem Leben keine Kokarde gesehen; wäre nie der Gedanke in meineu Kopfe kommen, ein Nazionalgardist zu werden!“ Etienne war also zu seinem Schaden vollkommen bekehrt, und zur Strafe seiner Ausschweifungen lebt er itzt in solcher Noth, daß er von Haus zu Haus für sich sein tägliches Brod bettelt. — So lohnte ihn die Freiheit! Er war ein eifriger Anhänger derselben. Möchte doch sein Beispiel alle jene belehren, die itzt eben so denken, wie er dachte, da er Nazionalgardist wurde.

Sechzehnte Geschichte.

Ermordung des Vicomte von Voisins zu Valence im May 1790.

Ein Hauptgeschäft der Beförderer der Revolution war es, das Militair zu gewinnen, und selbes von der Ergebenheit gegen seine Chefs los zu reissen. Man errichtete aus diesem Grunde, die Nazionalgarden, und räumte ihnen, ob sie gleich weniger Verrichtung hatten, verschiedene Vorrechte ein; man gestattete aus eben der Ursache den gemeinen Soldaten, die Klubbs, und Versammlungsörter der Jakobiner in den Provinzen zu besuchen; ja man erklärte öffentlich, daß sie das Recht hätten, derlei Gesellschaften unter sich selbst zu errichten. Schon sind in diesen Blättern einige traurige Folgen dieser Unordnung angeführt worden, und die hier folgende Geschichte beweist es ebenfalls.

Zu Valence, in Dauphine befand sich beim Anfang der Revolulion eine Artillerieschule, welche der Vicomte von Voisins als Chef dirigirte. Die Zöglinge derselben liebten ihn, denn er behandelte jeden mit Leutseligkeit und Güte. Alles stand in der besten Harmonie, alles arbeitete gemeinschaftlich, zum Wohl des Staats. Die unselige Revoluzion, welche alle Verhältnisse zwischen den Menschen aufhob, säete auch hier den Saamen des Lasters, der Zwietracht aus. Einige Emissaire der Pariser Jakobiner fanden sich zu Valence ein, und kramten auch hier, wie überall ihre Chimairische Menschenrechte aus, und deklamirten über Freyheit und Gleichheit.

Unter mehrern Menschen giebt es immer Lasterhafte, oder wenigstens einige Schwache, die zu kurzsichtig sind, als daß sie den, in den Reden der Verführer verborgenen Betrug entdecken könnten. Mehrere Zöglinge der Artillerieschule versammelten sich nach und nach um die Jakobiner her, und hörten ihre Lehren. —

Die Jakobiner brachten es bei diesen jungen Leuten so weit, daß sie endlich unter

sich selbst einen Klub errichteten, und über verschiedene Dinge berathschlagten.

Freilich geschah dies Anfangs heimlich, allein der Vicomte kam doch hinter die Sache, und eben war der Klub einmal versammelt, als er in die Mitte desselben trat, und mit Würde und Ernst seine Untergebene also anredete: „Warum versammelt ihr euch hier allein, ohne euern Vorgesetzten, ohne mir davon etwas zu sagen? Was hat dies zu bedeuten? Ich glaube nicht, daß eine Noth euch dazu zwingt; denn ihr wißt es, mit welchen Vergnügen ich Tag und Nacht bereit bin, euere Beschwerden zu hören, und ihnen, so viel an mir liegt, abzuhelfen. Es ist also blos das Fieber, das itzt überall herrscht, welches euch zu derlei geheimen Zusammenkünften verleitet. Ich muß es euch aufrichtig gestehen, daß mich euer Betragen, mit dem ich bisher so sehr zufrieden war, itzt von Herzen kränket, ich muß es euch sagen, daß ich in Hinkunft derlei geheime Zusammenkünfte nicht gestatten werde. Wer ehrlich und rechtschaffen denkt, wer sein Vaterland aufrichtig liebt, und das Wohl desselben wünscht, der stehe auf, und folge mir nach. Er sage mir, was ihm misfält, und ich will alle meine

Kräfte anwenden, um seinen Beschwerden abzuhelfen."

Betroffen saß die ganze Versammlung da, als der Vicomte redete, und der größte Theil derselben stand bei seinen letzten Worten wirklich auf, und folgte ihm. Nur einige junge Schwärmer, und die Emissaire der Jakobiner blieben, und verfolgten nach dem Fortgehen des Vicomte ihre Deliberationen.

In der Folge waren alle Kunstgriffe der Jakobiner unvermögend, die übrigen Zöglinge der Artillerieschule auf ihre Seite zu ziehen. Die Offiziers hatten ein unermüdet wachsames Aug auf selbe, und der Chef suchte ihnen allen Umgang mit den Verführern abzuschneiden.

Gewöhnliche Bösewichter würden itzt an der Ausführung ihres Planes verzweifelt haben; aber Jakobinische Bösewichter verzweifeln daran nie. Da sie alle auch noch so schändliche Mittel zur Erreichung ihrer Absichten sich erlauben, da sie durch die Macht ihrer Gesellschaft unterstützt und gegen alle Bestrafung gesichert worden, so können sie auch alles wagen; — Hier brachten sie Anfangs, um kein Aufsehen zu erregen, einen ihrer Kon-

sorten

sorten, in die Artillerieschule, welcher sich dabei enrolliren ließ. Durch ihn spielten sie den Zöglingen alle demokratische Schriften in die Hände, und suchten so viel möglich einen Aufstand gegen den Chef zu erregen. — Wirklich ließen sich wieder einige verführen, und der Verführer war der Erreichung seines Endzwecks schon nahe, als der Vicomte abermals die Sache entdeckte, und vereitelte. Der Verführer wurde ins Gefängniß gebracht, und nach den Militairgesetzen bestraft, die Jakobiner mochten auch noch so viele Gegenvorstellungen machen, und machen lassen. Nach der Bestrafung wurde er aus der Schule verstossen, und aus der Stadt verbannt. Der Vicomte erstattete seinen Bericht darüber an den Kriegsminister, und erhielt wegen seinen guten Vorkehrungen ein herrliches Belobungsschreiben.

Die Jakobiner ärgerten sich über diesen Vorfall zum Rasend werden. Sie schworen dem Vicomte blutige Rache, und suchten alle Mittel und Wege auf, ihm beizukommen. Wer diese Natterbrut kennt, der wird es auch einsehen, daß es schwer, wo nicht unmöglich ist, ihrer Rache zu entgehen. Wo sie die Laterne nicht brauchen können, dort wenden sie verborgene Dolche, und andere heim-

heimliche Mordgewehre an. Dieß war auch hier der Fall. In Valence war der Vicomte allgemein beliebt. Die Bürger schätzten ihn, weil er sich immer dienstfertig und freundlich für sie zeigte, und das Militair hatte ein wahrhaft kindliches Zutrauen zu ihm.

Mehrere erdichtete Verbrechen, die ihm die Jakobiner zur Last legten, und unter das Volk verbreiteten, wurden gleich für das, was sie wirklich waren, für schändliche Lügen, für höllische Verläumdungen gehalten. Es war unmöglich, ihm auf diese Art beizukommen, und doch knirschten die Jakobiner vor Rache. Oeffentliche Gewaltthätigkeiten konnten sie nicht anwenden, und also mußten sie heimliche Waffen gebrauchen. — Das getreue Militair erfuhr den meuchelmörderischen Anschlag, und bewachte daher seinen Chef sorgfältiger als sonst. Die Soldaten schickten eine Deputation an ihn, und baten ihn dringend, daß er ja nicht ohne Bedeckung ausgehen möchte. Sie wollten ihn gern begleiten, und Blut und Leben für ihn hergeben. — Gerührt über diesen großmüthigen Antrag, dankte der Vicomte mit Thränen in den Augen den Soldaten, und nahm blos eine Bedeckung von 3 Mann an, die ihm aber doch nur in der Ferne folgen sollte.

Um

Um aber keinen Anlaß zum Blutvergiessen zu geben, und um die Ausführung der Jakobiner Absichten noch bei ihrem Entstehen zu vereiteln, wollte der Vicomte sich mit dem Maire der Stadt unterreden, und von ihm verlangen, daß gewisse Leute, die nicht in die Stadt gehörten, und sich hier nur aufhielten um Unfug zu treiben, aus der Stadt verbannt würden. Er wollte ihm nebstdem den Anschlag auf sein Leben erzählen, und ihm die Beweise davon vorlegen. So äusserte er sich wenigstens gegen einige Offiziers, ehe er sich zum Maire verfügte. — Es war am 7ten May 1790. gegen Abend, als er mit einer Bedeckung von drey Mann, und in Begleitung seines Bedienten dahin gieng. Beim Vorübergehen geschah aus einem Hause, in einer abgelegenen, nicht stark bevölkerten Gasse ein Flintenschuß, der seinen Bedienten schwer verwundete. Ein anderer Flintenschuß folgte gleich darauf, und dieser tödtete ihn. Einer von den 3 Soldaten lief herbei, und sogleich wurde auch er erschossen, die beiden andern eilten nach der Kaserne zurück, machten Lärm, und kamen mit mehrern ihrer Kameraden herbei. Das Haus wurde umringt, und durchsucht, man fand aber nur Weiber und Kinder darinn. Diese wurden mit Drohungen ausgefragt, wer die Mörder wären,

und wo sie sich befänden. Ein Mädchen entdeckte alles. Sie nannte die Mörder, und zeigte ihre Wohnungen an, sie sagte, daß sie erst vor kurzem sich hier eingemiethet hätten, und nun gleich nach dem Schuße sich entfernet hätten. Die Aussagen der Uebrigen stimmten mit dieser überein, und in den Zimmern selbst fand man eine Schreibtafel, die vermuthlich in der Eile vergessen worden war, welche die Namen der Jakobiner in dieser Stadt enthielt, und einen aus den Mördern gehörte. Wie wüthend eilten nun, die über die Ermordung ihres Chefs aufgebrachten Soldaten, nach dem Versammlungsort der Jakobiner hin, und hatten den Vorsatz, das ganze Haus zu stürmen, und keinen von diesen Blutmännern das Leben zu lassen. Der Klub hatte sich aber vorgesehen. Eine ungeheure Menge liederliches Gesindel aus der Stadt, und aus der Gegend stand da, mit verschiedenen Mordgewehren bewaffnet, es waren vor den Thoren des Hauses Kanonen aufgeführt, und so fürchterliche Vertheidigungsanstalten getroffen, daß die Soldaten erschracken, und wieder umkehrten. Es dauerte nicht lange, so kam Befehl, daß die Artillerieschule aufgelöst, und das zu Valence in Garnison gelegene Militaire anderswohin verlegt werden sollte.

So

So handelten die Jakobiner, und so handeln sie noch. In ihren Augen ist es ein Verbrechen, ein rechtschaffener, und seinen Pflichten getreuer Mann zu seyn. Tugend und wahrer Patriotismus ist ihnen fürchterlich, und nur Anarchie ist das Element, in welchem sie leben.

Siebenzehnte Geschichte.

Tumult zu Pierre le Moutier im May 1790.

Der Mangel an Lebensmitteln war immer natürliche Folge der Revolution. Anstatt sich mit der Kultur des Erdreichs abzugeben, verlegten sich die Einwohner verschiedener Gegenden Frankreichs auf Rauben, und Plündern, denn dabei hatten sie nichts zu verlieren, wohl aber vieles zu gewinnen. Viele die doch noch gerne gearbeitet hätten, wurden durch die Gewaltthätigkeiten der Käufer denen sie ihre Waaren zu Markte brachten, viele endlich durch das wehrlose Papiergeld, welches seit dem März 1790. in Frankreich so allgemein geworden war, abgeschreckt. Diese Umstände veranlaßten traurige Szenen in Frankreich.

Zu Pierre le Moutier Niveronois klagte man seit dem Anfange des Jahrs 1790. über Man-

Mangel an Lebensmitteln. Das ganze Städtchen war grösstentheils von Handwerkern und Manufakturisten besetzt, welche blos verzehrten, und keine Lebensmittel erzeugten, folglich in der Gegend erbaute Produkte als ein tägliches Bedürfniß aufkauften. Die Manufakturisten erhielten häufiges Papiergeld von den Abnehmern ihrer Waaren, und waren daher in die Nothwendigkeit versetzt, bei der Umsetzung in klingende Münze entweder viel zu verlieren, oder es beim Ankauf ihrer Bedürfnisse wieder an Mann zu bringen. Da sie bei letztern weniger Verlust litten, so trachteten sie ihre Assignaten immer auf diese Art sich vom Halse zu schaffen, und suchten auch ihre Lebensmittel damit zu erkaufen.

Anfangs giengs ziemlich gut; die einfältigen Landleute nahmen das Papiergeld eben so, wie Münze an, und zahlten beim Zurückgeben oft mehr hinaus, als das Papier im wirklichen Werthe auswieß. Aber bald zeigte sichs beim Auswechseln einiger größeren Assignaten, wie nachtheilig für den Besitzer ein solches Geld sey; es zeigte sich, daß man oft die Hälfte, oft noch mehr verlieren müsse; wenn man es in baares Geld umsetzen wolle. Dieß brachte bei den Bauern den einmühigen Entschluß hervor, daß einer so wie alle auf

dem Markte nichts mehr gegen Papiergeld verkaufen wollte. Sie verstanden sich zusammen und so hofften sie ihre Sache durchzusetzen.

Am 15ten May kamen die Bauern wie ehemals, und noch zahlreicher auf den Markt. Sie boten verschiedene Lebensmittel feil, und die Einwohner von le Moutier fanden sich als Käufer ein. Sie wollten wieder wie zuvor, mit Assignaten auszahlen, aber die Bauern, erklärten geradezu, daß sie lieber ihre Waare wieder nach Hause tragen, als um Papiergeld hinweg geben würden. Dieß verursachte Unruhen unter den Bewohnern des Städtchens. — Die Fabrikanten, und Handwerker rotteten sich zusammen, brachten die Nazionalgarde auf ihre Seite, und wollten nunmehr die Bauern mit Gewalt zwingen, Assignaten statt baarem Gelde anzunehmen. Es entstand daraus ein großer Lärm. Die Bauern packten ihre Sachen zusammen, und wollten nach Hause gehen. Die Einwohner und Nazionalgarden widersetzten sich, und wollten sie nicht von der Stelle lassen. Beide Theile wurden heftig gegen einander. Die Einwohner rissen mit Gewalt den Bauern die Körbe vom Rücken, hielten die Wägen an, und es kam zu ernsthaften Schlägereien, wobei

2 Bauern getödtet, und von beiden Seiten mehrere verwundet wurden. Die Bauern wurden größtentheils ihrer zu Markt gebrachten Lebensmitteln beraubt, und konnten nur mit vieler Mühe entkommen.

Um diese Unbild zu rächen, verschworen sich die Bauern, nun nicht mehr zu Markte zu gehen, und hielten ihren Schwur. In wenig Wochen war der ganze Vorrath des Städtchens aufgezehrt, und die Einwohner befanden sich in einer traurigen Lage Ihre Bedürfnisse hohlten die Bauern lieber von Ferne her, als daß sie selbe von den Bewohnern des Städtchens erkauften. Auch die Bewohner des Städtchens verfielen endlich auf Spekulationen, ihre Lebensmittel sich selbst herbeizuschaffen, ob Sie ihnen gleich höher zu stehen kamen. — So entstand ein unversöhnlicher Haß zwischen beiden Theilen, der beiden ungemein schädlich seyn, ein Haß, der zu mancherley Gewaltthätigkeiten, und Ausschweifungen Anlaß geben mußte.

In die Länge empfanden doch manche Familien zu Pierre le Moutier die Vertheüerung der Lebensmittel. Verschiedene Unternehmer, die sie herbeischaften, bereicherten sich

dabei, und taxirten die Bedürfnisse nach ihrem Belieben. Dieß verursachte im Junius abermals einen Tumult, der einigen Menschen das Leben kostete. Ein Theil der Bürgerschaft vereinigte sich gegen diese Handelsleute, und beschwerte sich bei der Ortsmunizipalität über ihr willkürliches Benehmen. Diese konnte den Klagenden keine hinreichende Genugthuung leisten, und die Aufgebrachten beschlossen, sich selbst Recht zu verschaffen. Es war gegen Ende des Junius, als die Häuser der Lebensmittellieferanten, in der Nacht überfallen und geplündert wurden. Die meisten dieser Leute hatten zuvor schon vorläufige Nachricht von dem Vorhaben des Volks, und entflohen noch zu rechter Zeit; die übrigen verlohren auf eine erbärmliche Art ihr Leben. In einem Hause ermordete das Volk ein hoch schwangeres Weib, nachdem es zuvor ihre beiden Kinder vor ihren Augen unmenschlich geschlachtet hatte In einem andern Hause wurde alles, selbst die, welche nicht den entferntesten Antheil an dem Handel hatten, umgebracht. Kurz das Volk raste, und tobte nach seiner Art, und zerstöhrte ganz die Ruhe des sonst friedfertigen Städtchens.

Auch die Bauern in der Gegend empfanden die Folgen ihres hartnäckigen Entschlusses.

Sie

Sie vernachlässigten theils die Bearbeitung der Erde, theils verdarben ihnen ihre Erzeugnisse, und selbst unter ihnen riß Mangel und Mißvergnügen ein. Die meisten hatten ihr baares Geld bereits ausgegeben, ihre Assignaten unter der Hälfte hindangelassen, und da die Noth groß wurde, so vereinigten sich Mehrere, um so wie in Bretagne die Schlösser zu plündern, und unter der Firma der Vaterlands, und Freiheitsliebe die Reichen auszurauben, und zu ermorden. Dadurch wurden die Dörfer entvölkert, die Erde blieb unbenutzt liegen, manche Familie unterlag ganz dem Unglücke, welches die Schwärmerey ihres Hausvaters über sie gebracht hatte. — So war jedes Faktum der Revoluzion eine Veranlassung zu traurigen Ereignissen; so lag in allen, was der französische Freiheitsgeist erzeugte, der Grund zum Unglück!

Achtzehnte Geschichte.

Unruhen und Mordszenen in der Provinz Quercy im Dezember 1790.

So wie überall hatte auch in der Provinz Quercy das Freiheitsfieber die Bauern ergriffen. Sie versammelten sich, sagten ihren Obrigkeiten den Gehorsam auf, und erklärten sich für unabhängig. Die Prediger der Jakobiner, die eifrigen Beförderer der Anarchie, und Verwirrung, hatten die verkehrtesten Menschenrechte in dieser Provinz verbreitet, und zu Gourdon einen Klub errichtet. Die meisten Einwohner waren mit dem Klub unzufrieden, um desto eifriger aber hieng ihm der Pöbel an, unter welchen die Jakobiner manchmal Geld vertheilten, und ihn mit schmeichelhaften Verheißungen für die Zukunft trösteten. Die Jakobiner locten immer mehr liederliches Gesindel nach der Stadt,

und daher geschah es, daß der Bürgerrath, der sich bisher immer den Operazionen derselben widersetzt hatte, nun in Furcht und Schrecken gerieth. Er ließ daher 100 Man vom Regimente Languedok kommen, welche Hr. von St. Sauveur kommandirte. Diese sollten die Dörfer durchstreifen, die aufgerichteten Galgen umreißen, und den Rebellen Ehrfurcht für die Gesetze und bürgerliche Ordnung beibringen.

Anfangs gieng alles ziemlich gut. In einigen Dörfern fanden sie gar keinen Widerstand, in andern aber war er so gering, daß er leicht überwältigt werden konnte. Die Soldaten verrichteten daher ihren Auftrag. Am 3ten Dezember rückten sie gegen das Dorf St. Germain an. Hier sahen sie eine ungeheure Menge Volks versammelt, welches mit allerlei Mordgewehren bewaffnet auf sie losgieng. Der Offizier ließ seine Soldaten halten, und schikte an die Munizipalität einen Boten mit dem Verlangen, daß sie das Volk zerstreuen möchte. Die Munizipalräthe kamen ihm hierauf entgegen, und sagten, daß seine Ankunft an dem Auflaufe Schuld wäre, sie verlangten daher, daß er umkehren sollte. Er that es; allein so wie seine Soldaten abmarschirten, lief ihnen der Pöbel

nach, warf sie mit Steinen und schoß auf sie. Der Offizier machte Halt, kehrte den Verwegenen die Fronte zu, und stellte sich zum Angriffe. Die Bauern liefen davon; aber da die Saldaten sich wieder umkehrten, gieng das Steinwerfen und Schießen vom Neuen an. Herr von St. Sauveur sah sich genöthiget das nämliche Maneuvre noch öfters zu wiederholen, ehe er nach Gourdon kam.

Hier war indessen alles in Aufruhr gerathen, Linar, ein eifriger Jakobiner, hatte den Pöbel der Stadt und eine Menge liederliches Gesindel um sich her versammelt. Er herrschte unumschränkt über die Stadt, ließ Leute, die ihm nicht gefielen, ins Gefängniß werfen, und gab seiner über 5000 Mann starken Bande Befehle. Er ließ Häuser und Schlöser plündern und verbrennen. Hr. von St. Sauveur war mit seinen 100 Mann in die Stadt gekommen, hatte sich auf den Markiplatz in Schlachtordnung gestelt, und erwartete Verhaltungsbefehle von der Munizipalität. Das Kriegsgesetz war verlesen, die rothe Fahne war ausgesteckt; ersteres wurde von den Pöbel verlacht, letztere mit Koth beworfen. St. Sauveur erhielt keine Befehle, und schon rückte der ihm 50mal überlegene Pöbel gegen ihn an.

an. Er zog sich daher zurück, und versperrte sich mit seinen Soldaten in eine Kirche. Die Rebellen liefen nach, schimpften und verspotteten die Soldaten, und trieben allerhand Unfug. Linar verlangte, daß Herr von St. Sauveur sich ergeben sollte; allein er und alle seine Soldaten bezeugten darüber den größten Unwillen.

In der Nacht schickten die Rebellen Abgeordnete, welche die Soldaten verführen, und überreden sollten, ihre Offiziere auszuliefern, damit man sie umbringen, und ihre Köpfe in der Stadt herumtragen könnte; allein die Soldaten blieben ihrer Pflicht getreu, und schwuren vor den Augen ihrer Verführer, daß sie lieber sterben als dieses thun wollten.

Erst am andern Morgen um 11. Uhr erhielt Herr von St. Sauveur einen von 2. Munizipalräthen unterzeichneten Befehl, die Stadt wieder zu verlassen. Er that es. Der Pöbel hatte zuvor alles geplündert, und gestohlen, was von den Offizieren und Soldaten in den für sie bestimmten Quartieren zurückgelassen worden war.

Nun gieng der Tumult in der Stadt von neuem an. Das Volk plünderte die

Wohnungen der entflohenen Munizipalräthe, und steckte einige Häuser in Brand. Die Bürgermiliz hatte sich vorher schon mit den Rebellen vereinigt, und itzt stießen auch diejenigen Bauern, welche bisher noch ruhig geblieben waren, zu ihnen, wodurch der Haufe bis auf XCCC Mann anwuchs. Alle schwuren ihren Obrigkeiten nicht weiter zu gehorchen, keine Abgaben mehr zu bezahlen, und keine Dienste zu leisten. Die Bauern entwarfen eine Liste der zu verbrennenden Schlösser und der zu ermordenden Edelleute, und ohne zu zögern, legten sie sogleich Hand an das Werk.

Zu Repaire besaß Graf von Beaumont ein schönes Schloß. Dieses stand zuerst auf der Liste der Mordbrenner, und wurde auch am ersten verwüstet. Alle Kostbarkeiten, alle Geräthschaften, welche sich daselbst befanden, wurden fortgeschleppt, und endlich das Schloß angezündet.

Auf gleiche Art verfuhren sie mit dem Schlosse des Herrn von Durfourt Leobard zu Salviat. Hier wurden einige Domestiken ermordet, und der dazu gehörige Mayerhof ebenfalls in die Asche gelegt.

Am

Am 5ten Dezember fielen die Rebellen das Schloß Baczet, welches dem Feldmarschall Clarac gehörte, mit Macht an. Die Thore wurden gesprengt, und die Zimmerthüren eingeschlagen. Der Marquis von Desgueyrac hielt sich gewöhnlich bey dem Feldmarschalle auf, und eben zu seinem Unglücke war er gegenwärtig, als die Räuber ankamen. Er wurde zuerst von denselben mit vielen Stichen getödtet. Der Pöbel plünderte sodann das Schloß, nahm alles, was einige Werthschaft hatte, mit sich, und legte endlich Feuer an, wodurch dieses schöne Gebäude verwüstet wurde. Der Graf von Clarac hatte sich in einen Keller verkrochen, und blieb daselbst zween Tage lang unter den brennenden und rauchenden Trümmern seines über ihn zusammengestürzten Schlosses. Am 9ten Dezember zog man ihn halb todt aus dem Schutte hervor, und schleppte ihn nach Toulouse in ein Gefängniß, unter dem Vorwande, daß er, um sich zu wehren eine Pistole abgeschossen hätte. Noch mehrere Schlösser wurden auf ähnliche Art verwüstet und verbrannt, und viele Menschen dabey ermordet.

Neunzehnte Geschichte.

Plünderung des Schlosses Davenecourt in der Picardie im Dezember 1790.

Unweit von Amiens lag das Schloß Davenecourt, welches der Gräfinn von la Mire gehörte. Diese Dame hielt sich mit ihren Kindern gewöhnlich da auf, und beschäftigte sich hauptsächlich damit, daß sie den Armen aus der Nachbarschaft Wohlthaten erwies. Ihre Herzensgüte, ihre Leutseligkeit kannte jedermann, und nur der unselige Rebellionsgeist konnte die guten Begriffe tilgen, oder auf einige Zeit in Vergessenheit bringen, welche jedermann von ihr gefaßt hatte.

Am 10ten Dezember in der Früh kam die Munizipalität des Dorfs zur Gräfinn, welche unlängst aufgestanden war. Der Sprecher derselben redete sie ganz im Revoluzionsstil ungefähr also an: „Madame! wir sind herge-

hergekommen, um sie im Namen des souverainen Volks zu fragen, ob sie Ihre Rechte auf die Ihnen zugehörige Waldungen aufgeben wollen? das Volk will es wissen, um darnach seine Entschlüsse fassen zu können." Sie antwortete: „Sie wissen es meine Herren, daß ich von jeher den Dekreten der Nazionalversammlung immer Folge geleistet habe, und ich versichere Sie, daß ich mich auch in Zukunft genau nach diesen Dekreten der Naz. Versammlung richten werde. Diese Rechte auf die Waldungen sind mein Erbtheil; da nun die Naz. Versammlung noch nicht beschlossen, daß ich mein Eigenthum verlieren, oder an einen Andern abtreten soll, so werde ich es auch für mich selbst nicht thun." Die Munizipalräthe schüttelten die Köpfe, und fragten neuerdings. „Ist dieß wohl ihr wahrer Ernst, Madame?" — Sie erwiederte: „Ich begreife es nicht, wie man eine solche Frage an mich thun kann. Da Sie es aber ausdrücklich verlangen, so erkläre ich nochmals, daß ich mein erbliches Recht nicht eher aufgeben werde, bis es die Naz. Versammlung verordnet; aber dann werde ich auch nicht im mindesten widersprechen." — „Nun, versetzten die Räthe, können wir Ihnen nicht für ihre Sicherheit stehen. Glauben Sie sicher, daß Ihre Wei-

Weigerung Ihnen theuer zu stehen kommen wird."

Die Munizipalräthe begaben sich weg, kehrten in ihr Dorf zurück, und ließen die Sturmglocke läuten. Die Bauern bewaffneten sich mit allerley Mordgewehren, und liefen zusammen. In weniger als einer Stunde waren sie vor dem Schlosse, und drangen mit Gewalt hinein. — Ein Bedienter sah die Rotte in der Nähe, und eilte, um die Gräfinn von der Ankunft dieser fürchterlichen Gäste zu benachrichtigen; ehe er aber noch zu ihr kam, wurde auf ihn geschossen, und er so gefährlich verwundet, daß er zu Boden sank. Er richtete sich aber wieder auf, das Blut floß häufig, er strengte die letzten Kräfte an, kam in das Zimmer der Gräfinn, sagte ihr die drohende Gefahr, und stürzte zu Boden. In dem Augenblicke waren auch die Bauern da. Sie fielen die Gräfinn an, prügelten sie, ihren Sohn, und ihre Tochter, welche sich in ihrem Zimmer befanden. Die Kammerfrau der Gräfinn wollte sich aus dem Fenster auf einer Leiter retten, welche ein Bedienter angelegt hatte. Die Bauern bemerkten es, warfen die Leiter um, und die Unglückliche zerschlug sich im Fallen Arm und Beine.

Nun brachten die Bauern verschiedene Schriften zum Vorschein, und zwangen die Gräfinn selbe zu unterschreiben. Von 10 Uhr Vormittags bis 3 Uhr Nachmittags wurde die unglückliche Gräfinn auf die grausamste Art gemißhandelt, und ihre Kinder, die sich nicht von ihr trennen wollten, vor ihren Augen gemißhandelt. Mehr als einmal wollte man die ganze Familie tödten. Nur die Gegenwart des Geistes, und der unerschütterlichste Muth bey der fürchterlichsten Gefahr rettete das Leben der Gräfinn. Einer von den Bösewichtern wollte sie mit einem Säbelhieb tödten, sie erhob den Arm gegen den Säbel, und dieser wurde durchgehauen. Unterdessen verfielen die Bauern, die so lange mit der Gräfinn gezaudert hatten, darauf, daß es hier auch etwas zu plündern gäbe. Sie verließen daher die Zimmer derselben, nachdem sie vorher alles weggenommn, und was sie nicht fortbringen konnten, zerstört hatten. Die Gräfinn fand dadurch Gelegenheit zu entfliehen, und nahm ihre beyden Kinder mit sich.

Die Bauern leerten Küche, Speisgewölbe und Keller aus, besoffen sich zum Theil, und kehrten Abends spät mit reicher Beute beladen und mit den Zessionsbriefen,

welche

welche die Gräfinn unterschrieben hatte, versehen, nach ihren Wohnungen zurück. — Der getreue Bediente, welcher sich so großmüthig für seine Herrschaft aufopferte, wurde so sehr mit Füssen getreten, und hatte sich so stark verblutet, daß er bald darauf an den Folgen seiner Verwundungen starb.

Von dieser Zeit an, befahlen die Bauern über die Waldungen der Gräfinn unumschränkt, ließen Holz niederhauen und verkaufen, und kehrten sich nicht an die Befehle der Distriktobrigkeit. Sie betrachteten das Gehölz als ihr Eigenthum, und die Gräfinn durfte sich nicht mehr in dieser Gegend sehen lassen. — So beträgt sich ein Volk, welches in seinem Freyheitstaumel alles für rechtmäßig und erlaubt hält, was die Menschen mit gesundem Verstande als lasterhaft und unerlaubt ansehen.

Nro. IV.

Zwanzigste Geschichte.

Ermordung des Herrn Berthead zu St. Etienne en Forez im August 1790.

Durch mehrere Schwärmer verleitet, glaubte das Volk in Frankreich größtentheils noch, daß es Leute gäbe, deren Geschäft es wäre, die Lebensmittel in Magazinen aufzuhäufen, und dadurch Theurung im Lande zu verursachen. Es gab in Frankreich, so wie in andern Ländern, Getreidhändler, und giebt deren gar viele. Seit dem Anfange der Revoluzion aber hatte dieses Gewerb keine besondere Rechte, keine Privilegien und Begünstigungen; das Volk hätte also einsehen sollen, daß der Getreidhandel ihm itzt nicht mehr nachtheilig seyn konnte, da er ihm zuvor bloß durch

seine Begünstigungen schädlich war, es hätte begreifen sollen, daß es itzt eben so, wie die Kornhändler kaufen, auch wieder verkaufen, und folglich den Wuchern ihr Gewerbe legen konnte. Allein es war den Leuten, welche Aufruhr predigten nicht um die Unterdrückung der Kornwucherer, sondern um die Verführung und Aufhetzung des Volks zu thun, und der Eifer gegen erstere war nur ein Vorwand.

Berthead lebte zu St. Etienne en Forez seit mehrern Jahren, und war allgemein als ein rechtschaffener und tugendhafter Mann. Er hatte vor der Revolution einen kleinen Kornhandel getrieben, der sich aber nicht außer den Ort erstreckte, und der hauptsächlich darinn bestand, daß er das auf dem Markt gebrachte, und daselbst übrig gebliebene Getreid einkaufte, und wenn wegen schlechtem Wetter oder sonst einer Ursache kein Getreid nach dem Städchen kam, selbes wieder an denjenigen, der es haben wollte, hindanließ. Ob er gleich dabei sehr wenig gewann, und größtentheils von seinem übrigen ziemlich ansehnlichen Vermögen lebte, so wußten doch die Schwärmer ihn in den Augen des Volks als einen Kornjuden zu brandmarken, und den Pöbel gegen ihn aufzubringen. Seit der Revolution trieb er den Kornhandel gar nicht

mehr

mehr, sondern was er kaufte, war blos für seinen eigenen Bedarf. Allein die Unruhestifter benützten auch seine vormalige Beschäftigung zur Erreichung ihrer Absichten.

Am 4ten August gieng Berthead auf dem Markte, und wollte sich einiges Getreid für sein Haus einkaufen. Er nahte sich einem Wagen, worauf ungefähr 10 Scheffeln waren, handelte mit dem Verkäufer, wurde mit ihm des Preises wegen einig, und wollte das Getreid nach Hause führen. Ein Weib zeigte dieß dem Pöbel an, welcher schon lange sein Augenmerk auf ihn gerichtet hatte. Sogleich liefen eine Menge Taglöhner, müssige Handwerkspursche, Höcklerweiber und anderes Gesindel herbei, hielten den Wagen an, und umgaben den Käufer. Der Pöbel beschloß, ihn sogleich aufzuhängen, indem er ihnen ihre Nahrung entziehen, und das Getreid aufkaufen wollte, um damit zu wuchern. Hr. Berthead betheurte, daß er dieß zu seinem Gebrauche kaufe, daß ihm seine Nachbarn Zeugenschaft geben würden, daß er schon über ein Jahr keinen Getreidhandel treibe, daß er kein Körnchen Getreid in seinem Hause hätte, er wolle deshalb eine Untersuchung bei sich anstellen lassen, und das Volk würde sich sodann überzeugen, daß er die Wahr-

heit rede. Allein diese Vorstellungen halfen nichts, der Pöbel beharrte auf seinem Vorsatz, und schon war alles in Bereitschaft ihn aufzuhängen, als der Stadtmaire, Herr Neron, mit einigen Bürgersoldaten herbeikam. Er machte Vorstellungen, er bat. „Wenn ihr den Unglücklichen, den doch so viele Leute als einen rechtschaffenen Mann kennen, hinrichten werdet, so werden euch alle junge Leute, die ihn lieben, für Mörder halten. Das Volk muß den Gesetzen gehorchen, diese müssen ihm Recht verschaffen, diese müssen entscheiden, wer unschuldig, oder strafbar ist. Im Namen des Gesetzes also bitte ich euch, daß ihr den von euch Angeklagten in die Hände der Gerechtigkeit überliefert. Ich will ihn in Verwahrung nehmen, ich will den Prozeß machen, und ich schwöre euch, daß er der Strafe nicht entgehen wird, die er verdient hat." So sprach der Maire.

Unterdessen hatten die Bürgersoldaten den Berthead in ihre Gewalt gebracht, und weil die Szene unweit des Rathhauses vorfiel, so konnte er geschwind in ein Gefängniß gesperrt werden. Aber das Volk begnügte sich nicht damit. Mit Fluchen und Drohungen verlangte es den Tod des Unglücklichen, verlangte, daß er sogleich wieder aus dem Kerker gelassen,

lassen, und dem Volke überliefert werden sollte, damit er hingerichtet werde, und drohte, das Rathhaus zu stürmen. Die Bürgermiliz wollte sich wiedersetzen, das Volk war aber der stärkere Theil, und vielleicht lag die Vertheidigung des Unglücklichen nicht eben so sehr den Nazionalgarden am Herze. Das Volk überwältigte also die Wiederstehenden, sprengte die Thüren des Gefängnisses, und schleppte den Unglücklichen heraus. Berthead mußte die grausamsten Mißhandlungen erdulden. Der Maire, ein rechtschaffener Mann, drängte sich durch den tollen Haufen, entriß mit Lebensgefahr den Unglücklichen den Händen seiner Peiniger, und schloß ihn in seine Arme. Mit Thränen in den Augen, mit aufgehobenen Händen und kniend bat er, da Befehlen und Vorstellen nichts mehr helfen wollte, um Schonung, bat nur um Aufschub bis auf den folgenden Tag. Berthead bot den Mördern sein ganzes beträchtliches Vermögen an, wenn sie ihm nur das Leben schenken wollten; er bat, er weinte; allein eines war so vergeblich, wie das andere. Berthead verlangte einen Priester, um noch vor seinem Ende zu beichten. Auch dieß wurde ihm abgeschlagen. Der Maire hielt ihn fest; allein das rasende Volk riß ihn aus seinen Händen, und schleppte ihn bis auf die Mitte des Platzes, wo er auf die Erde

geworfen wurde. Wie reißende Thiere stürzten nun die Mörder über den Unglücklichen her, und schlugen ihn mit Knütteln und Hämmern tod. Hier lag nun der Unglückliche in seinem Blute schwimmend. Ein Weib bemerkte, daß er noch zuckte, und schlug ihm daher einen großen Nagel durch den Kopf, damit er noch eine schmerzhafte Empfindung haben möchte. Itzt nahm der Pöbel den entseelten Leichnam, hackte ihm den Kopf ab, der auf einen Spieß gesteckt wurde, und zog unter höllischem Freudengeschrei in der Stadt herum. Der Maire hatte so viele Stösse erhalten, daß er gefährlich krank wurde.

Um sich für seinen Mord zu bezahlen, fielen nun die Mörder Bertheads über sein Haus her, und plünderten alles rein aus. Sie schleppten den Leichnam des Ermordeten in das Zimmer, worinn sich seine Familie befand, und rissen ihn unter ihren Augen in Stücke. Mit Ungestümm erbrach der Pöbel die Schüttböden, allein er fand hier nichts, und anstatt sich hier zu überzeugen, daß Berthead unschuldig ermordet worden wäre, wollten vielmehr die Rasenden die Frau und Kinder des Unglücklichen mit Drohungen und Mishandlungen zwingen, ihnen den Ort anzuzeigen, wo sich das bereits aufgekaufte Getreid befände. —

de. — Allein sie konnten das nicht, weil nichts da war. Endlich wurden die Mörder des Schwärmens müde, und weil Mehrere mit reicher Beute beladen sich davon gemacht hatten, und dadurch der Haufe ziemlich klein geworden war, so giengen auch die Uebrigen nach Hause, und es war die Nacht über ruhig.

Am andern Morgen versammelte sich der Pöbel abermals. Für den vorigen Mord waren die Meisten gut belohnt worden, und sie hatten nun neue Lust, sich noch mehr zu verdienen. In einer abgelegenen Strasse wohnte ein reicher Bäcker, der den größten Theil der Stadt mit Brod versah. Es war eine natürliche Folge des höhern Getreidpreises, daß das Brod kleiner, als sonst ausfallen mußte. Dieß nahm sich der Pöbel zum Vorwand um mit dem gedachten Bäcker eben so zu verfahren, wie Tags vorher mit dem Unglücklichen Berthead. Die Rasenden fielen sein Haus an, schlugen Thüren und Fenster ein, und stahlen und verwüsteten alles, was sich da vorfand. Mit Ungestümm fragten sie nach dem Bäcker, er war aber nicht zu finden; endlich entdeckten sie ihn in einem Keller, wohin er sich verkrochen hatte, und schleppten ihn unter den grausamsten Mißhandlungen auf die Strasse. Es war bereits an ei-

nem vor dem Hause stehenden Baum ein Strick befestiget; woran er aufgehangen werden sollte. Vergebens war sein Flehen, und das Jammern seiner Familie: die Unholden hatten keine Ohren für die Stimme der Unschuld. Der Unglückliche wurde wirklich an den Baum aufgehangen. Aber noch zu rechter Zeit kam die Bürgermiliz herbei. Da ein Theil des Pöbels im Hause des Bäckers mit Plündern und Fortschleppen beschäftiget war, so konnte der übrige leicht überwältiget werden. Die Bürgergarde schnit daher den Unglücklichen ab, zerstreute das Volk, und rettete ihn auf diese Art von einem gewiß zu erwartenden Tode. Allein sie rettete ihn nur auf eine kurze Zeit, denn er war durch grausame Mißhandlungen, und durch den Schrecken so sehr entkräftet, daß er in einigen Tagen starb.

Einige aus der Mörderhorde wurden von der Bürgermiliz gefangen genommen, und in einen Kerker gesperrt. Der Pöbel konnte dieß nicht ertragen, und besonders die Rädelführer fürchteten, daß durch eine auffallende Bestrafung der Gefangenen die Uebrigen vielleicht zahmer gemacht, und von andern ähnlichen Unternehmungen abgeschreckt werden möchten. Sie versuchten daher alles mögliche, um einen

nen neuen Aufstand zu erregen, und im Tumulte die Gefangenen aus ihrem Kerker zu befreien. Am 8ten August rottete sich daher der Pöbel neuerdings in einer entfernten Strasse zusammen, machte großen Lärm, und lockte auf diese Art die Bürgermiliz herbei. Unterdessen hatte sich ein anderer Haufe des Volks verborgen gehalten, und dieser brach itzt auf einmal aus seinem Hinterhalt hervor, stürmte die Gefängnisse, verjagte die dabei aufgestellte Wache, und setzte die Mörder in Freiheit. Dieß war in der Geschwindigkeit geschehen. Eben so geschwind erfuhr es das Volk auf der andern Seite, zerstreute sich und gieng nach Haus. So hatten hier abermals, wie an andern Orten, die Schwärmer und Poltergeister gesiegt. So wurde hier abermals, wie in andern Orten, die Unschuld ungestraft gemordet.

Ein und zwanzigste Geschichte.

Aufruhr in Montauban im May, 1790.

Sobald die Dekrete in Betreff der Geistlichkeit von der Naz. Versammlung gegeben waren, sobald man die Kirchendignitäten, die Klöster aufgehoben, und die Güter der Geistlichkeit für Nazionalgüter erklärt hatte, so waren auch die Feinde der Religion, die fanatischen Freiheitsschwärmer geschäftig, sie in Ausübung zu setzen. In mehrern Gegenden Frankreichs brachen darüber Tumulte aus, das Volk sträubte sich, und wollte, ob es gleich schon so sehr verdorben war, sich seine Religion nicht nehmen lassen. Es kostete daher Blut, um die Sache durchzusetzen.

In Montauban sollten die Klöster aufgehoben werden. Am 10ten May kam während des Gottesdienstes eine Kommission in

die

die Franziskanerkirche, und verlangte, daß die beim Altare stehenden Geistlichen abtreten sollten, damit sie die in der Kirche befindlichen Geräthschaften inventiren könnten. Die Geistlichen ersuchten, man möchte sie doch nur den Gottesdienst endigen lassen, sie wollten sich sodann gern allem unterwerfen, was man über sie beschlossen hätte. Allein das half nichts. Die Kommissaire lärmten und schrieen, liefen mit aufgesetztem Hut, mit emporgehobenen Stöckgen in der Kirche herum, ruften Wachen herbei, und die Priester sahen sich genöthigt, den ungestümmen Forderungen nachzugeben. — Das nämliche geschah auch im Nonnenkloster, welches nahe bei den Franziskanern liegt. Auch hier mußte der Priester die Messe endigen, als die Kommissaire ankamen. Allein hier waren mehrere Menschen gegenwärtig, welche sich dem frevelhaften Betragen der Kommissaire widersetzten. Sie zwangen selbe, sich fortzumachen, und besetzten die Thüren der Kirche, damit die darauf folgende Predigt nicht unterbrochen werden könnte. In der That ließ sich auch während der Predigt nichts mehr sehen.

Das Volk erfuhr endlich, was in der Franziskanerkirche vorgegangen war, und nun eilte es hin, um auch hier die Kommissaire zu ver-

verjagen. Es fand selbe mitten in der Kirche an einem Tische sitzend. Die heiligen Gefäße, woraus vor Kurzem noch dem Allmächtigen ein Opfer gebracht worden war, lagen zu ihren Füssen auf der Erde, die Verzierungen der Altäre waren abgerissen, und die priesterlichen Ornate wurden herbeigeschleppt, um aufgeschrieben zu werden. Unwillig über diese Handlungen der Kommissaire, welche die Vollziehung ihrer Aufträge mit vielem Frevel verbanden, zwang sie das Volk, alles wieder an Ort und Stelle zu bringen, und sodann die Kirche zu verlassen. So sehr sie sich auf ihre Befehle beriefen, so mußten sie doch dem Volke Folge leisten, und sich entfernen, wenn sie nicht durch Mißhandlungen dazu gezwungen werden wollten.

Noch war keine Ausschweifung von Seiten des Volks begangen worden; aber diese erfolgte itzt. Einige sagten, daß man die Soldaten und die Bürgermiliz gegen das Volk werde ausrücken, und unter dem Schutze derselben die Arbeiten der Kommissaire fortsetzen lassen. Andere sagten, die Aufhebung der Klöster geschehe blos auf Verlangen der Protestanten, welche sich die geistlichen Güter zueignen, und die katholische Religion unterdrücken wollten. Beide Gerüchte waren zwar

grund=

grundfalsch, und man hätte sich auf der Stelle eines Bessern belehren können; allein der Pöbel wurde dadurch in Hitze gebracht, und suchte mit Gewalt jede Unternehmung gegen die Geistlichkeit unmöglich zu machen. Die Stadtmiliz hatte sich auf das Rathhauß begeben, um sich zu bewaffnen. Das Volk hatte sich nach dem Hause des Kommendanten derselben begeben, und ihn aufzuhängen gedroht, wenn er irgend eine Gewaltthätigkeit befehlen, oder gestatten würde. Das Volk nahm sogar den Kommendanten, Hern. de Puy Mombrun als eine Geisel mit sich, und zog gegen das Rathaus.

Unterwegs und bei seiner Ankunft lärmte der Pöbel fürchterlich. Die Bürgermiliz hatte sich unterdessen in Ordnung gestellt, und vertheidigte den Eingang des Rathhauses. Mit einem fanatischen Mordgeschrei stürmte der Pöbel auf selbe los, und verlangte, auf das Rathhaus gelassen zu werden. Die Soldaten blieben stehen. Einer schoß seine Flinte ab, und nun begann das Morden. Vier Dragoner wurden sogleich in Stücke gehauen, und ihre Köpfe auf Spieße gesteckt. Mehrere wurden verwundet, und gefangen genommen. Die Uebrigen ver-

theidigten aber mit Tapferkeit den Eingang, und der Pöbel zog ab.

Nun gieng der Zug nach der Franziskanerkirche zurück. Es war um die Mittagszeit, und der Pöbel verlangte mit Ungestümm, daß die Geistlichen eine Predigt halten sollten. Einige Weiber zierten den Prediger mit einer weißen Kokarde, an welcher ein rothes Kreuzchen hieng, und so bestieg er die Kanzel. Der Lärm in der Kirche machte, daß man seine Worte unmöglich verstehen konnte, und dieser Tumult wurde noch größer, als ein Mann in militairischer Kleidung in die Kirche trat, seinen Säbel zog, und das Volk aufforderte ihm zu folgen. „Ich weiß es gewiß, schrie er, daß es die Protestanten sind, welche uns unseren Gottesdienst, unsere Religion rauben wollen. Bürger, es ist Zeit, daß wir diese Menschen uns vom Halfe schaffen. Ihr Wille, und nicht der Wille der Nazion ist es, welcher befielt, daß die Klöster zerstöhrt, und die Gotteshäuser niedergerissen werden.“ Nun zog der Pöbel eilends aus der Kirche. Er war zum Theil schon bewaffnet, zum Theil nahm er itzt alles, was ihm unter die Hände kam, und bewaffnete sich damit. Ein gräßliches Mordgeschrei erfüllte die Luft. Die Protestanten, welche auf

der

der Gasse angetroffen wurden, fanden ihren Tod. Sie wurden theils gehenkt, theils in Stücke gehauen. Allein das Volk blieb dabei nicht allein stehen. Es überfiel auch die Häuser, worinn Protestanten wohnten, tödtete, oder mißhandelte die Einwohner auf das grausamste, und plünderte ihre Wohnungen. Vergebens suchten rechtschaffene Leute den einmal in Hitze gebrachten Pöbel durch vernünftige Vorstellungen auf andere Gedanken zu bringen; vergebens flehten ganze Familien um das Leben ihrer Väter. Selbst ein Franziskaner, der das Volk auf den Knien bat, das Blut der Unschuldigen zu schonen, wurde in Stücke gehauen. Montauban war an diesem Tage ein Schauplatz des Mords und der Verwüstung.

Schon waren die Gassen der Stadt mit Leichen bedeckt, als das Regiment Languedok Befehle erhielt, auszurücken, um dem Blutvergiessen ein Ende zu machen. Der Pöbel wiedersetzte sich hartnäckig dem Militair und nachdem mehrere Soldaten des Regiments getödtet, oder verwundet, und gefangen worden waren, fand es für gut, sich zurückzuziehen, und der Raserei des Volks freien Lauf zu lassen. Mit den Gefangenen Soldaten verfuhr das Volk grausam. Die Kleider

wurden ihnen vom Leibe gerissen, und sie in der ganzen Stadt herumgeschleppt, wobei sie geschlagen, gestossen, und mit Koth beworfen wurden. Bei der Franziskanerkirche hielt der Zug Stille. Die Soldaten mußten öffentlich bekennen, daß sie sich durch ihre Widersetzlichkeit gegen Gott und die Menschen versündigt, und den Tod verdient hätten. Sie mußten dem Volke öffentliche Abbitte thun, und erhielten zur Buße Stockstreiche. Das nämliche geschah auch in der Hauptkirche der Stadt, und als die Unglücklichen beinahe schon tod waren, wurden sie in einen Keller gesperrt, und als Geiseln aufbewahrt.

Auch die Bürgermiliz wurde zerstreut, zum Theil getödtet, zum Theil aber gefangen genommen. In seiner fanatischen Wuth hielt der Pöbel alles für Ketzer und Feinde der wahren Religion, was sich seinen Ausschweifungen wiedersetzte, und die Ruhe aufrecht erhalten wollte. Die Soldaten von der Nazionalgarde hatten eben das Schicksal, wie die Linienssoldaten, die in die Hände des wüthenden Volks fielen. Sie mußten gleichfalls öffentliche Abbitte thun, und eine ähnliche Strafe aushalten.

Das Morden der Protestanten gieng sodann wieder an, und es würde vielleicht nicht ein einziger dieser Glaubensgenossen mit dem Leben davon gekommen seyn, wenn nicht mehrere während der Zeit, als der Pöbel mit dem Regimente Languedok und der Nazionalgarde raufte, Gelegenheit gefunden hätten, zu entfliehen. Das Volk war darüber im höchsten Grad erbittert, und ermordete mehrere Bewohner jener Häuser, aus denen die Protestanten entflohen waren. Ganze Familien wurden auf diese Art um das Leben gebracht.

So verfuhr ein Volk, das sich für unabhängig hielt. So tobte ein sonst gutes, und weiches Volk gegen sich selbst, und verfiel in die schrecklichsten Laster der Anarchie. Man weis nicht genau zu bestimmen, wie viele Menschen bei dieser Blutszene ihr Leben verlohren haben; aber über 100 kann man namentlich angeben.

Mit einem Kourier kam die Nachricht von diesen Mordthaten nach Bourdeaux. Sogleich erbot sich die Nazionalgarde, in forcirten Märschen nach Montauban zu eilen, um den Verwüstungen ein Ende zu machen. Man schickte wirklich 1500 Mann ab, mit

denen sich auf dem Wege noch einige Detachements Linientruppen vereinigten.

Als sie zu Montauban ankamen, fanden sie noch alles in Insurrekzion. Noch waren die Strassen der Stadt mit Blut und Leichen bedeckt, noch wurden einzelne Mordthaten begangen. Sie setzten sich in eine ernsthafte Verfassung, und giengen mit Wuth auf den Pöbel loß. Dieser, anstatt Waffen zu seiner Vertheidigung zu hohlen, brachte den Nazionalgarden Wein und Schinken, zechte mit ihnen, und plünderte und mißhandelte itzt diejenigen, welche noch vor einer Stunde seine Anführer waren. Zu den Nazionalgarden gesellte sich itzt ein großer Theil der Linientruppen, und in Gemeinschaft mit dem Pöbel wurde itzt aller erdenklicher Unfug getrieben. Der Pöbel selbst plünderte itzt die Klöster, raubte die Kirchengeräthschaften, und that nun das, was er kurz zuvor Zerstöhrung seines Gottesdienstes und Vertilgung seiner Religion nannte.

Zwei und zwanzigste Geschichte.

Aufruhr und Mordthaten in Saintange im November 1790.

In dem Distrikte der untern Charente rotteten sich im Oktober schon die Bauern zusammen, und sagten ihren Obrigkeiten förmlich den Gehorsam auf. In ihren Versammlungen wurde ausgemacht, keine Dienste zu leisten, keine Abgaben zu bezahlen, und jeden, der so etwas fordern würde, zu ermorden. Sie richteten aus dieser Absicht bei jedem Dorfe einen Galgen auf, und verabredeten ein gewisses Zeichen, auf welches, wenn es gegeben würde, sich alle Bauern versammeln, und einander zu Hilfe kommen sollten. Sie erwählten auch einen jungen Poltergeist, der durch sein hartnäckiges Betragen gegen die Obrigkeit, und durch verschiedene Händel mit den Strassenwächtern bekannt war, zu ihren Oberhaupt.

Lange schon hatten diese Rebellen ihre Unabhängigkeit behauptet, und allen Befehlen des Departements, allen Gesetzen der Nazionalversammlung Hohn gesprochen, als der Maire von Vareze sie bei dem Distrikt von St. Jean d' Angelo anklagte, und zugleich auf die Gefangeninehmung des Rädelführers drang. Der Distrikt fand diese Anklage gegründet, und gab Befehl, daß ein Detachement Soldaten den Anführer der Rebellen aufheben, und nach der Stadt Vareze in den Kerker bringen sollte.

Die Truppen rückten aus, um den Befehl in Ausübung zu bringen, und kamen wirklich in dem Dorfe an wo Priece, so hieß der Anführer der Bauern, sich aufhielt. Die Bauern hatten aber vorher schon davon Kundschaft eingezogen, hatten sich zusammengerottet, und itzt waren sie stark genug, um sich den Truppen zu wiedersetzen. — Die Soldaten wollten aber nicht umsonst ihren Marsch gemacht haben. Sie forderten wiederhohlt den Rädelführer der Rebellen, drohten mit Schärfe, und da nichts helfen wollte, so gaben sie Feuer unter die Aufrührer. Die Bauern vertheidigten sich ziemlich hartnäckig, mehrere von ihnen wurden getödtet, oder verwundet, und da mittlerweile auch

ein

ein nachrückendes Detachement eingetroffen war, so wurden sie endlich doch überwältigt, und Priece wirklich gefangen genommen. Die Truppen brachten ihn ihrer Ordre gemäß nach Vareze, wo er in einen Kerker gesperrt wurde.

Man glaubte, daß durch diesen Vorfall die Bauern in Furcht gesetzt seyn, und nun sich ruhig verhalten würden; allein man täuschte sich. Sie rotteten sich vielmehr noch am selben Abend stärker, als sie vorher waren, zusammen, und beschlossen einmüthig, ihren Anführer zu retten, es koste, was es wolle.

Die Horde war über 3000 Mann stark, und zog nun gegen Vareze hin, um ihren Entschluß alsogleich auszuführen. Die Rebellen fielen zuerst das Haus des Maire an, und dieser, der nach vielen Arbeiten und Nachtwachen sich eben zur Ruhe gelegt hatte, wurde von den Anführern aus dem Bette gerissen und so fortgeschleppt. Bei dieser Gelegenheit wurde das Haus des Maire geplündert, und seine Familie auf die unmenschlichste Art gemißhandelt.

Da der Lärm groß war, so versammelte sich die Municipalität auf dem Rathhause. Man erwartete den Maire; allein dieser kam nicht; man schickte um ihn; allein die Boten konnten durch den Volkshaufen nicht dringen. Alles war unruhig, alles in Verwirrung. Endlich kamen die Rebellen auf dem Rathhause an. Erst itzt sah der Municipalrath, daß der Maire in ihren Händen wäre. Die Bauern verlangten nun, daß man ihnen ihren Anführer ausliefern sollte. Man machte ihnen Vorstellung, berief sich auf die Gesetze; allein sie wollten davon nichts hören, und bestanden mit ungestümmer Hartnäckigkeit auf ihrem Verlangen. Sie versprachen, den Maire wieder loszulassen, wenn man den Priece in Freiheit setzen würde, und drohten widrigenfalls das Gefängniß zu stürmen, und den Gefangenen selbst zu befreien.

Da die Uebermacht da war, da man nur wenige Soldaten zur Vertheidigung hatte, und auch diesen keinen Befehl geben konnte, da man nebstdem glaubte, das Leben des Maire zu retten, den man in einer so dringenden Gefahr sah, so beschloß man, den Priece in Freiheit zu setzen, um fernern Unglück zuvorzukommen. Allein auch hier betrog

trog man sich. Durch diese Nachgiebigkeit des Municipalraths noch dreister gemacht, krönten die Bauern ihren in Freiheit gesetzten Anführer mit Lorbeeren, führten ihn im Triumph herum, und schleppten auch den Maire, den sie loszulassen versprochen hatten, mit sich. Ihre Frechheit gieng so weit, daß sie alle jene, welche sie an die Loslassung des Maire Latierce erinnerten, mit Koth und Steinen warfen, oder auf eine andere Art mishandelten, und die ganze Stadt in Furcht und Schrecken setzten. Der unglückliche Maire bekam viele tausend Stösse und Schläge, und wurde immer von den Rebellen fortgerissen.

Endlich wollten sie ihn aber doch frei lassen. Nur Priece hinderte sie daran, indem er zu den Bauern sprach: „Ich sehe wohl, daß ihr geneigt seyd, mich noch einmal in die Hände unserer Feinde kommen zu lassen, wo es euch vielleicht nicht mehr so leicht seyn wird, mich zu retten. Ihr wißt es, daß Latierce die Ursache meiner Gefangennehmung, und aller Mishandlungen war, die ich diesen Tag über ertragen mußte. Er hat es veranstaltet, daß man heut unter euch schoß, und eure Freunde, eure Brüder tödtete; er hat also ihr Blut vergossen, und ihr wollt ihm die Freiheit geben, wollt ihn nicht strafen? Er

hat den Tod, den schmerzlichsten Tod verdient, denn er hat uns unsere Freiheit rauben wollen.“ So sprach Priece, und die Bauern erhoben ein fürchterliches Mordgeschrei.

Itzt berathschlagten sie, auf welche Art sie ihn umbringen sollten. Der Unglückliche hörte diesen fürchterlichen Berathschlagungen zu, wo ein Votum das andere an Grausamkeit übertraf; alle liefen dahin aus, daß Latierce eines langsamen und schmerzlichen Todes sterben sollte. Man schleppte ihn daher auf das freie Feld, zündete ein großes Feuer an, und legte den Unglücklichen mit den Füssen darein. Den übrigen Körper, den Kopf ausgenommen, bedeckte man mit Erde. So wurde er langsam gebraten. Das Geschrei des Armen war fürchterlich. Er bat die Umstehenden, ihn zu tödten; allein Niemand wollte das. Die Barbaren tanzten vielmehr um das Feuer herum, und freueten sich über die Schmerzen des Leidenden. Ueber eine halbe Stunde lang hatte er auf diese Art gelitten, als man ihn aus dem Feuer riß, und endlich mit vielen Stichen und Schlägen ermordete.

Drei und zwanzigste Geschichte.

Mordthaten zu Aix im Dezember 1790. von den Jakobinern veranlaßt.

Zu Aix in der Provence herrschte der Jakobinerklub über die Einwohner unumschränkt. Alle Mitglieder der Munizipalität gehörten zu dieser Gesellschaft, und der ganze Pöbel der Stadt stand in ihrem Solde. Rund umher in den Dörfern und Städchen hatten die Jakobiner ihren Anhang. Die Bauern waren so sehr auf ihrer Seite, daß sie sich von ihnen nach Belieben leiten ließen. Der gute Bürger, der fleißige Handwerker, der im Schweiße seines Angesichts sein Brod erwarb, mußte seinen Gewinn mit diesen Müssiggängern theilen, deren Beschäftigung bloß darinn bestand, daß sie Unruhe stifteten, Verwirrung anrichteten, und die Anarchie beförderten. Die Munizipalität erhöhte

die Auflagen, und der Klub veranstaltete bald diese, bald jene Gaukelei, welche den Einwohnern, die, wenn sie nicht für Aristokraten gehalten werden wollten, daran Theil nehmen mußten, vieles Geld kosteten. Es geschahen Diebstähle, Raufereien und andere Ausschweifungen von den Miethlingen der Jakobiner; alles blieb ungestraft, weil der Bürgerrath es mit den Jakobinern hielt. Kurz die guten Bürger fühlten ganz die despotische Regierung jener Leute, welche immerfort Freiheit im Munde führen, und ihre Mitbrüder auf die grausamste Art tiranniſiren.

Dieß machte, daß die guten Bürger sich vereinigen, und gemeinschaftlich den gewaltsamen Unternehmungen der Jakobiner entgegen arbeiten wollten. Fünf angesehene Bürger kamen daher am IIten Dez. nach dem Rathhause, und legten dem Bürgerrathe den Plan zu einem neuen Klub vor, welchen sie unter dem Titel: Vertheidiger der Religion, der Personen, und des Eigenthums, errichten wollten. Zugleich kündigten sie an, daß sie nächstens eine öffentliche Sitzung halten würden. In diesem Klub sollte von Staatssachen gar nicht gesprochen, und über die Konstitution nicht de-

libe-

liberirt werden. Sie wollten blos das Eigenthum und die Personen gegen alles Unrecht, gegen alle Unterdrückung vertheidigen, die Religion aufrecht erhalten, nnd zur Erreichung ihres Endzwecks sich mit dem Bürgerrath vereinigen. Mehr als 600 Bürger hatten bereits ihre Namen unterzeichnet, um an dem neuen Klub Theil zu nehmen.

Es war ein Hauptgrundsatz der Jakobiner, keinen andern Klub im Lande neben sich zu dulden, der nicht mit dem Jakobinerklub zu Paris in Verbindung stünde. Die plötzliche Erscheinung einer neuen Gesellschaft zu Aix, deren Grundsätze den ihrigen gerade entgegengesetzt waren, mußte sie daher in Harnisch bringen. Da einmal die ganze Munizipalität auf ihrer Seite war, so fiel es ihnen leicht, sich diesen Nebenbuhler vom Halse zu schaffen. Sie streuten daher aus, der neu entstandene Klub wäre der Anfang zu einer Gegenrevolution; alle Mitglieder desselben wären Aristokraten, welche gleich bei ihrem Zusammentritte die weiße Kokarde aufstecken, und die Revoluzion zu bekämpfen anfangen würden. Sie wußten diese Unternehmung mit so schwarzen Farben zu schildern, daß das Volk in Furcht gerieth. Sie denuncirten die Häuser, worinn weiße Kokarden

karden gemacht, und verkauft würden. Noch in der nämlichen Nacht ließ die Munizipalität diese Häuser, und die Läden der Kokardenhändler durchsuchen, um sich von der Wahrheit dieser Denunziazion zu überzeugen. Man fand nicht eine einzige weiße Kokarde, und dieß hätte ein Beweiß seyn sollen, daß die ausgestreuten Gerüchte lügenhaft und verläumderisch waren. Allein die Jakobiner sind nicht gewöhnt, sich durch Beweise, die ihrem Vorhaben widersprechen, abschrecken zu lassen. Ihr Wille berechtigt sie zu allen.

Nebst dem Jakobinerklub bestand in Aix noch ein anderer, der sich antipolitischer Klub nannte. Ein gewisser Abbé Rive hatte ihn gestiftet, war sein beständiger Präsident, und beherrschte die Mitglieder desselben, die größthentheils Bauern und Taglöhner waren, unumschränkt. Im Grunde war er aber nichts anders, als ein wahrer Jakobinerklub, wo ebenfalls Verwirrung und Anarchie geprediget wurde. Am 12ten Dezember zeigte sich dieses auf eine unläugbare Weise. Denn beide Klubs vereinigten sich an diesem Tag mit einander, und feierten diese Vereinigung durch einen Schmaus, der von Mittag bis in die halbe Nacht hinein dauerte. Alle

Mit-

Mitglieder, besorders die Bauern und Taglöhner soffen sich voll, und zum Beschluß zog die ganze Gesellschaft in einer lärmenden Prozession herum, wobei patriotische Gesänge gesungen wurden. Vor einem Kaffeehause, wo die guten Bürger, oder wie die Jakobiner sagten, die Aristokraten sich versammelten, hielt der Zug still, und das Geschrei wurde noch größer. Endlich warfen sie die Fenster ein, drangen in das Zimmer, und schlugen alle Geräthschaften desselben in Stücke, wobei das Geschrei: es lebe die Freiheit, ununterbrochen ertönnte.

Ein siebenzigjähriger Greis, Hr. Guiramond, trat aus dem Kaffehause, und suchte den Pöbel zu besänftigen. Er stellte vor, wie ungerecht es wäre, daß Bürger einer Stadt einander verfolgten. Allein das Jakobinervolk schikte ihm einen Steinregen entgegen, wodurch er dergestallt aufgebracht wurde, daß er zwo geladene Pistolen, die er immer bei sich führte, aus der Tasche nahm, und selbe abschoß. Ob er gleich Niemanden traf, und auch schon so abfeuerte, daß er Niemanden treffen konnte, so war es doch immer eine Unvorsichtigkeit, welche den einmal in Ausschweifungen begriffenen Pöbel noch mehr reitzte. Der Lärm vermehr-

te sich, und die Offiziers des zu Aix in Garnison liegenden Infanterieregiments Lionnais ließen Lärm schlagen, und versammelten ihre Soldaten, um auf jeden Fall bei der Hand zu seyn. Da es nach der Einrichtung festgesetzt war, daß die Truppen der Garnison nicht anders als auf Befehl, und nach den Willen der Munizipalitäten agiren durften, so erwartete auch das bereits in Schlachtordnung stehende Regiment vom Bürgerrath seine Ordres. Allein da der Bürgerrath mit den Jakobinern einverstanden war, da vielleicht die meisten Mitglieder desselben selbst bei dem lärmenden Haufen sich befanden, so that er nichts, was Stadtobrigkeiten in derlei Vorfallenheiten thun sollten. Er ließ die Nazionalgarde, die in Aix über 4000 Mann stark war, nicht ausrücken, er ließ kein Marzialgesetz verkündigen, keine rothe Fahne ausstecken, und gab sogar dem Regimente Lionnais Befehl, die Stadt alsogleich zu verlassen. Das Regiment gehorchte, und die besoffenen Jakobiner schwärmten nun nach Belieben in der Stadt herum. Guiramond wurde durch einen Flintenschuß im Schenkel verwundet, hatte doch das Glück entfliehen zu können.

Der Bürgerrath hatte vor einer Stunde das Regiment Lionnais zum Abmarsch beordert, und itzt schickte er nach Marseille um Hilfe — — ! Auch diese Hilfe wäre noch zu rechter Zeit gekommen, wenn sie die Jakobiner im Ernste verlangt hätten. Denn sogleich machten sich 450 Soldaten des Schweitzerregiments Ernst nebst 500 Nazionalgarden auf den Weg nach Aix, die aber eine Stunde vor der Stadt Ordre erhielten, Halt zu machen, da in Aix alles ruhig wäre. — Und es war doch alles in einer vollkommenen Insurrekzion! So handelten die Jakobiner. Ihre teuflische Absicht, auch hier morden zu wollen, enthüllte sich immer mehr.

Am 13ten Dezember früh versammelte sich der Pöbel abermals. Einige Jakobiner stellten sich an die Spitze, und der Zug gieng nach dem Landhause des Herrn Wignard, der ein Schwiegervater des Herrn Dandre, Mitglied der Naz. Vers. war. Bei ihm befand sich Herr Pascalis, ein rechtschaffener Mann und berühmter Advokat, der ehemals die Gemahlinn des Grafen von Mirabeau gegen ihn vertrat. Beide lagen noch im Bette. Der Pöbel stürmte das Haus, beide mußten aufstehen, und kaum hatten sie sich angekleidet

kleidet, als man sie nach Aix ins Gefängniß schleppte. Der Pöbel plünderte unterdessen das Haus, und machte sich für seine Mühe dadurch bezahlt. Herr Morelet de la Roguet und einige andere rechtschaffene Männer hatten das nämliche Schicksal. Der Pöbel plünderte ihre Häuser, und schleppte sie sodann ins Gefängniß. Denn die Jakobiner streuten aus, diese Leute wären Feinde des Vaterlandes, Aristokraten, welche die Gegenrevolution begünstigten.

Zum Theil hatten also die Jakobiner ihren Entzweck schon errreicht, und um ihr Betragen doch einigermassen wieder zu beschönigen, schickte die Munizipalität an die von Marseille anrückenden Truppen den Befehl, in die Stadt zu kommen, welches auch geschah. Sie wurden zu Aix in die Kaserne einquartiret, und die Schweitzer mußten die Wache bei den Gefängnissen versehen. Die Munizipalität hatte aber vorher schon alle dem Regimente Lionnais zugehörige Kriegsmunizion aus den Kasernen wegnehmen lassen, damit die Soldaten, wenn man sie ja pro forma zum Wiederstand auffor-derte, doch nichts weiter unternehmen könnten, was die Jakobinerpläne vereitelte. Vergeblich ersuchten die Offiziers nur um einen

Theil

Theil dieser Munizion; allein man weiß es sicher, daß der jakobinische Bürgerrath mehrere tausend Patronen unter den Pöbel vertheilen ließ, und den zum Schutze der Bürgerschaft, und zur Aufrechthaltung der Ruhe herbeigerufenen Soldaten nichts gab.

Dieß wurde bald unter den Einwohnern bekannt, und jederman sah die traurigen Folgen, die ein solches Betragen der Stadtobrigkeit nothwendig haben mußte, nur zu deutlich ein. Die friedliebenden Bürger versperrten ihre Häuser, schlossen ihre Kramläden zu. Niemand ließ sich auf der Strasse sehen, es herrschte eine furchtbare Todtenstille, die so oft der Vorbote von schrecklichen Ereignissen ist. Gegen Abend wurde diese Stille unterbrochen. Eine Menge Bauern kamen aus der umliegenden Gegend an. Die Jakobiner hatten sie durch ihre Abgesandte herbeigerufen, und überdieß noch aus der Gegend von Marseille, die immer von liederlichen Gesindel wimmelt, sehr viele Bettler und Landstreicher herbeigeführt. Ihre Bewaffnung, ihr Geschrei ließ nichts gutes vermuthen, und jeder gute Bürger war um sich und die Seinigen besorgt. Indessen gieng doch die Nacht ziemlich ruhig hin.

Aber am 14ten Dezember früh versammelte sich der einheimische und der herbeigelokte Pöbel, und strömte unter wildem Geschrei gegen die Gefängnisse hin. Die Schweitzer rückten aus, und umgaben das Stadthaus. Der Pöbel verlangte die Köpfe der Gefangenen. Herr von Diesbach, der die Schweitzer kommandirte, verlangte Verhaltungsbefehle von der Munizipalität; allein er erhielt keine. Er mußte sehen, wie der Pöbel sich immer näher hinzudrängte, wie das Leben der Gefangenen immer mehr in Gefahr kam. Er wiederhohlte sein Verlangen nach einen Befehl, und erhielt keine Antwort. Er hätte das ganze zusammengelaufene Gesindel mit einigen Flintenschüssen zerstreuen können; allein er durfte nicht einen einzigen Schuß thun. — Da die Gefahr immer größer wurde, so übertrug er das Kommando einem anderen Offizier, und gieng selbst in den Munizipalrath, den er also anredete: „Meine Herren! es würde ein ewiger Schandfleck für mich seyn, wenn ich unter den Augen meiner Soldaten, die zum Schutze eines jeden Staatsbürgers da sind, Mordthaten geschehen ließe. Das Volk verlangt die Köpfe der Gefangenen, stürmt gegen meine Soldaten, und ich habe schon zweimal Befehle von ihnen verlangt, ohne daß Sie mir geantwor-

tet

tet haben. Die Gefangenen sind meiner Wache anvertraut, ich werde auf meine Verantwortung Gewalt brauchen, wenn Sie mir nicht sagen, wie ich mich zu verhalten habe. Ich fordere daher eine schriftliche Ordre von Ihnen, damit sie zu meiner Rechtfertigung diene, und ich schwöre Ihnen, daß ich nicht von der Stelle gehe, daß meine Soldaten so lange sich vertheidigen werden, bis ich diese schriftliche Ordre habe."

Dieses mit militairischer Energie ausgesprochene Verlangen setzte den Rath in eine augenblickliche Verlegenheit. Gab er Befehl zur Vertheidigung, so konnte das Vorhaben der Jakobiner vereitelt werden, gab er Befehl, dem Volke den freien Willen zu lassen, so wurde das Gesetz verletzt, und er für sein Betragen verantwortlich; allein der jakobinische Rath wollte lieber das Gesetz als die Jakobiner beleidigen, denn er wußte nur zu gut, daß man in Frankreich allen Hohn sprechen darf, wenn man den Willen der Jakobiner in Ausübung bringt. Er gab daher dem Offizier den schriftlichen Befehl: sich mit seinen Soldaten ganz leidend zu verhalten, dem Volke nicht zu wehren, und sich überhaupt in nichts zu mischen. Herr von Diesbach versprach, sich darnach zu rich-

ten, und gieng sodann zu seinen Soldaten herunter.

Die Munizipalbeamten trauten aber den Schweitzern doch nicht. Einige derselben kamen gleich nach Herrn Diesbach in Zeremonienkleidern nach dem Gefängnisse. Der Pöbel wußte vermuthlich ihre Absicht, und machte ihnen Platz. Auch der Gefangenwärter hatte erklärt, daß er die Gefangenen mit Gefahr seines eigenen Lebens vertheidigen würde. Der Pöbel legte daher den Munizipalbeamten einen schriftlichen Befehl vor, vermög welchen verordnet wurde, die Gefangenen auszuliefern, und dem Volke Preis zu geben. Noch waren die Schweitzer da, noch hätten sie das Volk zerstreuen können, allein die Munizipalbeamten unterschrieben den Befehl, der in ihrem Namen aufgesetzt war, übergaben das Papier dem Kerkermeister, und die Gefangenen wurden ausgeliefert. Wie reißende Thiere fielen itzt die Kanibalen über die Unglücklichen her, schleppten sie nach der Allee, und hängten jeden an einen Baum auf. Herr Pascalis verlangte einen Beichtvater, um noch vor seinem Tode die Absolution zu erhalten; allein die Mörder antworteten: seit der neuen Konstitution sey kein Beichtvater mehr nöthig. Nach einigen Minuten

nuten rissen die Bösewichter die Ermordeten von den Bäumen herab, hackten ihnen die Köpfe ab, und trugen sie auf Stangen in der Stadt herum.

Der Bürgerrath hatte nichts zu ihrer Vertheidigung gethan. Von der Nazional-garde und von den Linientruppen durfte nicht ein Mann ausrücken, um diese schreckliche Mordthaten zu verhindern. Aber er hatte ja selbst die Gefangenen ausgeliefert, hatte also selbst gewollt, daß sie ermordet werden soll-ten, und eben darum konnte er nicht zu-gleich verhindern, was er verlangte. Man weiß es sogar, daß einige Munizipalbeamten an die Fenster des Rathhauses traten, und als der blutige Triumphzug vorübergieng, aus-ruften: Es lebe die Freiheit.

Doch die Unmenschen hatten noch nicht genug gemordet. Wir haben oben erzählt, daß Hr. von Guiramond bei dem Tumulte im Kaffeehause gefährlich verwundet worden war. Er hatte sich nach seinem Landhause geflüchtet, wo er sich kuriren ließ. Der Pö-bel lief dahin, riß ihn aus dem Bette, warf ihn gebunden auf einen Karren, und führte ihn nach Aix. Daselbst zeigte man ihm die zerfleischten Leichname der Ermordeten, hängte

ihn sodann selbst an einen Baum auf, schnitt ihm endlich den Kopf ab, und steckte ihn auf eine Stange. Zwischen den ersten Ermordungen, und dieser Zweiten verflossen mehr als 6 Stunden, und doch that der Bürgerrath nicht das mindeste, was unter ähnlichen Umständen die Pflicht einer jeden Ortsobrigkeit ist, was die Gesetze befehlen, was die Menschlichkeit verlangt. Die Schweitzer schäumten vor Wuth, daß sie bei den Ermordungen unschuldiger und guter Bürger unthätige Augenzeugen abgeben mußten, daß sie sich gar nicht regen durften, um einem Einzigen das Leben zu retten.

Unbeschreiblich groß war der Schrecken, und die Furcht, welche sich nach diesen Greuelthaten über alle Einwohner verbreitete. Alle Bürger verschlossen und verrammelten ihre Hausthüren sorgfältig; Niemand wagte es aus dem Hause zu gehen; die Fensterläden an den Häusern waren den ganzen Tag zugesperrt. Der Jakobinerklub beorderte bewaffnete Leute vom Pöbel, welche die Häuser, die sie für verdächtig hielten, durchsuchen mußten. Mehrere Wohnungen friedfertiger Familien wurden geplündert, mehrere Hausväter aus den Armen der Ihrigen gerissen, und nach dem Gefängnisse geschleppt. Von den Anverwand-

ten

ten des ermordeten Paskalis ließ man nicht einen einzigen entwischen. Diese gewaltsame Behandlung der Bürgerschaft dauerte auch noch die folgenden Tage fort. Der Bürgerrath that nicht das mindeste, wodurch die Stadtbewohner von der Tirannei eines zügellosen Pöbels befreiet worden wäre. Es schien, als ob die Jakobiner mit der Furcht der Bürgerschaft noch ihren Spott treiben wollten. Zu einer Zeit, wo die Köpfe rechtschaffener Männer von dem Pöbel auf Stangen herumgetragen wurden, mußte auf ihren Befehl täglich das Theater geöffnet werden. Den Tag nach der Ermordung gab die Schauspielergesellschaft ein Stück zu Gunsten der armen Mitglieder des Jakobinerklubs. Damit diese Vorstellung recht einträglich werde, sandten die Jakobiner Billete für die ersten Plätze in allen Häusern herum, und wer nicht für einen Feind der Konstitution erklärt, und ermordet zu werden fürchten wollte, der sah sich genöthigt, sein Billet anzunehmen, und zu bezahlen. So regieren die Jakobiner.

Endlich am 20sten Dezember, erließ der Bürgerrath zu Aix eine Verordnung, wodurch die bereits 6 Tage gedauerten Hausvisitationen verboten, und nachdem alle gute

Bürger seit 10 Tagen in Todesängsten geschmachtet hatten, untersagt wurde, einen Staatsbürger zu mißhandeln! — Und doch hießen dieß schleunige und wirksame Maasregeln, wie wir gleich sehen werden.

Man hat es öffentlich in der Naz. Vers. gesagt, daß Graf Mirabeau der Urheber dieser Tumulte und Mordthaten zu Aix wäre. Soviel ist sicher, daß die Ermordeten seine erklärten Feinde waren. Herr Pascalis hatte Mirabeaus Frau gegen ihren Mann vertheidigt, da sie sich genöthigt sah, wegen der Mißhandlungen, die sie von ihm erdulden mußte, ihn zu verklagen, und auf eine Ehescheidung zu dringen. Wenigstens fand man an den Ermordeten weiter keinen Fehler, als daß Mirabeau sie haßte.

Mirabeau selbst erstattete über diesen Aufruhr der Naz. Vers. Bericht. Er nannte ihn den Ausbruch eines Unwillens gegen die Anhänger der Aristokraten, entschuldigte das Volk mit der gewöhnlichen Ausflucht, daß es hier abermals wie sonst, zuweit gegangen sey, weil es zu eifrig die Konstitution liebe. „Indessen sagte er, ist es gut, daß bei Zeiten die wirksamsten Anstalten getroffen worden sind, um mehrere ähnliche Vorfälle

zu verhindern, wozu die Neigung bereits da war. Er trug hierauf auf ein Dekret an, vermög welchem der König gebeten werden soll, Linientruppen nach Aix zu schicken.

Abbé Maury bestritt Mirabeaus Bericht und Vorschlag mit seiner gewöhnlichen Beredsamkeit. „Dieß ist also, sprach er, die Art, wie das Volk das Recht der Oberherrschaft ausübt, von welchem man es fälschlich überredet, daß ihm dasselbe zugehöre. Auf diese Art führt man das Volk vom Irrthum zum Verbrechen. Endlich ist die letzte Zeit vorhanden, wo man strenge strafen muß. Glaubet mir, nie wird die Ordnung hergestellt werden, wenn man nicht ein großes Exempel statuirt.

Mirabeau und sein Anhang boten ihren ganzen Einfluß, ihre ganze Beredsamkeit auf, und wirklich brachten sie es dahin, daß das erwähnte Dekret angenommen, und von Untersuchung oder Bestrafung gar nicht geredet wurde.

Es muß Entsetzen erregen, wenn man sich einen großen Staat denkt, dessen zahlreiche Einwohner von Leuten beherrscht werden, die jede ihnen zuwider laufende Wahrheit für

ein Verbrechen halten, und gegen ihre unschuldigen Wiedersacher so grausam zu verfahren die Macht haben. Der rechtschaffene Mann muß entweder alle Verbrechen billigen, und selbst ein Bösewicht werden, oder er ist keine Stunde seines Lebens sicher. So geht es izt in Frankreich.

Vier und zwanzigste Geschichte.

Schauderhafte Ermordung des Maire von St. Denis im July 1789.

Kaum war die Bastille auf die bereits erzählte Art in die Hände des Pariser Pöbels gefallen, so wurden von jener Gesellschaft, die die Revoluzion angefangen und begünstiget hatte, nach allen Gegenden des Königreichs Eilboten geschickt, welche die Einwohner der Städte und Dörfer in Furcht setzen, und dadurch zu Zusammenrottirungen und Empörungen reitzen mußten. Die Urheber der Revolution hatten ein genaues Verzeichniß aller Personen gesammelt, welche ihnen in Erreichung ihrer Absichten hinderlich seyn konnten, und diese trachteten sie bei dieser Gelegenheit dem Volke fürchterlich und verhaßt zu machen.

Unter der Zahl dieser Personen befand sich auch der Maire von St. Denis, einer

kleinen

kleinen Stadt 2 Stunden von Paris. Er war ein rechtschaffener Mann, und da er jedem Einwohner des Orts mit Vergnügen diente, da vielleicht keiner war, der nicht einen Beweis seiner Freundschaft, seiner Redlichkeit erhalten hatte, so würde es den Unruhestiftern wohl schwer geworden seyn, die Einwohner von St. Denis gegen ihn aufzubringen. Allein diese Leute wußten sich bald zu helfen. Einige Tage nach der Einnahme der Bastille kam viel Pariser Pöbel nach St. Denis. Der Maire, der da wußte, daß diese Leute selten die Vorbothen glücklicher Ereignisse wären, traf in aller Stille die nöthigen Vorsichtsmaaßregeln, um alle Ausschweifungen zu verhindern. Die guten Einwohner der Stadt reichten ihm ihre hilfreiche Hand, und so gieng alles ziemlich gut.

Allein die Vagabunden vermehrten sich immer, und Niemand konnte eigentlich erfahren, warum sie hieher gekommen wären. Schon hatte der Maire 4 schlaflose Nächte zugebracht, und durch seine ununterbrochene Sorgfalt die Ruhe aufrecht erhalten; itzt befiel ihm eine plötzliche Schwäche und er sah sich genöthigt, einige Stunden zu schlafen, um seine Kräften einigermassen wieder zu sammeln. Er begab

sich

sich daher am Abend des 5ten Tags nach Hause, und legte sich zu Bette. Nach Mitternacht brach auf einmal ein Tumult aus. Alles rief zu den Waffen, und der Pariserpöbel durchlief die Gassen mit entsetzlichen Geschrei. Der Maire wurde geweckt; er wollte eilen, um Sicherheitsanstalten zu treffen; aber eben da er aus dem Zimmer gehen wollte, drang ein Haufe des Pöbels ihm entgegen, und stieß ihn zurück.

„Laßt mich Bürger, rief der Maire, die öffentliche Ruhe ist in Gefahr, und ich will an meinen Posten eilen.“ Man drohte ihm, und zwang ihn umzukehren. „Was verlanget ihr von mir, sprach er, sagt mirs, ich will euch Hilfe verschaffen.“ — Brod, erwiederte der Pöbel. — „Ich habe noch nirgends einen Brodmangel bemerkt, und selbst seit der Zeit, daß so viele Leute von Paris hierhergekommen sind, hat es noch nicht an Brod gefehlt. Ich wache sorgfältig darauf, und ich will euch auf der Stelle Genugthuung verschaffen, wenn ihr mir den Bäcker anzeiget, der euch Brod verweigert hat.“ — Das konnten aber die Rebellen nicht, und schon wollten sie zurücktreten, als ein in Lumpen gekleideter Kerl mit einem großen Prügel hervortrat, und sprach: „Ja freilich haben die

Bä-

Bäcker Brod; allein das ist so theuer, daß wir Hunger leiden müssen. Die Bäcker sind Aristokraten, und ich verlange, daß sie auf der Stelle den Preis des Brodes herunterseßen. „Die übrigen stimmten ihm bei. Der Maire machte Vorstellungen: „Freunde, sprach er, ihr fodert etwas, was nicht in meiner Gewalt steht. Wenn ich den Brodpreis so tief herabseße, als ihr verlanget, so begehe ich eine Ungerechtigkeit an den Bäckern, die meine und eure Mitbürger sind, und die das Getreid zu hohen Preisen eingekauft haben. Ich verspreche euch aber, daß ich Morgen früh eine Untersuchung anstellen will, und glaubet mir, der ich euch noch nie betrogen habe, daß Morgen noch das Brod so viel möglich wohlfeiler seyn wird."

Damit aber waren die Mörder nicht zufrieden. Der Maire wurde gestoßen, und geschlagen, und es drängte sich aus dem Haufe ein wilder Kerl hervor, der mit emporgehobenen Knittel dem Maire eine Schrift vorlegte, die er auf der Stelle unterschreiben sollte, wenn er sein Leben erhalten wollte. In dieser Schrift, welche eigendlich eine Verordnung des Stadtraths war, wurde der Brodpreis um zween Drittheile herabgeseßt. — Mit Furcht und Zittern unterschrieb der Mai-

re

re seinen Namen, und der Pöbel wollte gehen. — Auf einmal ertönte eine Stimme. „Der Maire ist ein Aristokrat; laßt uns ihn aufhenken!“ Der wüthende Pöbel kehrte abermals um, bemächtigte sich seiner, und wollte ihn wirklich hängen. Der Maire wehrte sich; aber der Pöbel warf ihn nieder, und hielt ihn fest. Ein Taglöhner zog sein rostiges Messer aus der Tasche, und fieng an, ihm den Hals abzuschneiden, während ihn die Uebrigen mit Messerstichen durchborten. Noch schrie er um Gnade, und Erbarmung. Nun warf der Taglöhner sein rostiges Messer weg, und sagte ganz kaltblütig zu seinem Nachbar. „Leihe mir dein Messer, meines taugt nichts. Dieser lieh ihm ein kleines Taschenmesser, und damit sägte jener dem Maire den Kopf vollends ab.

Während dieses geschah, fuhren die Uebrigen fort den Unglücklichen mit Dolchstichen in den Wangen und den Unterleib zu durchbohren. Einer unter ihnen, der vorzüglich geschäftig war, drehte sein Messer in den Eingeweiden des Maire hin und her, und fragte lächelnd, indem der Unmensch Spott mit Grausamkeit vereinigte: Fühlst du das? Empfindest du eine angenehme Kühle?“ — Seine Frau wurde herbeigeschleppt, und mußte die ganze Mordszene ansehen. Sie sank ohnmäch-

mächtig zu Boden, und verfiel in eine gänzliche Sinnesverwirrung, aus welcher sie sich nicht wieder erholen konnte. Die Mörder banden dem Leichnahme den Kopf zwischen die Füsse, und schleiften ihn in der ganzen Stadt herum. — Die ganze Stadt versank in tiefe Trauer. Alles beweinte das Ende des Rechtschaffenen, und es würde vielleicht zu blutigen Auftritten gekommen seyn, wenn der Pariser Pöbel nicht noch vor Tagesanbruch sich ganz entfernt hätte. Eben daraus sah man, daß er, um diesen Mord auszuführen, besonders dazu abgeschickt und abgerichtet war. — Man wage es noch, und schreibe die häufigen Mordthaten während der Revoluzion auf die Rechnung eines aufgebrachten Volks. Es war ein leichtsinniges, gottesvergessenes, von Bösewichtern irregeführtes und verdorbenes Volk, welches auf diese Art mordete, und dessen Grausamkeit auch itzt noch kein Ende erreicht hat.

Nro. V.

Fünf und zwanzigste Geschichte.

Verfassung und Geschichte der französischen Propaganda Gesellschaft.

Wenn es wahr ist, daß die französische Revoluzion lange vor ihrem Ausbruche schon vorbereitet war — und daran zweifelt Niemand — so muß auch die Propaganda, welcher man die Revoluzion zuschreibt, bereits eine geraume Zeit zuvor entstanden seyn. Die meisten Berichte über diesen berüchtigten Klub stimmen darinn überein, daß er im Jahre 1786 angefangen habe. — Die Herren Condorcet, Rochefaucault und der Abbe Sieyes sind die eigentlichen Urheber desselben. Alle Mitglieder der Propaganda sind Jakobiner; aber nicht alle Jakobiner gehören zur Propaganda. Die Jakobiner hatten Anfangs die Absicht, über

die Raz. Vers. und durch diese über Frankreich zu herrschen; die Propagandisten hingegen wollen die ganze Welt mit dem französischen Freiheitsgifte anstecken, und auf diese Art die ganze Welt beherrschen.

Die Mitglieder dieser Gesellschaft bestehen aus zwo Klassen. Einige tragen Geld, Andere ihre Arbeiten zur Erreichung ihrer Absichten bei. Die Zahlenden gaben jährlich 4 Karolins, und die Reichen doppelt soviel. Die Anzahl der zahlenden Mitglieder belief sich im Jahr 1791 auf 5000, die nicht bezahlenden aber wurden über 60000 geschätzt. Letztere sind in allen Ländern zerstreut, und handeln nach ihren Instrukzionen, welche sie von Zeit zu Zeit erhalten.

Jeder, der in diese Gesellschaft aufgenommen werden will, muß entweder ein Modephiloſoh, das ist, ein Gotteslängner, oder ein ehrgeitziger Sonderling, oder aber ein Rebelle, gegen seine Regierung seyn. Es ist eine Haupteigenschaft der Mitglieder, daß sie alle die Monarchen hassen und verfolgen. Bei ihrer Aufnahme geben sie, da sie ohnehin an keinen Gott glauben, ihr Ehrenwort, daß sie über alle Grundsätze, über alle Befehle, und Handlungen der Gesellschaft

sellschaft das tiefste Stillschweigen beobachten, ihren Brüdern aber alles entdecken, das Volk gegen die Regierungen aufwiegeln, sich allen Befehlen der Regenten widersetzen, und die Religion soviel möglich untergraben wollen. Man stellt den Kandidaten vor, daß die Zahl ihrer Brüder sehr groß und über die ganze Erde verbreitet sey, daß jeder sich bemühe, die falschen und verrätherischen Brüder zu entdecken und aus dem Wege zu schaffen, daß keiner, wenn er ein Verbrechen gegen die Gesellschaft begangen hätte, der Strafe entgehen könnte. Man giebt dem Neuling einen Dolch, und das Buch: Sistem der Natur in die Hände, und sagt ihm dabei, daß er nun die vollkommene Befugniß habe, sich des einen sowohl, als des andern zu bedienen. Die Mitglieder müssen eine gewisse Chifferspra-che und Schreibart verstehen. Ihre Instruk-zionen erhalten sie auf eine gleiche Art gedruckt. Jeder muß sein Ehrenwort geben, bei einer Lebens- oder andern Gefahr diese Instrukzion zu vernichten.

Indessen hat man doch wenigstens theilweise diese Instrukzion herausgebracht, und ihr wesentlicher Inhalt ist folgender: Die Absicht der Propaganda besteht darinn, ei-

nen über die ganze Welt verbreiteten philosophischen Orden zu stiften, der über die Meinungen der Menschen unumschränkt herrschen soll. Alle Mittel, zu diesem Endzwecke zu gelangen, sind erlaubt. Es ist eben so viel, ob man einen Menschen bekehrt, oder ihn umbringt. Ueberredung ist nichts mehr, und nichts weniger, als Gewalt. Beides führt zu dem nämlichen Endzweck. Es ist eine Pflicht der Glieder dieses Ordens, Haß gegen die Regierungen zu verbreiten, und den Regenten in den Augen seiner Unterthanen verächtlich zu machen. Sollte man aber das nicht vermögen, so ist Königsmord, den man entweder selbst ausübt, oder durch einen Andern ausüben läßt, eines der größten Verdienste, welche man um die Gesellschaft erwerben kann, und dergleichen mehr.

Die Geschichte hat kein Beispiel dieser Art. Verschwörungen älterer Zeiten beschrenkten sich doch blos auf einige Staaten, wenn sie auch noch so boshaft waren, aber die Propaganda dehnt ihre Absicht auf die ganze Welt aus. Sie will alles mit ihrem Pesthauche vergiften, alles anstecken, und vernichten. Sie will in die Ordnung des Schöpfers Verwirrung bringen, und die

Werke

Werke der ewigen Vorsehung zu Grunde richten, indem sie das Laster empfielt und die Tugend lächerlich macht, indem sie den Menschen ihren einzigen Trost, ihre süsseste Beruhigung, die Religion zu rauben sucht. Vielleicht wird der kalt denkende und Wahrheit liebende Mann glauben, daß ich hier dichte — Denn viele deutsche Schriftsteller haben die Propaganda bisher für ein Hirngespinnst gehalten — allein ich werde durch Thathandlungen beweisen, daß es Wahrheit — für das Menschengeschlecht entehrende Wahrheit — ist, was ich da niederschreibe. Wer es für Dichtung hält, will mit Gewalt die Gefahr nicht sehen, die über seinem Haupte schwebt, die eine Rotte Bösewichter künstlich zubereitete, und womit sie die ganze Welt bedroht.

Eigentlich zu reden giebt es in dem Klub der Propaganda 3 Grade, wie sie verschiedene geheime Gesellschaften haben. Die Adspiranten wissen, was der Orden zu bewirken habe, sie kennen seinen Endzweck. Um die Mitteln, diesen zu erreichen, müssen sie selbst sich bekümmern, aus der Wahl, und dem Gebrauch dieser Mittel beurtheilt die Gesellschaft ihre Verdienste, ihre Fähigkeiten. Der zweite Grad begreift die Ini-

tirten in sich. Diese erhalten die ganze oben zum Theil angeführte Instrukzion, und nebst dem noch verschiedene Anschläge um Mittel zur Erreichung ihres Endzwecks ausfindig zu finden. Um zu diesem Grade zu gelangen, muß jeder Adspirant beweisen können, daß er wenigstens 10 Proselyten gemacht, und auf diese Art schon eine philosophische Mission, wie sie es nennen, vollbracht habe. Die Initiirten führen über die Adspiranten in den verschiedenen Provinzen die Aufsicht. Jeder von den letztern wird an einen Initiirten angewiesen, bei dem er sich bei seiner Ankunft melden, ihm seine Projekte zu Unternehmungen vorlegen, und von dem Ausgange derselben Rechenschaft geben muß. Die Initiirten haben überdies noch folgende Regel in ihrem Verhaltungsbefehle. Man muß die Menschen zu überreden trachten, daß sie Freiheit nnd Gleichheit aufrichtig lieben und suchen, daß sie sich von ihren Regierungen losreißen, und sich an keine Religionsmeinung binden. Gelingt das nicht, so muß man sie in die Nothwendigkeit zu versetzen trachten, anderer Meinung zu werden. Fahren sie aber noch in ihrer Hartnäckigkeit fort, so muß man ihnen das Bürgerrecht versagen, und sie nicht im Staate dulden." — Man merke sich diesen letztern Grundsatz

satz besonders; denn er paßt recht gut auf das Betragen der französischen Nazional-kommissairs in Deutschland, in den Niederlanden, in Savoyen, Nizza ꝛc. ꝛc. Ich will es unten näher erklären.

Den dritten Grad haben nur einige Wenige, und diese befinden sich in Paris, in dem Mutterklub der ganzen Gesellschaft. Selbst die meisten Initiirten kennen sie nicht, und in ihren Zuschriften an die Glieder der Gesellschaft setzen sie statt des Namens gewisse Zeichen, die immerfort die nämlichen bleiben, und die Niemand versteht. So viel ist indessen sicher, daß der Abbe Sieyes die Haupttriebfeder des ganzen Klubs ist. Im Jahr 1791 besaß die Kassa des Ordens schon 20 Millionen Livres an baaren Gelde, und ihren Berechnungen zu Folge sollten bis zu Ende dieses Jahres 30 Millionen beisammen seyn. Die armen Adspiranten erhalten ihren ordentlichen Sold, und die Initiirten haben immer eine Summe Gelds zu ihrer Disposition, wovon sie jedoch der Hauptkassa Rechnung ablegen müssen.

Man vermuthete es zwar damals nicht, allein ganz sicher wirkte die Propaganda

schon in den holländischen Unruhen im Jahr 1786, da sie kaum noch entstanden, und schwach war. Bei der Antioranischen Parthei, zu deren Gesinnungen ihre Grundsätze vollkommen harmonirten, fand sie gute Aufnahme. Daher kam es, daß sich die Mitglieder dieses Klubs besonders in Holland sehr vermehrten, und eine erstaunliche Menge Proseliten machten. Noch bis itzt erhält die Ordenskassa aus Holland beträchtliche Summen, und die in die Enge getriebenen Patrioten rechneten blos auf die Propaganda, da sie auswanderten.

Auch bei den niederländischen Unruhen zeigte sie sich in voller Thätigkeit. Ihre Grundsätze waren zwar mit den Ursachen der niederländischen Rebellion einigermassen im Widerspruche; allein sie erhielt doch Anhänger, und ihre Emissaire brachten es soweit, daß in verschiedenen Gegenden Freiheitsklubs errichtet wurden. Bei der Wiedereroberung der Niederlande zeigte sichs, daß die Franzosen an verschiedenen Ausschweifungen und Gewaltthätigkeiten Schuld waren. — Eben dies ist auch von der Lütticher Revolution zu verstehen. Aus beiden Ländern flüchteten die Häupter der Rebellen

nach Frankreich, wo sie mit offenen Armen aufgenommen wurden.

Es war ein Hauptgrundsatz der Propagandisten, daß sie jene, welche ihren Absichten hinderlich seyn konnten, entweder zu gewinnen, oder auf die Seite zu schaffen suchen mußten. Im Jahr 1790 zeigte sich davon ein merkwürdiges Beispiel. Der Abbe Dubois reiste nach Chambery in Savoyen, wo der Graf von Artois mit seinen Söhnen sich befand. Er gab sich für einen Emigranten aus, und erhielt dadurch alsobald Zutritt bei den Grafen von Artois. Unterdessen war er aber ein Abgesandter der Propaganda, der den Auftrag hatte, den Grafen von Artois und seine Söhne zu vergiften. Er erkaufte dazu einen Menschen, der niederträchtig genug war, diese Lasterthat ausführen zu wollen, der aber nicht gleich Gelegenheit fand, sein Versprechen zu halten. Da der Abbe einige Termine vorüberstreichen sah, ohne einen Erfolg zu bemerken, so wurde er darüber sehr unruhig. Er setzte ein gänzliches Mistrauen in die Verheißungen des erkauften Bösewichtes, und vergiftete ihn selbst, damit er nicht etwa sein Vorhaben entdecken möchte. Indessen war aber die Wirkung des Gifts nicht hinreichend; der

Bandite lebte noch einige Stunden. Voll Verzweiflung, daß er nicht etwa verrathen würde, nahm auch Dubois selbst Gift, und starb bald hernach unter den schmerzhaftesten Krämpfungen. Aus einigen Papieren, die er nicht verbrant hatte, zeigte sich sein Unternehmen.

In der Schweitz wurde das Pays de Vaud ganz allein von den Emissairen der Propaganda aufgewiegelt. Da die Ruhe wieder hergestellt, und die Sache untersucht wurde, so ergab sich, daß verschiedene Franzosen, deren man auch einige eingesperrt hatte, dem Volke eine unbedingte Freiheit predigten, und dadurch die Köpfe der einfältigen Leute in Hitze brachten. Noch sitzen einige der Rädelführer im Gefängnisse und büssen für ihre Laster. Mehrere wurden gebrandmarkt und aus dem Lande gejagt.

Avignon hat alle Greuel, alle Verwüstungen blos der Propaganda zuzuschreiben. Wie zufrieden, wie glücklich lebten sonst die Bewohner dieses schönen Ländchens! Allein kaum fieng die Propaganda an, sich in Thätigkeit zu setzen, so war auch schon die Ruhe desselben hin. In jedem Lande, in jeder Stadt giebt es misvergnügte Menschen, oder

wenig-

wenigstens solche, die leicht zum Misvergnügen zu reitzen, leicht zu verführen sind. Die Propagandisten nahmen sie in Schutz, und bald fiengen die Unruhen an. Der Pöbel machte einige gewaltsame Versuche; da ihm diese gelangen, so wurde er immer zahlreicher und verwegener. Der ganze Magistrat wurde abgesetzt, der Vicelegat fortgeschickt, und dem Pabste aller Gehorsam aufgekündigt. Alles dies hatten die Propagandisten veranstaltet, die dem Volke von ihrer Chimärischen Freiheit goldene Berge versprachen. Einige rechtschaffene Männer wiedersetzten sich den Ausschweifungen, allein sie wurden Opfer ihrer Redlichkeit. Schon im Juny 1790 hatten es diese Schandbuben so weit gebracht, daß das Volk seine Mitbürger mordete. Sie hatten nämlich einen Theil des Militairs gewonnen, und mit diesem stürmten sie am IIten Juny das Rathhaus und hauste da nach seiner Art. Marquis von Rochegude wurde gefangen genommen, an den Galgen geführt und auf Befehl des Volks mußte der Scharfrichter ihn alsogleich aufhängen. Ein gleiches Schicksal hatte der Marquis von Aulan, ein Abbe und ein anderer Partikulier am nämlichen Tage. So wurde das Volk nach und nach zu den Grausamkeiten vorbereitet, die es in der Folge aus-

ausübte, und die zum Theil schon in diesen Blättern erzählt wurden.

Ich übergehe hier die Empörung zu Genf, die auch ein Werk der Propaganda war, und kehre zu der eigentlichen Geschichte der Gesellschaft selbst zurück? Da viele Mitglieder derselben auch Jakobiner waren, und in diesem Klub großes Ansehen besaßen, so war es ihnen leicht mehrere ihrer Brüder bei Gesandtschaften zu unterbringen, wodurch sie dann ihrem Endzwecke, Freiheit und Gleichheit in der ganzen Welt zu verbreiten, immer näher kamen. Durch diese scheinbare Harmonie machte der Orden auch in Frankreich große Progressen, indem sich seine Mitglieder täglich vermehrten. Es war eine Regel der Propagandisten, die sie nirgends außer Acht ließen, sich überall in alle Klubs aufnehmen zu lassen, und so lange bei ihnen zu verbleiben, als es immer möglich ist. Denn, sagten sie, um über die Meinungen der Menschen zu herrschen, muß man ihren Karakter, ihre Denkungsart kennen; diese erfährt man aber am besten in geheimen Gesellschaften, wo die Mitglieder ihre Gedanken größtentheils frei, ohne Furcht, ohne Zurückhaltung äußern; man kann sich daher in geheimen Gesellschaften

am besten in den Karakter der Menschen einstudieren, und nach der Beschaffenheit derselben seine Maasregeln ergreifen. — In einer zu Paris gedruckten Schrift wurde schon im Jahre 1791 behauptet, daß es vielleicht keine geheime Gesellschaft in der Welt mehr gäbe, welche nicht wenigstens einige Mitglieder hätte, die zur Propaganda gehörten.

Verschwiegenheit und Bedächtlichkeit bei allen Unternehmungen empfahlen die Instrukzionen der Propaganda auf das dringendste. Man soll, sagten sie, lieber sein Vorhaben noch einige Zeit aufschieben, wenn man eines glücklichen Erfolgs nicht gewiß ist. — Diese zwo besonderen und in jeder Rücksicht wichtigen Eigenschaften giengen aber in der Folge zum Theil verlohren, da alle Mitglieder der Propaganda sich mit dem Jakobinerklub verbanden, der nun auch die ganze Welt zum Gegenstand seiner Deliberationen machte. Freilich geschahen die Deliberationen von Wichtigkeit immer nur in Geheim; allein es wurde doch ein Theil derselben offenbar, und bald sah man, daß die Jakobiner ihre Absichten weiter ausdehnten, indem sie auch die Geschäfte der Propaganda auf sich nehmen wollten. Aber das

Betragen der Jakobiner war von dem Betragen der eigentlichen Propagandisten sehr verschieden. Erstere waren weit hitziger als Letztere. Sie wollten alles, was sie sich vornahmen auf der Stelle durchsetzen, und nicht die schickliche Gelegenheit, den gehörigen Zeitpunkt abwarten. Sie beobachteten keine so strenge Subordinazion, und ihrer Uebereilung, ihrer Unbedachtsamkeit hat man das Meiste zu verdanken, was in Ansehung der Propaganda bekannt ist. Die eigentliche Gesellschaft der Propaganda, der Mutterklub behielt indeß doch gewisse Geheimnisse für sich, die er selbst den angesehnsten Jakobinern nicht entdeckte. Daher kömmt es, daß in verschiedenen Gegenden die Propaganda mit vielem Geräusche wirkte, in andern aber gar nicht da zu seyn schien, und im Geheim ihre Grundsätze verbreitete; daher geschah es auch, daß man bis zum Jahr 1791 noch nicht viel von der Propaganda wußte. Wir wollen hier einige Fakta neben einander stellen, welche das Betragen der Propagandisten aufdecken werden.

Nebst den bereits erwähnten brachen im Jahr 1789 in verschiedenen Gegenden von Europa Unruhen aus. So empörten sich die Einwohner des Baselschen Gebiets. Mehrere

rere tausend Bauern versammelten sich, und verlangten vollkommene Freiheit und Gleichheit. In Bern entstanden unruhige Bewegungen. Das Volk verfluchte die Aristokraten, und selbst eine beträchtliche Anzahl Bürger protestirten in einer feierlichen Urkunde gegen das Edikt von 1782. Viele Franzosen befanden sich im Lande, und man hat es sicher erfahren, daß Einige derselben sich in alle Häuser der Bürger einschlichen, auf ihre gewöhnliche Art über die Regierung raisonirten, die Köpfe erhitzten und Misvergnügen erregten. Eben dies war auch der Fall in Zürch, Freiburg und Solothurn. Die gemeinen Leute versammelten sich, und schrieen nach Freiheit und Gleichheit, nach Veränderung der aristokratischen Regierungsformen.

In Savoyen und Piemont fieng man an, französische Kokarden zu tragen, und Freiheit und Gleichheit zu verlangen. Nur mit der schleunigsten und thätigsten Hilfe konnte der König von Sardinien den förmlichen Ausbruch einer Empörung verhindern. Zu Veletti im päbstlichen Gebiet brachen Unruhen aus, und das gegen seine Regierung aufgehetzte Volk drohte sich unabhängig zu machen. Selbst zu Rom war am 27ten Aug. 1789 ein großer Tumult. Um das

Volk,

Volk, welches anfieng, Ausschweifungen zu begehen, wieder zu beruhigen, mußte man ihm alles versprechen, was es verlangte. In Spanien entstanden ebenfalls Gährungen. Die Provinzen Katalonien, Aragonien und Navarra wollten eine Nazionalversammlung, und schickten Deputirte mit einer großen Menge Beschwerden nach Madrid. — Auch Deutschland war zu jener Zeit der Schauplatz verschiedener Volksempörungen gegen rechtmässige Regenten. Alles drang auf Veränderungen der Regierungsverfassung, auf Einführung der Freiheit und Gleichheit. Im deutschen Gebiete des Bisthums Straßburg brachen Unruhen aus. Die Bauern in der Gegend von Rastadt versammelten sich und verjagten ihren Amtmann. Im Bisthume Speier wurde der Fürst Bischof zur Flucht genöthigt. Einige Städte gaben das Signal zur Empörung, und alsogleich traten die Dorfschaften bei. Auch hier war Freiheit und Gleichheit der Wahlspruch. Im Mömpelgard, Wirzburg, Kassel, Mainz, Saarbrücken, Trier, Köln, Stablo, Walmedi brach der Geist des Aufruhrs ebenfalls aus. Im Hanau-Lichtenbergschen in der Ortenau, im Badenschen geschah das nämliche. Zu Hildesheim zwang die Bürgerschaft den Rath, eine Kommission von 30

Bürgern nieder zu setzen, um die Regierungsform zu verbessern. In der Gegend von München, und andern Orten in Bayern verweigerten die Bauern ihren Herrn den Gehorsam, wollten keine Abgaben mehr zahlen, und verlangten Freiheit, so wie sie die Franzosen hätten. Kurz, es ist fast kein Land in Europa, das nicht zu jener Zeit und seit dem Ausbruche der französischen Revoluzion die Wirkungen des Freiheitsgeistes empfunden hätte.

Wenn man bedenkt, daß fast zu gleicher Zeit, in so verschiedenen Gegenden und aus einerlei Ursache Empörungen entstanden, wenn man nebstdem in Erwägung zieht, daß viele dieser Staaten gar keine Ursache hatten, mit ihren Regierungen unzufrieden zu seyn, so ist es klar, daß eine gewisse Menschengattung so verschiedenen Ländern einerlei Denkungsart beibrachte. Man hat nebstdem bemerkt, daß überall, wo Tumulte ausbrachen, Franzosen waren, die mit ihrer gewöhnlichen Schwatzhaftigkeit alles bekrittelten, und tadelten, die den Menschen Chimärische Begriffe von seiner Freiheit, von seinen Rechten beibrachten, die alle Mittel billigten und anriethen, deren man sich immer bedienen konnte, um die Regierungen umzustürzen, und

Verwirrung in das Ganze zu bringen. Die an verschiedenen Orten nachher angestellten Untersuchungen bewiesen dieses.

Bei den häufigen Auswanderungen der Franzosen nahmen verschiedene Propagandisten die Miene der Emigranten an. Sie schlieechen sich in verschiedene Häuser und Gesellschaften ein, und trieben da unter der blendendsten Maske ihren Unfug. Sie machten es eigentlich, daß verschiedene Fürsten keine Emigranten in ihren Staaten dulden wollten; denn sie reitzten ihre Kollegen zu Ausschweifungen, und die Unterthanen zum Ungehorsam. Sie mietheten sogar Meuchelmörder, um einige ihnen gefährliche Große aus dem Weg zu schaffen. So sollte der Kardinal Rohan umgebracht werden. Man entdeckte den Meuchelmörder, aber er war nur die Maschine, welche eine unbekannte Triebfeder hatte. So wurde dem Vicomte Mirabeau Gift beigebracht, welches aber noch zu rechter Zeit entdeckt und in seiner Wirkung verhindert wurde. So wurden endlich mehrere angesehene Große bei Seite geschaft, ohne daß man wußte, durch wen. Schwer sind die Propagandisten zu entdecken: denn sie unternehmen nichts, wenn sie nicht ihres Erfolges gewiß sind.

Man

Man würde viele starke Bände schreiben können, wenn man all das Unheil erzählen wollte, das man auf Rechnung der Propaganda setzen kann. Freilich ist uns noch vieles unbekannt und unsere Nachkommen werden erst die ganze teuflische Kaballe aufdecken; allein wir wissen doch schon so viele Wirkungen dieser Lasterrotte, daß wir uns von ihrem Vorhaben vollkommen überzeugen können.

Nach der scheinbaren Vereinigung der Propaganda mit dem Jakobinerklub wurde das wahre Daseyn derselben immer bekannter. Selbst die Naz. Vers. ließ in einigen ihrer Deliberazionen merken, was Geistes Kinder die Propagandisten waren. Da der Krieg gegen Oesterreich erklärt wurde, sagte ein Mitglied öffentlich: „Die Tirannen sollen zittern vor uns; denn unzählig sind die verschiedenen Gattungen der Waffen, deren wir uns bedienen werden, um ihre Armeen aufzureiben, um ihre Thronen umzustürzen. Sie sollen fürchten die Freiheit und Gleichheit, die wir unter ihren Völkern verbreiten werden, und die ihnen die Kronen kosten wird. Schon strömen eifrige Patrioten schaarweise in die feindlichen Provinzen, um die Unterthanen auf unsere Ankunft vorzubereiten.

ten. Unser Sieg ist um so gewisser, je grö-
ßer und geheimer die Kräfte sind, die ihn
erfechten werden. „Man überdenke den
Sinn dieser Rede, und man wird darinn
finden, daß die Propaganda gemeint sey,
die allen Thronen den Umsturz droht, und
die nichts unternimmt, wenn sie nicht ihres
Erfolgs versichert ist.

Auf Anstalten der Jakobiner, im Grun-
de aber auf Anstiftung der Propaganda —
denn der Jakobinerklub war oft das blinde
Werkzeug, dessen sich die Propaganda bedien-
te, um ihre Absichten zu erreichen — geschah
es, daß die hitzigsten Demokratenschriften nicht
nur in Frankreich allgemein verbreitet, son-
dern auch in die meisten fremden Sprachen
übersetzt, und ins Ausland verschickt wurden.
Dies geschah nicht nur beim Anfang der Re-
voluzion, sondern es geschieht immer noch.
Ich selbst habe die Eroberung der Bastille, ei-
ne Schrift voll Schwärmerei und Bosheit,
in deutscher, pohlnischer, englischer und spa-
nischer Sprache gesehen; alles war in Paris
gedruckt. So viel ich weiß, ist der Kreuz-
zug gegen Frankreich in allen lebenden Spra-
chen erschienen, und überall verbreitet wor-
den. Erst neue Beispiele haben wir von sol-
chen Schriften der Propaganda. Eine chur-
fürstliche

fürstliche hanovrische Verordnung beweist, daß mehrere Pakete mit aufrührerischen Schriften ohne bestellt worden zu seyn, in Hanover von Zeit zu Zeit ankamen. Girtanner in seinen politischen Annalen Februar N. 2 führt einen neuen Beweis davon an, wo es in einem Briefe aus Stuttgard vom 14ten Jäner 1793 also heißt: „Ich habe vor einigen Tagen auf dem Postwagen ein dickes Paket erhalten. Als ich dasselbe eröffnete, fand ich darin lauter demokratische Schriften, französische und deutsche, Aufforderungen zum Aufruhr u. s. w. Dabei lag ein Brief, worin ich aufgefodert wurde, mich für die gute Sache, das heißt, für Hrn Custine zu verwenden, auf welchen Fall mir in Custinens Namen ein Gehalt von dreihundert Livres monathlich versprochen wurde. Der Briefsteller unterzeichnete sich: Mayr Sohn in Mainz, und er bat sich aus, daß ich meine Briefe unter Kouvert des Hr. R. hessenkaselschen Postmeisters in Frankfurt, an ihn senden möge. Aehnliche Aufforderungen sind an mehrere meiner schwäbischen Freunde geschehen. Wir haben aber alle, ohne zu antworten, Brief und Paket, mit dem heftigsten Unwillen verbrannt" — Ich frage nun, wenn ein solcher Brief mit derlei Verheißungen an einen Mann kömmt,

der entweder unzufrieden, Geldgeizig oder sonst zu Schwachheiten geneigt ist, was muß daraus entstehen.

Allein die jakobinische Hitze gieng noch weiter. Sie rühmten sich in öffentlichen Blättern, daß sie überall ihre Anhänger habe, sie that mit Morden und andern Schandthaten öffentlich groß.

Da die Jakobiner mit ihren Grundsätzen so laut wurden, so zogen sich die eigentlichen Propagandisten weislich zurück. Sie mußten bei dem allgemeinen Lärm das Mislingen ihrer Unternehmungen befürchten, und da sie überhaupt den Grundsatz hatten, still, aber thätig zu seyn, so mußten sie mit Recht erwarten, daß fremde Staaten aufmerksamer gemacht, und zur Zernichtung ihrer Unternehmungen angeeifert werden würden. Man findet daher von der Mitte des Jahrs 1792 an, daß mehrere Jakobiner den Klub verliessen z. B. ein Brissot, ein Condorcet, ein Sieyes, daß andere seltener in den Sitzungen dieses Klubs erschienen, noch andere endlich von dem Klub selbst ausgeschlossen wurden. Die Propaganda wollte mit den Jakobinern nichts mehr zu thun haben; denn leztere suchten die Welt schnell in Flamme

zu

zu stecken, letztere aber wollten selbe durch eine schleichende Krankheit nur nach und nach aber desto sicherer in Verwirrung bringen. Sie suchten die Menschen erst vorzubereiten, ihre Köpfe zu erhitzen, ehe sie das Signal zu einem allgemeinen Aufstand gaben. — Auf dieses scheint die Stelle einer in Paris erschienenen Schrift unter dem Titel: Les operations des Clubs, zu deuten, welche sagt: „Die Jakobiner mögen immer hin mit ihrem Patriotismus groß thun. Sie haben doch manches verdorben, was besser bewerkstelliget worden wäre, wenn es keinen Jakobinerklub gegeben hätte. Ihre Hitze verleitet sie gewöhnlich zur Uebereilung, und Unvorsichtigkeit. Es dauert ihnen zu lange, wenn sie etwas mit Klugheit betreiben sollen; sie suchen mit Gewalt durchzubrechen, wo kluge Leute sich nur durchschleichen würden, und daher kömmt es, daß sie so oft anstossen, so oft ihr Ziel verfehlen, so oft entdeckt werden." Ich muß noch bemerken, daß eben diese Schrift in der Folge auffallende Beispiele anführt; wo der Jakobinismus strandend dargestellt wird. Wären diese Beispiele nicht in ein absichtliches Dunkel versteckt, so würden sie noch mehr Aufsehens erregen. Da aber derlei Zweideutigkeiten oft zu Mißdeutungen Anlaß geben, so will ich sie hier ganz übergehen.

Vielleicht kömmt der Schlüssel dazu ans Tagelicht. Condorcet wurde in der Folge selbst aus dem Jakobinerklub gestossen, so wie auch Pethion. Von beiden weis man, daß sie zu den Chefs der Propaganda gehören. — Itzt wirkt die Propaganda wieder ganz allein für sich; aber auch die Jakobiner geben sich mit Proselitenmachen ab, und trachten die Freiheit in andere Länder zu überpflanzen. — Wie sie dabei zu Werke gehen, haben wir bereits in einigen Erzählungen gezeigt, und werden es noch mehr beweisen. Aus dieser Absicht folgen zu der gegenwärtigen Geschichte einige Nachträge, worin das jakobinische Bekehrungsgeschäft gezeigt wird. Ich will auch die Schilderungen der bekanntesten Propagandisten und Jakobiner anzeigen. — Zur richtigern Beurtheilung folgt hier das Geständnis eines Jakobinerpropagandisten, welches derselbe seinem vertrauten Freund in Haag ablegte. Ich liefere hier den ganzen Brief desselben in der Uebersetzung.

„Ich muß ihnen von einer interessanten Zusammenkunft Nachricht geben, welche ich mit einem Mitgliede des Pariser Jakobinerklubs hatte. Um seine Absichten zu erfahren, suchte ich mir sein Zutrauen zu erwerben; ich war glücklich darin, und er speiste mit mir

des

des Abends auf meinem Zimmer. Durch Hilfe des Punsches, den ich ihm zu trinken gab, wurde er sehr geschwätzig, und sprach ganz aus dem Innersten seines Herzens. Er verbarg mirs nicht, daß er einer von den Aposteln der Propaganda wäre, welche die französischen Grundsätze in Europa ausbreiten, die Völker aufhetzen und die Regierungen einschläfern sollten. Wir haben, sprach er, einen ungeheuern Plan entworfen, der noch nie in den Kopf eines Menschen kam. Die französische Revolution ist nur ein Zephir, der über die Oberfläche hinsäuselt im Vergleich mit dem Ungewitter, welches den Grund Frankreichs und aller Reiche erschüttern soll. Unsere Brochuren und Zeitungen streuen in beiden Welten den Saamen der Revolte aus, und bereits seit 3 Jahren haben die Souverains die Güte, uns frei schalten zu lassen. Sie wissen es, daß man aus 15 wohlklingenden Worten eine Opera machen kann; unsere Zauberkraft ist noch erstaunungswürdiger, da wir mit den 4 Worten Gleichheit, Freiheit, Wiedergeburt, Desporism, die Monarchien umstürzen. Wir schicken überall hin unsere Aposteln, und werben überall für unser Korps. Erstere müssen das kultiviren und herausziehen, was unsere Schriften gesäet haben. Einigen ge-

ben wir Geld, andere speisen wir mit Lobsprüchen ab, dies sind unsere einzige Hilfsmittel. Wir sind aus Erfahrung überzeugt, daß es überhaupt nur zweierlei Menschengattungen giebt, die für uns brauchbar sind; Geldgeitzige und Philosophen, die sehr eitel sind, und von denen Frankreich wimmelt. Da letztere einige französische Bücher gelesen haben, so betrachten sie die Grundsätze der Religion, Moral und Regierung als Vorurtheile, welche nur der Kanaill (des Volks) wegen eingeführt sind. Wir haben derlei Leute auf Universitäten, bei Höfen, und selbst in den Kabineten der Fürsten." — Aber, versetzte ich, wo nehmen Sie denn die unermeßlichen Geldsummen her, die Sie verschwenden. — Ihr Geld ist überall, nur nicht in Frankreich, wie können Sie also einen solchen Aufwand machen? — „Haben wir nicht, versetzte er alle Nazionalkassen unter den Händen? Haben wir nicht eine Assignatenfabrik, tretten nicht die Assignaten in Frankreich an die Stelle des baaren Gelds? Es ist wahr, daß wir die Masse der Baarschaft immer schwächen; allein wir schieben den Geldmangel auf die Emigranten, und dieß findet Glauben." — Aber, erwiederte ich, während dem, daß ihr an den Umsturz der fremden Reiche arbeitet, schwächt England euere Macht. Eure Kon=

Konstit tion geht nicht von Statten, und euer Frankreich ist in einer Gährung, die es alle Auge blicke aufzulösen droht. — Er antwortete mir: „Dies ist eine Unordnung, welche wir wünschen. Wir wollen keine Konstitution, denn diese würde unsere Absichten vereiteln. Die Konstitution, die wir haben, ist ohne Plan. Mirabeau und unsere andere Sprudelgeister hatten keine planmäßige Köpfe, und waren also nicht im Stande, eine vernünftige Konstitution zu entwerfen. Sie warfen die Bestandtheile des Staats, wie sie ihnen in die Hände fielen, untereinander, und es entstand daraus ein bizarres Wesen, das weder einer Monarchie, noch Aristokrazie, noch Oligarchie ähnlich sieht. Man kann es eine Olocrazie nennen, denn alles regiert da. Die Konstituzionsfreunde erschöpfen alle ihre Kräfte, um dieses ungeheure Gebürg in Bewegung zu setzen; allein sie richten nur so viel aus, daß die abgerissenen Felsenstücke über ihre Häupter abrollen. Wir belustigen uns an ihren Handlungen, wodurch sie ihr eigenes Werk vernichten, und wir haben ihnen bereits zwanzig Dekrete gegeben, welche die Grundfeste desselben zerstören. Wir haben zwar einige Hoffnung diesen Schwachköpfen gegeben, daß wir uns mit ihnen vereinigen werden, um die Konstitution aufrecht zu erhalten

halten; allein, wenn es Noth thut, werden wir ihnen die Zähne und die Picken zeigen, um sie unter unsern Gehorsam zu bringen. Wenn wir den Namen Konstituzion nennen, so steht uns der Pöbel, und die ganze Nazionalmiliz; welche selbst nicht weis, was sie ist, zu Dienste. Wir glauben, daß es zwischen einer vollkommenen Republick und einer absoluten Monarchie kein Mittelding giebt, und aus eben dem Grunde werden wir uns lieber mit den Aristokraten und Royalisten, als mit den Konstitutionsfreunden vereinigen.

Unser Plan zu einer Republick ist noch nicht ins Reine gebracht. Wenn wir mit unseren vier Worten alle Regierungen über den Haufen geworfen, und alle Länder in Verwirrung gebracht haben werden, dann werden wir mit unserm Plan hervortretten. Sie werden mir ohne Zweifel einwerfen, daß ein Bürgerkrieg, und Blutvergiessen auf diesen Fall Frankreich bedroht; allein dieß ist ein unvermeidliches Uebel, und das Königreich befindet sich im Stande, selbes zu ertragen. Erwägen sie nur, daß wir vor 60 Jahren mit 18 Millionen Einwohnern eine überwiegende, und den Ton angebende Macht waren; itzt haben wir 24 Millionen. Setzen

wir

wir auch den Fall, daß davon 4 Millionen getödtet werden, oder auf sonst eine Art für Frankreich verloren werden, so bleiben uns immer noch 1 Million Einwohner mehr, als zu der Zeit, wo wir im höchsten Flor waren. Sie sehen daraus, welche Hilfsmittel wir haben."

So beichtete ein Jakobineremissair im Haag. Der Brief, welcher hier geliefert wird ist vom 8ten April 1792 datirt, und befindet sich in verschiedenen französischen Zeitungen. (Auch das politische Journal, liefert ihn, und in deutscher Sprache kam er zuerst in der Prager Oberpostamtszeitung in Vorschein.)

Sechs und zwanzigste Geschichte.

Zu Soissons werden Getreidwägen angehalten im Sept. 1790, woraus ein Aufruhr entsteht.

In einigen dieser Geschichten sind bereits die Ursachen angezeigt worden, warum seit der Entstehung der französischen Revoluzion der Getreidmangel in Frankreich einriß. In einigen Gegenden wurde er so drückend, daß daraus Unzufriedenheit und Empörung entstanden. Dies war der Fall zu Metz. Da durch den Freiheitstaumel verleitet die Bauern lieber müssig giengen, als ihre Felder bestellten, da deswegen wenige mit ihrem erbauten Getreide zu Markte kommen konnten; weil sie wenig, oder nichts geerntet hatten, so wurde schon im Monate August und September der Mangel so groß, daß die Stadtbewohner darüber in Unruhe geriethen.

Es war am 2ten September, als eine zahlreiche Deputazion der Bürgerschaft zu Metz sich auf dem Rathhause einfand. Der Redner derselben sprach den Bürgerrath also an: „Wir sind nun freie Franzosen; wir haben eine neue Konstitution, eine Nazionalversammlung; allein wir haben kein Brod. Die freien Franzosen halten es für eine Schande, das Erdreich zu bearbeiten, und die Erzeugnisse desselben dem Bewohner der Städte zu seiner Nahrung herbeizuführen. Was nützt uns unsere Freiheit. Haben wir deswegen eine neue Konstitution, damit wir auf eine neue Art in Hungersnoth gerathen? Sonst hielt man die Pächter, die privilegirten Getreidhändler für die Ursache der Theurung; es ist wahr wir mußten zu hohen Preisen unser Brod erkaufen, aber wir hatten doch immer Brod; allein itzt, da die Pächter verjagt, die Getreidhändler unterdrückt sind, itzt wollten wir gern zu noch größern Preisen das Brod bezahlen; aber es ist keines da. Soll uns denn die Freiheit lieber seyn, als das Brod? — Die Menschenrechte stillen den Hunger des Volks nicht, und an Dekreten kann man sich nicht satt essen. Das Volk verlangt Brod, und schon fängt die Unzufriedenheit an, einen hohen Grad zu erreichen. Auch die guten Bürger werden unruhig, und

wir

wir versichern sie, daß Metz der Schauplatz großer Verwüstungen seyn wird, wenn Sie das Volk nicht mit Brod versehen.

Der Bürgerrath beruhigte die Deputazion damit, daß er versprach, selbst und auf eigene Kosten Getreid herbeizuschaffen, um es unter das Volk zu vertheilen, und zu verkaufen.

Aus dieser Ursache wurde ein Agent gewählt, welcher nach Soissons reiste, um Korn aufzukaufen. Dieser war in einem Tage so glücklich, daß er 21 Wägen zusammenbrachte und nach Metz abschickte. Ein großer Volkshaufe versammelte sich itzt zu Soissons, und drang auf das Rathhaus mit dem ungestimmen Verlangen, daß das Korn zurück behalten werde, indem es, wie ihre alberne Ausrede behaupten wollte, für die Oesterreicher bestimmt wäre. Der Pöbel brach sogar in Drohungen gegen die Bürgerräthe aus, und diese befahlen endlich, daß die Getreidwägen angehalten werden sollten. Dies geschah, und das Korn wurde nach dem Rathhause gebracht, und daselbst aufbewahrt. Der Bürgerrath schickte einen Eilboten mit dem Berichte über diesen Vorfall an den Untersuchungs Ausschuß nach Paris, und bat sich

Ver-

Verhaltungsbefehle aus. Allein der Pöbel war damit nicht zufrieden. Er drang daher auf die Auslieferung des Agenten von Metz, den er aufhängen wollte, und auf die Vertheilung des Getreids. Vorstellungen und Zureden half nichts. Der Pöbel beharrte auf seinen Vorsatz, und nur ein zahlreiches Detachement Linientruppen, welche anrücken mußten, konnte den Tumult stillen, indem es das Volk zerstreute.

So verstrich ein ganzer Tag in Ruhe; allein am zweiten Tag zeigte sich das Volk weit zahlreicher und wüthender vor dem Rathhause, und ehe man noch Befehl an die Truppen ergehen lassen konnte, befand sich der Agent von Metz und alle versammelte Mitglieder des Bürgerraths in den Händen des Pöbels. Zum Glück waren einige der letztern noch nicht zugegen, und diese forderten sogleich die Linientruppen und Nazionalgarden auf, die Gefangenen zu befreien, und wenn es mit Güte nicht geschehen könnte, Gewalt zu gebrauchen. Sie steckten auch die rothe Fahne aus, und lasen das Kriegsgesetz vor. Die Truppen waren auf der Stelle beisammen, und rückten gegen die Anführer vor. Diese wollten sich aber nicht zerstreuen, so sehr die Offiziers auch baten und drohten. Endlich

ließen sie einige Mann abfeuern; auch dies half noch nichts, und immer noch wollte der Pöbel den Agenten von Metz, den aber die Mitglieder des Bürgerraths fest in ihrer Mitte hielten, aufhängen. Daher wurde itzt der Angriff stärker; einige Pelotons feuerten zugleich ab, und tödteten und verwundeten mehrere von dem Volke. Der Pöbel gerieth darüber in Furcht, und zerstreute sich. — So wurden mehrere Menschen einer albernen Grille aufgeopfert.

Sieben=

Sieben und zwanzigste Geschichte.

Ein Beispiel von der Justiz des französischen Volks.

Auch in der Nähe der Naz. Vers. bewies der Pöbel, daß er herrsche, und daß er allein thun könne, was er wolle. Es war nicht lange nach der Einnahme der Bastille, als man zu Versailles einen Verbrecher hinrichten wollte. Er war der einzige Sohn eines alten Vaters, und gewöhnte sich durch öftere Besuche der Stadt an ein liederliches und ausschweifendes Leben. Da die Revoluzion ausbrach, hielt er sich an die Schwärmer und Poltergeister; er war Theilnehmer an verschiedenen Plünderungen und Mordthaten zu Paris, und ob er gleich dabei ziemlich guten Verdienst hatte, so verschwendete er doch immer wieder alles, und fiel mit ungestümmen Forderungen seinem Vater zur Last. Der gute Alte gab, so lange er konn-

te, und darbte selbst, während daß sein Sohn schwelgte.

Eines Tags trat der ungezogene Sohn vor seinen Vater, und verlangte neuerdings Geld. Der Vater hatte keines. Der Sohn drohte, und da der unglückliche Vater nichts mehr geben konnte, so wurde der Sohn so sehr über ihn aufgebracht, daß er ihn mit einer Hacke erschlug.

Von ungefähr hatte dies ein Nachbar gesehen; er machte Lärm, der Vatermörder wurde ergriffen, und dem Kriminalgerichte zu Versailles übergeben, wo er sein Verbrechen auch sogleich bekannte und das Urtheil erhielt, daß er gerädert werden sollte.

Der Tag seiner Hinrichtung war da. Er wurde auf den Richtplatz geführt, wo alles bereit war, um das Urtheil zu vollziehen. Eine zahllose Menge Volks begleitete ihn. Schon wurde er auf das Rad gelegt und angebunden. Das Volk schrie: Gnade! — Die Kriminalrichter, welche zugegen waren, verweigerten selbe, und das Geschrei um Gnade wurde immer größer. Da der Henker ihm schon den Stoß versetzen wollte, fiel das Volk über ihn her, stieß ihn zu Bo-

den, trat ihn mit Füssen, warf die Kriminalrichter mit Koth und Steinen und band den Verbrecher los. Die Stadtmiliz, welche bei der Exekution gegenwärtig war, wurde von dem Pöbel fortgejagt, und der Verurtheilte im Triumph herumgeführt. —

Ein Weib, das unter den Zuschauern war, konnte sich nicht enthalten, gegen das Betragen des Volks laut zu werden, welches einen Vatermörder der ihm gebührenden Strafe entzog. Ein anderes Weib bemerkte dieses, und sagte es den Anführern des Volks. Sogleich stürzte der ganze Schwarm auf die Unglückliche los, mißhandelte sie auf die grausamste Art, und hängte sie auf. Die Unglückliche war hochschwanger. So handelt ein gesetzloser, sich selbst überlassener Pöbel. Nicht zufrieden damit, daß er den Verbrecher dem Schwerde der Gerechtigkeit entzieht, mordet er auch noch den, der dieses Betragen misbilligt.

Acht und zwanzigste Geschichte.

Aufruhr zu Besanzon in Franche Comte im Julius 1789.

Die Nachricht von der Einnahme der Bastille hatte, wie bereits angemerkt worden, überall Aufruhr und Verwirrung angerichtet. Dies war auch der Fall zu Besanzon. Hier konnten die Kouriers der Verschwornen nicht den Vorwand gebrauchen, den sie in kleinen Städten und Dörfern ausstreuten, daß eine Räuberbande im Anzug wäre; denn hier lag eine beträchtliche Garnison, und auch die Bürgermiliz war zahlreich. Sie streuten also aus, daß alle Linientruppen Befehl erhalten hätten, die Bürgersoldaten zu entwaffnen, und gefangen zu nehmen, und dadurch glückte es ihnen, daß sie einen allgemeinen Aufruhr hervorbrachten.

Die Bürgermiliz war schwächer als die Linientruppen, und aus dieser Ursache wollte er-

erstere gegen letztere nicht offenbar zu Felde ziehen. Einzelne Glieder derselben konnten aber dennoch ihren Haß gegen die Liniensoldaten nicht verbergen. Daher geschah es, daß mehrere Zweikämpfe sich ereigneten, und daß endlich die Linientruppen mit den Nazionalgarden in eine offenbare Fehde geriethen. Es wollte beinahe zu einem förmlichen Gefechte kommen, als die Nazionalgarden zurückgedrängt, in Furcht gesetzt, und zerstreut wurden. Ein Bürger wurde dabei getödtet, und dies verursachte Schrecken. Niemand wollte etwas weiter gegen die Linientruppen wagen, und die Ruhe würde vollkommen hergestellt gewesen seyn, wenn nicht die Verschwornen ihre guten Agenten zu Besanzon gehabt hätten, die kein Mittel unversucht ließen, um ihren Endzweck zu erreichen. Sie theilten Geld unter die Garnison aus, unterhielten zahlreiche Trinkgelage, und thaten überhaupt alles, um die Linientruppen zu gewinnen, und sie zum Abfall von ihren Offizieren zu bewegen. Es würde ihnen vielleicht nicht gelungen seyn, wenn nicht die Soldaten von der Unordnung, von den Ausschweifungen, welche bei andern Regimentern herrschten, unterrichtet worden wären. Dieses Beispiel wirkte so sehr auf die Soldaten, daß ein großer Theil derselben die Kasernen

verließ. Diese versammelten sich, zogen aus der Stadt, und plünderten die umliegenden Dörfer, wobei sie sich allen erdenklichen Ausschweifungen überließen.

Unterdessen wurde in der Stadt ein öffentliches Gastmahl veranstaltet. Die Absicht dabei war, die Linientruppen mit der Bürgermiliz zu vereinigen. Der Kommandant, Marquis von Langeron selbst gab seine Einwilligung dazu. Die auf den Dörfern herumziehenden Truppen kehrten zurück, und der Tag des feierlichen Gastmals wurde festgesetzt. Man weis es sicher, daß selbst die Verschwornen einen großen Theil der Kosten dazu bestritten.

An dem bestimmten Tag wurden Vormittags zwischen den Alleen in der Stadt unter freiem Himmel große Tafeln gedeckt, und mit mancherlei Speisen besetzt. Die Soldaten erschienen nach und nach, und als das Gastmal begann, war alles munter und vergnügt. Es wurde vieler Wein herbeigeschaft, und dieser verursachte, daß die Soldaten nach und nach betrunken wurden, und so fieng der wahre Lärm an. Die Soldaten verlangten Wein, es war keiner mehr da. Um sich nun noch welchen zu

ver-

verschaffen, theilten sie sich in verschiedene Truppen. Ein Theil drang in die Residenz des Erzbischofs und plünderte die Keller; ein anderer Theil stürmte die Klöster, und nahm allen Wein weg; noch ein anderer fiel die angesehensten Häuser der Stadt an, und plünderte und hauste da nach seinem Belieben. Die Bürgersoldaten lehrten die Linientruppen alle Schlupfwinkel kennen, und so brachten sie Wein im Ueberfluß zusammen. So oft eine Partie verzehrt war, hatte man schon eine neue Plünderung im Vorschlag, und diese Ausschweifungen dauerten zwei Tage fort. Viele Menschen wurden dabei so grausam gemishandelt, daß sie bald darauf starben. Niemand war seines Eigenthums, seines Lebens sicher. Die besoffenen Soldaten erlaubten sich alles, und die Aufwiegler unterließen nicht, sie zu allen Verbrechen aufzumuntern.

In ihrem Rausche faßten die Soldaten den Entschluß, alle Aristokraten zu ermorden. Sie wollten mit ihren Offizieren den Anfang machen, und mit den Adelichen und den Parlementsgliedern endigen. Hätten sie den Entschluß so ausgeführt, wie sie ihn gefaßt hatten, so würde ein schreckliches Blutbad angerichtet worden seyn. Zum Glücke

kamen sie auf andere Gedanken. Sie wollten mit dem Intendanten der Provinz, Hrn. de St. Ange, den Anfang machen. Die Soldaten begaben sich auf den Weg und der Pöbel folgte ihnen jauchzend und jubelnd nach. Mit Trommeln und Pfeifen voraus, und mit dem Kriegsgeschrei: „an die Laterne ihr Aristokraten!“ zogen sie nach dem Hause des Intendanten. Es war Nacht, und er lag schon im Bette. Schreiend und fluchend drang der Pöbel nebst den Soldaten in sein Haus. Ein Theil des Haufens begab sich sogleich nach dem Keller, um die noch übrige Besinnungskraft vollends zu vernichten. Andere suchten den Intendanten in seinem Schlafzimmer auf, um ihn zu ermorden, und sich, wie sie sich ausdrückten, in seinem Blute zu baden. Herr von St. Ange, durch dieses fürchterliche Geschrei aus dem Schlafe geweckt, sprang aus dem Bette, und rettete sich vor ihrer Wuth durch den Garten seines Hauses. In der Schlafmütze, und mit bloßen Füssen kam er in das Haus des Kommendanten Herrn von Langeron. Dieser, ein rechtschaffener, aber etwas zu furchtsamer Mann, war ganz unschlüssig, wie er es anfangen sollte, um die Unruhen zu stillen, und die schwärmende Menge zu zerstreuen.

Zum Glück hatte sich bereits der Graf von Narbonne, Kommendant der Bürgermiliz, der Sache angenommen. Er hatte die Offiziers der Linientruppen und die noch übrigen getreuen Soldaten versammelt, hatte die Kasernen und Pulvermagazine besetzt, und mit den übrigen rückte er gegen die Rebellen vor. An der Spitze einer kleinen, aber entschlossenen Truppe rief er den Ruhestöhrern zu. „Ich befehle euch im Namen des Gesetzes und des Königs, sogleich von euerem Vorhaben abzulassen, und mir euere Anführer auszuliefern. Wir sind hier, und wenn ihr das nicht auf der Stelle thun werdet, so geben wir Feuer unter euch, und wir werden nicht eher von hier weggehen, als bis ihr bezwungen seyd.“ Die Rebellen weigerten sich anfangs. Einer war so verwegen, daß er seinem Pferd in den Zügel griff, und ihn unter den Haufen reißen wollte; aber er versetzte ihm mit seinem Degen einen solchen Streich über die Hand, daß er abließ. Mehrere gute Bürger hatten sich unterdessen mit dem Grafen von Narbonne vereinigt. Er hatte sein kleines Detachement so vortheilhaft postirt, daß die Rebellen in einer schmalen Gasse eingesperrt, und endlich nach einem geschlossenen Seitengäßchen gedrängt wurden, wo ihnen jede Vertheidi-

gung fast unmöglich gemacht war. Lange zögerten sie; endlich mußten sie doch ihre Anführer ausliefern, welche auch am andern Morgen nach gehaltenen Kriegsrecht hingerichtet wurden.

Neun

Neun und zwanzigste Geschichte.

Unruhen zu Hagenau, Mishandlung der Munizipalitätsbeamten im August 1790.

Wie in andern Gegenden, so legte auch zu Hagenau der größte Theil der Bürgerschaft die Freiheit- und Gleichheitsrechte dahin aus, daß jedermann nun thun könne, was er wolle, und keinen Herrn über sich habe. Niederträchtige Leute machten einen so weitschichtigen Gebrauch von der Freiheit, daß beinahe kein Tag vergieng, ohne daß man von Diebereien, Raufereien, und Gewaltthätigkeiten hörte. Die meisten Verbrechen geschahen unter dem Schutze der Nazionalgarde, welche größtentheils aus Handwerkern bestand, die itzt, da sie frei waren, müssig giengen, ihr Gewerbe liegen ließen, und um sich zu ernähren, Ausschweifungen begiengen,

gen, und begünstigten. Die Munizipalität bestand aber aus Leuten, die das Wohl ihrer Stadt aufrichtig liebten und beförderten. Daher geschah es, daß verschiedene Verbrecher eingezogen und gestraft wurden.

Da die Nazionalgarden von dem Pariser Bundsfeste zurückkamen, hatten sie ihre Köpfe vollends erhitzt. Sie wollten schlechterdings nach ihrem Eigendünkel handeln, daher geschah es, daß sie mit den übrigen Bürgern öfter als gewöhnlich in Händel geriethen. Der Bürgerrath wollte sein Ansehen gebrauchen; die Nazionalgarden verlachten ihn. Ein Dieb wurde von ihnen mit Gewalt in Freiheit gesetzt, die Fenster des Rathhauses eingeschlagen; verschiedene Mitglieder des Bürgerraths gemishandelt, und anderer Unfug getrieben. Der Bürgerrath sah seine Ohnmacht ein, und da er kein Mittel mehr hatte, die Ordnung wieder herzustellen, so dankten alle Glieder desselben förmlich ab.

Es beliebte aber der Naz. Vers. zu Paris, diese Abdankung nicht anzunehmen. Sie antwortete auf die eingereichte Dimissionsakte, daß der Bürgerrath seine Amtspflichten fortsetzen, und die öffentliche Ruhe auf-

aufrecht erhalten sollte. — Dieser berathschlagte über den Befehl der Versammlung, und da kamen Alle überein, einige Deputirte nach Paris zu schicken, welche der Naz. Vers. die Lage der Sachen vorstellen, und Instruktionen einholen sollten, wie dem Unwesen Einhalt zu thun sey. Man wählte dazu die Herren Rode, Schweisgut und Westermann, und diese reisten mit der gehörigen Vollmacht nach Paris ab.

Sie waren auf ihrer Reise nicht weit von Zabern, als ihr Wagen von einem Detachement Nazionalgarden angehalten wurde. Sogleich mußten sie aussteigen. Westermann hatte die Nazionaluniform an. Man riß ihm selbe vom Leibe, prügelte ihn und seine Kollegen halb tod, jagte Pferd und Kutscher fort, und würde Westermann sicher aufgehängt haben, wenn nicht einer der Strassenräuber selbst sich seiner angenommen hätte. Rode und Schweisgut mußten zu Fuß nach Hagenau zurückkehren, Westermann aber wurde nach Zabern ins Gefängnis geführt.

Der ganze Vorfall wurde an die Naz. Vers. berichtet; allein diese entschied, wie gewöhnlich, zu Gunsten der Verbrecher.

We-

Westermann sollte nach Hagenau gefangen zurückgeführt, Rode und Schweisgut aber alsogleich in Verhaft genommen, allen dreien der Prozeß gemacht, und sie nach den Gesetzen verurtheilt werden. So entschieden die französischen Gesetzgeber!

Drei=

Nro. VI.

Dreißigste Geschichte.

Unglückliches Schicksal der Familie des Herrn von la Flotte.

In Guercy hatte Herr la Flotte ein kleines niedliches Landgut, welches er das ganze Jahr hindurch bewohnte. Da er kein anderes Vermögen, und doch eine zahlreiche Familie hatte, so verwand er alle seine Sorgfalt auf die Benützung desselben, und brachte es in einigen Jahren dahin, daß nicht nur er und seine Familie davon ziemlich anständig lebten, sondern daß auch seine wenigen Unterthanen sich in einem solchen Wohlstand befanden, daß ihnen nichts mehr zu wünschen übrig blieb. Hier sah man Liebe und Eintracht mit Munterkeit und Freundschaft vereinigt. Alles wirkte zu einem Ziel, alles ver-

einigte sich, um aus diesem Landsitze ein wahres Paradies zu bilden.

Die Revoluzion hatte alle Köpfe in Frankreich ergriffen und angesteckt. Nur hier vermochte sie nichts. Die Unterthanen konnten sich unter dem Worte Freiheit nichts denken, was sie nicht schon hatten, und Gleichheit war in ihren Augen eine läppische Chimäre, die sich auf einer Welt nicht in Wirklichkeit setzen läßt. Kurz hätten alle Einwohner Frankreichs so gedacht, wie die Unterthanen des Herrn la Flotte, so wäre dieses Land, dessen Wildheit und Grausamkeit itzt Schaudern erregt, gewiß noch die Schule der feinen und sanften Sitten, der Sitz der Kultur.

So wie kein Ort in Frankreich sich rühmen kann, daß er nichts von den traurigen Wirkungen des unbändigen Freiheitsgeistes empfunden habe, so wie keine glückliche Wohnung einer friedlichen Familie von den Verwüstungen der unseligen Revoluzion verschont blieb, so wurde auch der Sitz des Herrn la Flotte ein Gegenstand, woran die Raubluft, die Mordbegierde ihren Muthwillen, ihre Grausamkeit versuchte. Es schien einmal in dem Plan der Urheber der Re-

volu-

volution zu liegen, daß alle Ruhe, alle Glückseligkeit aus ganz Frankreich verbannt werde.

Da die bereits beschriebenen Unruhen in der Provinz Quercy ausbrachen, so stand auch das Landgut des Herrn la Flotte mit auf der Liste jener Güter, welche geplündert und verwüstet werden sollten. Er selbst war zum Schlachtopfer bestimmt. So wurde es im Rathe der aufrührischen Bauern beschlossen, die ihm kein anderes Verbrechen zur Last legen konnten, als daß er von Adel war und ein schönes Landgut besaß — und man kennt bereits aus einigen Geschichten die Grausamkeit, mit welcher sie ihre Entschlüsse ausführten. — Allein seine Bauern hatten sich vereinigt, hatten ihm freiwillig geschworen, Blut und Leben für ihn aufzuopfern, wenn es jemand wagen sollte, ihn feindlich anzufallen. In diesen Zeiten des Faustrechts, wo nur der Stärkere triumphirte, war dies das einzige Mittel, sich im ungestörten Besitze seines Eigenthums zu erhalten. Dieses Mittel glückte an einigen Orten, an andern mislang es.

Leider war das Letztere hier der Fall. Eine zahlreiche Horde von mehr als 1000 bereits abgehärteter Bösewichter kamen zur

Nachtszeit auf dem Landgute des Herrn la Flotte an. Sie beobachteten wieder ihre Gewohnheit eine völlige Stille, und nur da sie bereits alle Zugänge des Dorfs besetzt hatten, fieng der Lärm an. Die Bauern bewaffneten sich sogleich, und wollten sich versammeln; allein alle ihre Versuche waren vergebens, und nur Wenige konnten die Wohnung des Herrn la Flotte erreichen. Mit diesen setzte er sich aber zu einer tapfern Gegenwehr, entschlossen, lieber zu sterben, als den Ungeheuern seinen Wohnsitz Preis zu geben. Seiner Familie befahl er, sich durch den Garten in einen nahe liegenden Wald zu retten.

Die Räuber bemerkten, daß alle Bauern des Dorfes sich zur Vertheidigung angeschickt hatten, so fielen sie ohne Unterschied über die Häuser derselben her, plünderten und verwüsteten alles, steckten das Dorf in Brand, und verwandelten die Wohnungen der Ruhe und Zufriedenheit in einen Steinhaufen. Es ist zum Zurückschaudern, wenn man hört, wie unmenschlich die Barbaren dabei verfuhren. Ganze Familien fanden in den Flammen ihren Tod; man warf sie mit Gewalt hinein, und verhinderte mit Spießen und Stangen ihre Rettung.

Es war bei Anbruch des Tags, als sie die Wohnung des Herrn la Flotte angriffen. Mit ungefähr 12 Mann vertheidigte er selbe auf das tapferste. Er stand an der Spitze seiner Truppe, und während einem zweistündigen hartnäckigen Gefecht war er mit Blut und Wunden bedeckt. Die Räuber hatten es endlich so weit gebracht, daß das Schloß auf einer Seite in Flammen stand. Herr la Flotte versuchte, selbes zu löschen; er schwächte dadurch seine Truppe und itzt wurde er überwältigt. Seine Getreuen wurden an seiner Seite niedergehauen, ihn selbst hangten die Barbaren an einem Baum auf, rissen ihm sodann den Kopf herab und trugen ihn auf einer langen Stange herum. Alles im Schlosse wurde geplündert, alles verwüstet. Nichts, was Leben hatte, wurde verschont, und der Sitz der Ruhe und Zufriedenheit lag bald im Ruine. Die Räuber machten hier eine beträchtliche Beute, die sie nachher unter sich vertheilten.

Unterdessen wartete die Familie des Herrn la Flotte in dem nahen Walde vergebens auf ihren Vater. Sie sah das Dorf brennen, und bemerkte von einer Anhöhe das Schloß in Flammen. Wie tief mußte dieser Anblick ihre Seelen verwunden. Un-

schlüssig, ob sie länger warten, oder weiter gehen sollte, verzögerte sich immer, und dachte in ihrem Schmerzen nicht daran, daß sie hier überfallen und dem Muthwillen der Bösewichter aufgeopfert werden könnte. Es war kalt, und die Unglücklichen suchten eine Höhle, um sich da wenigstens vor der rauhen Luft zu schützen. Unterdessen wagte es ein Bedienter, die Lage der Sachen auszuforschen. Er gieng bis zu Ende des Waldes, kletterte daselbst auf einen Baum, und sah von da aus alle die Greueln, welche die Mordbrennerbande verübte, bemerkte aber auch zugleich, daß sie sich anschicke, ihre Reise fortzusetzen. Erschrocken lief er zurück, und brachte diese Nachricht der unglücklichen Familie. Diese verkrochen sich tief in den Wald, und sah mit Furcht und Zittern dem grausamsten Schicksale entgegen.

Die Bauern zogen wirklich mit großen Geschrei durch den Wald. Die Unglücklichen hörten ihre teuflischen Triumphlieder, und als der Haufe weit genug vorüber war, zog der nämliche Bediente neue Kundschaft ein, und fand die ganze Gegend, die vormals einem Paradiese gliech, so leer, so traurig, daß er auch keine lebende Seele bemerkte. Diese Nachricht, welche er der unglücklichen

Fami=

Familie überbrachte, verursachte neuen Schmerz. Sie warteten noch eine Stunde im Walde, krochen endlich mit Furcht und Zittern hervor, und bei dem Anblicke der Verwüstung brach alles in Jammer und Weinen aus.

Bei ihrer Ankunft an die Stelle, wo vormals das Schloß stand, fanden sie die verstimmelten Körper der Ermordeten, und unter denselben auch den Körper des Herrn la Flotte. Welch ein Schrecken für die Unglücklichen. Ihr Vater lag da in seinem Blute schwimmend, mit Wunden bedeckt und ohne Kopf. Um ihn herum lagen abgeschlagene Köpfe, abgeschnittene Gliedmassen, kurz es war hier eine wahre Mördergrube. Noch rauchten die Trümmer des verwüsteten Schlosses und der Bauernhäuser, und loderten noch manchmal in einzelne Flammen empor. — Ein einziges Häuschen, das ganz abgelegen war, blieb verschont, und dahin gieng nun die unglückliche Familie. Hielt sich da über Nacht auf, und sammelte die traurigen Ueberreste ihres vormaligen Wohlstandes. — Am andern Tage früh verließen sie verkleidet eine Gegend, wo die Mordlust unbändiger Rebellen sie ihres ganzen Trostes beraubt hatte, und gieng nach Agen. Hier

hatte die Gemahlin des Herrn la Flotte noch ihren Vater, bei diesen blieb sie, und mit diesen wanderte sie endlich nach England aus, wo sie sich vermuthlich noch befindet.

Ein

Ein und dreißigste Geschichte.

Die Jakobinerpropaganda wirkt in Deutschland öffentlich unter dem Schutze der französischen Waffen.

Das Geständniß unsers Jakobiners, welches wir vorhin angeführt haben, ist sicher recht authentisch. Wenn man die Handlungen der Franzosen in Deutschland und anderen Staaten, die von ihnen überschwemmt wurden, betrachtet, so zeigt sich dessen Wahrheit immer mehr. Es war ihnen nie Ernst sich an eine Konstitution zu binden. In derselben thaten die Franzosen für immer auf alle Eroberungen Verzicht; itzt da sie wirklich eroberten, verfuhren sie so, als ob alle rechtmäßige Souverains auf ihr Eigenthum Verzicht thun, und selbes ihnen abtretten müßten. Hier ist der Beweis davon Der Leser erwarte aber hier keine ausführliche

Geschichte des französischen Feldzuges, der Belagerungen, Schlachten ꝛc. ꝛc. Diese gehört anders wohin, hier wird nur das Verfahren derselben, und das Unglück, welches sie anrichteten, geschildert.

Im Monate Oktober 1792 fielen die Franzosen unter dem Kommando des General Custines von Landau aus in Deutschland ein, und da sie nur wenigen Widerstand fanden, so eroberten sie schnell nacheinander Speier, Worms, Mainz, Frankfurt, drangen bis Nauenheim und Limburg vor, und besetzten einen großen Theil des Oberrheins. — Das erste, was sie thaten, war, daß sie eine Proklamation an die gedrückte Menschheit in Deutschland überall zirkuliren, in allen Zeitungen, worauf sie Einfluß hatten, abdrucken, und überall hin verbreiten ließen. In dieser werden die Unterthanen zum Ungehorsam gegen ihre Landesfürsten, zu Rebellionen aufgefordert, und Freiheit und Gleichheit auf das dringendste empfohlen. Custine verspricht darin den thätigsten Beistand der französischen Republick, und sichert allen, die verwegen genug seyn würden, Rebellion anzuzetteln, seine Hilfe, seinen Schutz zu. Er verspricht, alle Länder und Ortschaften, mit vollkommener

Freund=

Freundschaft zu behandeln, überall die natürlichen Rechte des Menschen herzustellen und aufrecht zu erhalten, und den Völkern eine völlige Freiheit und Gleichheit zu schenken.

Dieses Sistem war so ziemlich gut ausgedacht, um Proseliten zu machen; aber der Deutsche, der mehr auf Handlungen, als auf Worte sieht, wollte erst den Erfolg davon in jenen Gegenden abwarten, wo sich die Franzosen wirklich befanden, ehe er seine Meinung darüber sagte. Und diese Handlungen überzeugten ihn, daß die Franzosen auch sie so verführen wollten, wie sie zuvor schon einander selbst verführt hatten. Ihre Worte blieben Worte, und ihre Verheißungen wurden eben so wenig in Deutschland als in Frankreich erfüllt. Der Deutsche überzeugte sich gar bald, daß die Franzosen nur deswegen ihn zur Rebellion aufforderten, damit sie ihn desto leichter plündern könnten.

Kaum waren die Franzosen in Speier und Worms angekommen, so wurden Freiheitsbäume gepflanzt, Klubs errichtet, und andere Gaukeleien, mit denen ihre Landsleute einander selbst äffen, gemacht. Mit diesen

diesen begann das Bekehrungsgeschäft. Bald darauf erfolgten Steuerausschreibungen, Brandschatzungen. Die Geistlichkeit, welche die guten Sitten und das Christenthum befördern und aufrecht erhalten soll, war ihnen vorzüglich verhaßt. Sie sonderten sie in Betreff der Brandsteuer von den übrigen Bürgern ab, und legten ihr besondere Kontributionen auf. In Speier sollte das Domkapitel 150,000, der Fürstbischof 100,000, die übrige Geistlichkeit 50,000 Gulden Brandschatzung zahlen, und selbst dem Magistrate wurden 24,000 Gulden auferlegt. In Worms geschah das nämliche. Ungeachtet dieser überspannten Forderungen plünderten die Franzosen doch noch, und trieben alle erdenkliche Ausschweifungen. — Und einige derselben hielten öffentliche Reden zum Lobe der französischen Nazion! — Dieser auffallende Kontrast zwischen ihren Reden und Handlungen, machte sie den Deutschen verhaßt. Nur wenige nichtswürdige Sprudelköpfe schlugen sich zu ihnen, und auch dieß geschah keineswegs deswegen, weil sie die französische Verfahrungsart billigten, oder ihre Konstitution für wirklich gut hielten, sondern weil sie Privatrache befriedigen, oder durch Raubereien sich bereichern, oder sich ungestraft ihren Ausschweifungen überlassen wollten.

Bei

Bei ihrer Ankunft in Mainz errichteten sie sogleich einen Jakobinerklub, pflanzten Freiheitsbäume, plünderten die Domherren und die kuhrfürstliche Residenz, und kramten ihr Freiheitssistem aus. Mainz gerieth durch die Franzosen in die elendesten Umstände. Die französische Freiheit nahm den Professionisten ihr Brod, den Handelsleuten ihre Verbindung mit ihren Nachbarn, allen Bürgern ihre Ruhe. Das Eigenthum wurde itzt zu Mainz eben so unsicher, als es schon lange in Paris war, man überließ sich hier allen Ausschweifungen, und bracht alles in Verwirrung. Wir werden mehr von der Verfahrungsart der Franzosen in Mainz weiter unten hören.

Die Stadt Frankfurt am Mayn wurde selbst in der Naz. Vers. öfters wegen ihrer Neutralität gerühmt. Deutschland erwartete, daß wenigstens hier die Franzosen schonend und freundschaftlich verfahren würden; allein kaum waren sie da, so wurde eine Kontribution von Millionen ausgeschrieben, und ein Termin festgesetzt, binnen welchem sie bezahlt werden sollte. Die ganze Welt staunte. Doch die Franzosen trieben ihre Raubsucht in Deutschland noch weiter. Der Fürst von Nassau Weilburg hatte von ih-

nen

nen einen Sicherheitsbrief erkauft, worin allen Franzosen in Custines Namen befohlen wurde, die Residenz desselben zu respektiren und keinen seiner Unterthanen mit irgend einer Brandsteuer zu belästigen. Custine selbst schickte ein Detachement Franzosen nach Weilburg, um alles zu plündern und zu brandschatzen. Eben so hatte das hessische Postamt zu Frankfurt eine Salvegarde von Custine erkauft; Custine schickte aber bald darauf Commissaire an das gedachte Postamt, welche die Rechnungen untersuchen, und die Kassa desselben im Empfang nehmen mußten. Ja die treulose Raubsucht der Franzosen gieng noch weiter. General Custine hatte der Stadt Frankfurt 2 Millionen Gulden als Brandschatzung auferlegt, aber auf wiederhohlte Vorstellungen des Magistrats und der Bürgerschaft 1 Millionen davon erlassen; aber kaum war diese Million davon abgeführt, so wurde auch die zweite wieder gefodert. Das Kloster Arnsberg mußte 150,000, das Kloster Ilmenstadt 100,000 fl. Brandschatzung bezahlen. Der Burg Friedberg wurden 50,000 Thaler, und Wiesbaden eben so viel auferlegt. Andere Ortschaften mußten ebenfalls Brandschatzung bezahlen, und wo nicht gleich gezahlt werden konnte, da wurden Geiseln genommen und weggeführt.

führt. Derlei Vorgänge zeigten den Deutschen die Franzosen in ihrer wahren Gestalt. In Frankfurt pflanzten sie unter ihren gewöhnlichen Gaukeleien einen Freiheitsbaum; die Bürgerschaft sah der Narrheit weder zu, vielweniger nahm sie Theil daran. Man fand vielmehr Spuren von Verachtung, und um ihrem Götzen Sicherheit zu verschaffen, sahen sich die Franzosen genöthigt, Kanonen bei dem Freiheitsbaum aufzuführen, und starke Wachten dabei anzustellen. Mit einem bereits projektirten Jakobinerklub kamen sie hier gar nicht zu Stande, und so sehr sie sich auch Mühe gaben, so konnten sie doch keine Proseliten machen. Frankfurt jubelte allgemein, da die saubern Gäste von den Preusen und Hessen vertrieben wurden; aber die Bürger zeigten auch zugleich die edelste Großmuth gegen ihre vorigen Peiniger. Denn sie nahmen nicht nur die Gefangenen und Verwundeten in ihre Häuser auf, und pflegten sie sorgfältig, sondern sie reichten ihnen überdies noch die nöthigen Kleidungen.

In Mainz gelang es aber den Franzosen besser. Während der Zeit, daß ein Theil derselben in der Gegend umher Elend und Verwüstung verbreiteten, und die übrigen

selbst

selbst in Mainz sich allen Ausschweifungen überließen, warben die Jakobiner, und machten verschiedene Proseliten. Ihre Gaukeleien verleiteten einige angesehene Männer, auf die, die Welt sonst viel hielt, zum Meineid, indem sie ihrem rechtmäßigen Oberherrn den Gehorsam aufsagten, der französischen Republick Unterwürfigkeit zuschworen, und die Verbreitung und Beförderung republikanischer Grundsätze durch feierliche Eide gelobten. Ganz Deutschland gerieth darüber in Erstaunen. Sollte denn, fragte man sich, die grausame Behandlung ihrer Mitbürger diese Männer gar nicht rühren? — Sollte der Blutige 10te August, der 2te und 3te September keinen Abscheu gegen eine Nazion bei ihnen erregen, welche in allen ihren Handlungen zeiget, daß sie nur Ausschweifungen wünsche und zu allen Lasterthaten fähig sey? — Die Deutschen Jakobiner giengen indessen immer weiter. Der Jakobinerklub war bereits errichtet, und es wurde nun unter großen Lärmen ein Freiheitsbaum gepflanzt; alles sollte Theil an diesem Feste nehmen; aber viele verschlossen sich in ihre Wohnungen und beweinten ihre unglückliche Vaterstadt. Denn der Druck, welchen Mainz von den Franzosen erfuhr, war so groß, daß der höchste Grad von Schwärmerei

merei dazu gehörte, wenn man ihn nicht fühlen wollte. Die meisten Bürger waren mit Einquartirungen überladen, die ihnen um so beschwerlicher fielen, je ausgelassener die Leute waren, die sie beherbergen mußten. Niemand getraute sich, etwas zu kaufen, oder arbeiten zu lassen; jeder beschrenkte sich auf die unentbehrlichsten Nothwendigkeiten. Viele Einwohner waren entflohen, und die Auswanderungen dauerten immer fort, viele schickten ihre Baarschaften in die Fremde, vielen wurde das Ihrige geraubt, und so wurde der Zustand der Bürgerschaft immer elender, die Aussichten in die Zukunft immer trüber. Und auch unter diesen Umständen verlangten die Franzosen von den Mainzer Einwohnern, daß sie Freudenfeste feiern, und sich für frei und gleich erklären sollten. Aus dieser Absicht ersannen sie eine neue Gaukelei. Sie ließen ein rothes und ein schwarzes Buch verfertigen; ersteres war mit goldenen Schnüren, letzteres mit Ketten umwunden. An einem gewissen Tage wurden alle Einwohner zusammengerufen. Jeder sollte sich erklären, jeder sollte seinen Namen in eines von diesen Büchern einschreiben. Diejenigen, die sich in das rothe einschrieben, erklärten dadurch, daß sie sich mit Frank-

reich vereinigten, und ihrem rechtmässigen Oberrherrn dem Churfürsten den Gehorsam aufsagten: jene, die sich in das schwarze einzeichneten, sollten nach einer öffentlichen Erklärung als Sklaven betrachtet und behandelt werden. Mancher schrieb seiner Familie zu Lieb mit zitternder Hand seinen Namen ins rothe Buch. Die Jakobiner hatten bei dieser Szene die schönste Gelegenheit zu bemerken, daß ihr Sistem von den Deutschen mit Abscheu betrachtet werde, und daß nur Gewalt diese wehrlosen Mitbürger zu Handlungen vermöge, die sie im höchsten Grade hassen. — Der gesetztere Deutsche läßt sich nicht so leicht wie der leichtsinnige Franzose durch armselige Gaukeleien betäuben und zu Ausschweifungen verleiten. Er sieht das Wesen der Sache an, und der Schein vermag ihn nicht so leicht zu blenden.

Was in Mainz geschah, das geschah auch in Worms und Speier. Die an beiden Orten errichtete, mit französischen Emissairen und einigen Abendtheurern besetzten, von den Einwohnern aber wenig besuchten Klubs predigten hier ebenfalls Freiheit und Gleichheit, ermunterten die Unterthanen zum Meineid und Abfall, und trieben mit Freiheits-

heitsbäumen, mit rothen, und schwarzen Büchern die nämlichen Kinderpossen, wie zu Mainz. Custine hatte diese Städte zuerst gebrandschatzt, und itzt wurde sogar die vorige Regierungsform abgeschaft. Es erschienen Kommissaire des Naz. Konv., welche Distrikte und Munizipalitäten einrichteten, Kontributionen ausschrieben, und zu Mainz eine Regierung formirten. Von dieser wurden an alle Ortschaften, welche sich in französischen Händen befanden, Befehle und Verordnungen erlassen, Obrigkeiten ein- und abgesetzt, und überhaupt alle Maiestätsrechte ausgeübt — Die Gewalt war einmal da, und die armen Landeseinwohner mußten alles mit sich treiben lassen, was den Franzosen beliebte.

Die Armee des Generals Custine besteht größtentheils aus Nazionalgarden, einem zusammengeläufenen Gesindel, das sich auf nichts so gut, als aufs Rauben und Plündern versteht. Hätte General Custine seine anfängliche Strenge in der militärischen Disziplin fernerhin beobachtet, so würde das Schicksal der Landesbewohner doch noch erträglicher gewesen seyn; aber es schien in der Folge, als ob er seinen Truppen freien Willen ließe. Die ar-

men Landleute fühlten die Barbarei dieser Räuberhorden stark. Ihre Wintersaaten wurden durch das beständige Hin : und Hermarschiren vernichtet, ihre Scheuern, Getreid : und Heuböden geplündert, das Vieh wurde ihnen geraubt, und es gab jenseits des Rheins mehr als ein Dorf, wo die Einwohner nicht einmal das nöthige Brod mehr übrig hatten. Viele Häuser in den Dörfern standen leer, denn der Hunger zwang die Bewohner derselben, auszuwandern. Alle Hoffnung war dem Landmanne geraubt. Es giebt in jenen Gegenden viele Ortschaften, die vom Weinbau leben. Hier wurden nicht nur die Keller ausgeleert, sondern die Franzosen lagerten ihre Pikete größtentheils in die Weingärten, wo sie zur Unterhaltung des Feuers sich der Rebenstöcke bedienten, und auf diese Art viele schöne Weinberge zu Grunde richteten. Viele Familien sind für immer an den Bettelstab gebracht. — Ich schweige hier von den tausendfachen Mishandlungen, welche treue Unterthanen, brave Deutsche von diesem niederträchtigen Gesindel leiden mußten, ich schweige von den unzähligen Nothzüchtigungen, welche diese Schandbuben an Mädchen und Weibern auf die unmenschlichste Art verübten.

Das

Das letztere nahm in der Armee so überhand, daß Custine ein Verbot ergehen lassen, und alle Verbrecher vom Gemeinen bis zum General mit Kassazions- und Infamazionsstrafe bedrohen mußte, wenn sie dieses Verbrechen begiengen. Dieses Strafgesetz ergieng freilich nur pro forma denn man hörte nach wie vor von derlei gewaltsamen Ausschweifungen; allein es gilt als das glaubwürdigste Geständniß des Generals selbst, welcher nur zu gut einsah, daß eine gänzliche Sittenlosigkeit eine vollkommene Indisziplin bei seiner Armee herrsche.

Durch das Schwerd der Feinde, durch Ausschweifungen aller Art, durch selbst angerichteten Mangel an Lebensmitteln und durch häufiges Davongehen der Nazionalgarden schmolz die Armee des General Custine ziemlich zusammen. In Mainz und sonst überall war der größte Theil der Einwohner gegen die Franzosen aufgebracht; ein starkes, zum Schlagen immer bereites Heer stand in der Nähe, und Custine sah ein, daß, wenn letzteres eine offensive Bewegung gegen Mainz machte, eine ungeheure Anzahl Landesleute sich an selbes anschlüssen und selbst die Einwohner von

Mainz ihm die Eroberung dieser Festung erleichtern würde. Er gab daher schon im Dezember 1792 den Befehl, daß alle Einwohner ihre Gewehre abliefern sollten. Er würde die Häuser untersuchen, und jene sehr hart bestrafen lassen, welche dieses nicht thun würden. Bald darauf erschien ein zweiter Befehl. Custine ließ nämlich in der Stadt 5 Galgen errichten, und drohte, jeden daran aufhenken zu lassen, welcher von einer Uebergabe der Stadt reden würde. Todesangst bemächtigte sich der armen Einwohner. Sie sahen sich am Abgrunde ihres gänzlichen Verderbens, und da sie wußten, daß ein Angriff auf Mainz von Seite der Preußen über kurz oder lang unvermeidlich wäre, da sie von den fürchterlichen Vertheidigungsanstalten, welche die Franzosen machten, Augenzeugen waren, so verließen noch verschiedene Familien unter allerlei Vorwand die Stadt, und suchten in der Ferne irgend einen Winkel, wo sie wenigstens ihr Leben sichern konnten.

Anfangs hatten die Franzosen in Mainz von Errichtung einer Republick gesprochen. Aus diesem Grunde wurden diejenigen, welche Theil an der Regierung nahmen,

men, und abwesend waren, feierlich vorgeladen, binnen einer bestimmten Zeit zu erscheinen, damit sie verabschiedet und mit einer mässigen Pension in Ruhe versetzt werden könnten. Diese Verfahrungsart gefiel dem grösten Theil der Einwohner nicht. Es wurden häufige Protestazionen eingelegt, worin die Beibehaltung der vormaligen Regierungsverfassung ausdrücklich verlangt wurde. Die Franzosen und ihr Anhang wurde dadurch immer mehr überzeugt, wie wenig die Deutschen nach der Freiheit, die sie ihnen antrugen, lüstern waren, und dies machte auch, daß man den Gedanken zur Errichtung einer neuen Republick aufgab. Man deklamirte itzt von einer Vereinigung mit Frankreich, und daß dieß gleich anfänglich die Absicht der Franzosen war, beweist das grausame Verfahren, mit welchem sie diese Vereinigung durchzusetzen suchten. Aber dies war den Einwohnern noch verhaßter. Ein Beweis davon ist, daß in einer Nacht Custines Namen an alle 5 Galgen der Stadt angeschlagen wurde, daß viele Einwohner, die, aus was immer für Absichten, Mitglieder des Jakobinerklubs geworden waren, nun diesen Klub verließen, daß endlich die Auswanderungen und öffentlichen

Protestazionen vom neuem anfiengen. Man wollte eine Nazionalgarde errichten, hatte auch einige Vagabunden dazu erkauft, die sich einschreiben, nnd die Uniform derselben anziehen mußten; allein es fanden sich nicht mehrere. Der Kommendant derselben, der bereits gewählt und feierlich installirt war, sah sich in die Nothwendigkeit versetzt, wieder abzudanken, da er sonst ein Kommendant ohne Truppen gewesen wäre. Der Abscheu der Einwohner gegen die Franzosen gieng immer weiter. Custine sah sich in die Nothwendigkeit versetzt, mehr Truppen herbeikommen, und die Kanonen auf den Basteien zum Theil gegen die Stadt richten zu lassen. Dennoch fand man fast täglich Pasquille auf dem General und die Jakobiner an den 5 Galgen, und Custine mußte endlich Wachten dazustellen.

An einen freiwilligen Wunsch, sich mit Frankreich zu vereinigen, war gar nicht mehr zu gedenken. Die Franzosen bedienten sich also hier der ihnen bereits so geläufig gewordenen Mittel, die sie an andern Orten anwanden. Sie nahmen nämlich den Willen der Jakobiner, für den Willen des ganzen Volks an. Sie setzten

ißt

itzt einen Tag fest, an welchem die Einwohner den Bürgereid leisten sollten. Verschiedene Kollegien protestirten feierlich dagegen. Die Kaufmannschaft besonders machte eine nachdrückliche Vorstellung, in welcher sie darthat, daß durch die Leistung des geforderten Eids sie und ein großer Theil der Stadtbewohner zu Grunde gerichtet würden, indem sie sich alsdann für Feinde Deutschlands und Anhänger Frankreichs erklären, und von aller Verbindung mit ihren Nachbarn losreißen würden. Dies half aber nichts. Der Eid sollte und mußte geleistet werden. Indessen sah man doch die üble Stimmung, in welcher das Volk war. Man leitete aber selbe nicht von der gewaltsamen Behandlung, sondern von den zurückgebliebenen Geistlichen, von einigen andern angesehenen Personen her, welche, wie die Franzosen sich ausdrückten, Aristokraten wären, und das Volk aufhetzten. Aus dieser Ursache fieng man hier an sich der Proskripzionen, wie in Paris zu bedienen. Man hob das bisher immer noch, wenigstens pro forma bestandene Vikariatsgericht auf, und exilirte die Personen, welche es formirten. Man verwies ferners die Benediktiner aus dem Lande, und andere Leute von Ansehen wurden ebenfalls fortgejagt. Die Art, auf

welche diese Verweisungen geschahen, zeugt von der Grausamkeit der Franzosen. Greise von 80 Jahren wurden zu Fuß mit verbundenen Augen über die Brücke, durch Kastel nach Hochheim geführt, und daselbst den preussischen Vorposten übergeben. Ihre Begleiter waren gewöhnlich Nazionalgarden, die unterwegs allen Muthwillen mit ihnen trieben. Diese Proskriptionen dauerten mehrere Tage fort. Man verlohr dadurch den ansehnlichsten Theil seiner Einwohner, die meistens Männer von geprüfter Rechtschaffenheit waren, und die übrigen ohnmächtigen Bürger sahen sich ganz den Franzosen überliefert. Diese schalteten nun auch nach ihrer Art, und die Kommissaire des Naz. Konv. gaben Befehl, die Einwohner zur Ablegung des Eids, und zur Wahl neuer Obrigkeiten zu zwingen. Dem zu Folge ergieng abermals die Verordnung daß am 23ten Februar, alle Gewehre und Waffen abliefern sollte. Alle Adeliche mußten auf ihren Adel, alle Privilegirte auf ihre Privilegien schriftlich Verzicht leisten. Wer diese Verzichtleistung nicht bis zum 22ten Februar einbringen würde, dessen Güter sollten konfisziert, und er als ein Verräther betrachtet und behandelt werden. Dem ungeachtet erfolgten doch noch Protestazionen,

nen, und alle Rechtschaffene sagten laut, daß sie den geforderten Eid nun und nimmermehr leisten würden.

So standen die Sachen, als der Tag zum schwören herankam. Tags zuvor wurde die Bürgerschaft abermals zum Schwur aufgefordert, und nebstdem alle Anstalten gemacht, um dieselbe dazu zu zwingen. Man sperrte die Thore, sand häufige Patrouillen herum, die alles mit Tumult und Geschrei erfüllten, alle Glocken der Stadt wurden geläutet, Kanonen abgefeuert; ça ira wurde gesungen; nichts wollte helfen. Wenn man einen Theil des niedrigsten Pöbels ausnimmt, der von den Jakobinern dazu bezahlt war, und dem es gleich galt, ob er das oder jenes machte, wenn er sich nur etwas verdienen konnte, so fand sich niemand, als die Jakobiner ein. Und dennoch hieß es, das ganze Volk habe den Konstitutionseid geleistet, habe sich dazu freiwillig versammelt, und wünsche allgemein, sich mit der französischen Republick zu vereinigen. Dies sind so die gewöhnlichen Ausdrücke der Französischen Kommissaire; das Geständniß auf der Folter heißt bei ihnen ein freiwilliges Geständniß; und erzwun-

gene

gene Befolgung ihrer Anträge, heißt ein allgemeiner Wunsch.

Auf gleiche Art verfuhr man zu Worms und Speier, und andern Orten. In Worms wurde so heftig, wie in Mainz protestirt; allein die Franzosen ließen sich dadurch nicht irre machen. Sie bestimmten den 28sten Februar zum Tage der Eidesleistung, und drohten, jene, welche sie verweigern würden, bei einer etwa bevorstehenden Belagerung zur Schanzarbeit zu gebrauchen, und sie an die gefährlichsten Oerter zu stellen. Am 28sten Februar wurden die Thore gesperrt. Schaarenweis stürmten die Nazionalgarden mit bloßen Säbeln herum, und trieben die geängstigten Bürger, wie Schaafherden zusammen. Allgemein war das Jammergeschrei, und es würde vielleicht zu blutigen Gewaltthätigkeiten gekommen seyn, wenn nicht ein Zufall der ganzen Zeremonie ein Ende gemacht hätte. Es entstand nämlich ein plötzlicher Lärm, daß die Oesterreicher anrückten, und über den Rhein setzen wollten. Der Kommendant ließ daher die Truppen ausmarschieren, und das Ufer des Rheins mit Kanonen besetzen. Dies verzögerte aber nur die

Eides-

Eidesleistung, verhindert konnte sie nicht werden.

In Speier geschah das nämliche. Jeder, der den vorgeschriebenen Eid verweigerte, wurde aus dem Lande verwiesen. Und doch unterzeichnete die ganze Bürgerschaft Mann für Mann eine feierliche Protestation dagegen, worinn sie sagte, daß sie eher alles wagen, als den Eid leisten würde. Aber sie wurden endlich doch dazu gezwungen.

Auf den Dorfschaften und in den Marktflecken gieng es noch weit grausamer zu. Zu Bingen sollten die Einwohner am 24sten Febr. den Eid leisten. Zu ihrer Versammlung wurde das Zeichen mit der Glocke gegeben; allein es erschien niemand. Man wiederholte das Geläute, und noch wollte kein Mensch sich einfinden. Nach einem fünfmaligen fruchtlosen Zusammenläuten wurde endlich von Haus zu Haus angesagt, daß, wenn die Einwohner in einer Stunde den Eid nicht geleistet haben würden, der Ort geplündert, und in Brand gesteckt werden sollte. — An andern Orten, wo die Leute den Eid verweigerten, wurde auch wirklich geplündert. In Grünstadt wollten die Bürger nicht schwören; die Franzosen nahmen

daher

daher die dasigen Grafen Waldemar und Friedrich gefangen, und führten sie nach Landau. Die Verweigerung des Eids diente denselben immer zum Vorwand, Gewaltthätigkeiten auszuüben. Diese predigten die Freiheit mit dem Schwerde in der einen, und mit der Fackel in der andern Hand, und wollten durch Grausamkeiten die Welt überzeugen, daß sie gekommen wären, sie glücklich zu machen. Im Taumel ihrer Schwärmerei sahen sie nicht ein, daß durch eine solche Behandlungsart die Zahl ihrer Anhänger vermindert, und die Menge ihrer Gegner vermehrt werden müßte.

Die Geschichte der Eidesleistungen an allen Orten Deutschlands, wo die Franzosen sich einnisteten, ist auf diese Art schon erwählt. Ich kenne keinen Ort, wo sie nicht durch Gewaltthätigkeiten erpreßt werden mußte. Nur die offenbare Uebermacht half den Franzosen ihren Endzweck wenigstens scheinbar erreichen. Nur noch einen Beweis von den Gewaltthätigkeiten der Franzosen in Deutschland. Der Herzog von Zweibrüken hatte sich bei Ausbruch des Kriegs neutral erklärt. Die französische Naz. Vers. hatte diese Neutralität anerkannt, und dem Herzoge Freundschaft versprochen. Es existieren

meh-

mehrere feierliche Urkunden in Betreff dieser Neutralität, und es schien auch, daß die Franzosen das Gebieth des Herzogs wirklich respektirten. Allein Räuber können nicht lange das Eigenthum eines andern in der Nähe sehen, ohne daß sie die Lust anwandelt, sich desselben zu bemächtigen. Schon im Anfange des Februars 1793 machten die Franzosen an der Zweibrükischen Grenze verschiedene Bewegungen, die einen Einfall zu drohen schienen. Der Herzog erfuhr es, allein er wußte nichts, was die Franzosen gegen ihn zu einem meineidigen Betragen hätte reißen können, und blieb daher ruhig auf seinem Karlsberge. Die Gefahr wurd immer größer, und schon am 7ten Febr. standen die Franzosen auf zweibrükischen Gebiete. Gleich bei ihrer Ankunft zeigten sie, was man von ihnen zu erwarten habe. Denn das erste, was sie thaten, bestand darin, daß sie das dem Staatsminister Freiherrn von Esebek zugehörige Dorf Hasel plünderten, und sodann in Brand steckten. Am 8ten erfuhren mehrere Dortschaften das nämliche Schicksal, und am 9ten rückten die Franzosen gegen Zweibrücken vor. Noch war der Herzog auf dem Karlsberge und wollte das äußerste abwarten. Denn immer hielt er noch dafür, daß die Franzosen

ihre

ihre selbst anerkannte Neutralität respektiren würden. Allein Abends um 10 Uhr kam ein ehrlicher und treuer Landmann ganz auser Athem auf den Karlsberg gelaufen, um Se. Durchlaucht von der nahen Gefahr zu benachrichtigen. Er gab alle Umstände so deutlich an, daß der Herzog endlich von dem Vorhaben der Franzosen überzeugt wurde. Se. herzogl. Durchlaucht entschlossen sich also, Abends um 11 Uhr mit ihrer Gemahlinn und einem kleinen Gefolge bei dem schrecklichsten Wetter die Flucht zu versuchen. Sie reisten daher durch die bei Türkheim und Oggersheim stehenden französischen Vorposten, und trafen am andern Tag zu Manheim ein. Noch sah man den Schein der Fackeln bei einer sehr finstern Nacht in der Ferne, als 200 französische Reuter, an deren Spitze sich General Landremont selbst befand, gegen den Karlsberg herangesprengt kamen. Da das herzogliche Militair den ausdrücklichen Befehl hatte, nichts Feindliches vorzunehmen, so bemächtigten sich die Franzosen der Schloßwache ohne Widerstand. General Landremond in Begleitung eines rohen und wilden Adjudanten, Namens Dubourg und einigen Reuter mit bloßen Säbeln rannte in das Schloß, und bis vor das Schlafgemach des Herzogs. Dieses

ses war verschlossen. Die Räuber wollten die Thüre einschlagen, und nur mit Mühe erhielt der zugegen gewesene herzogliche Bediente so viel Zeit, sie aufzuschliessen. Alle stürzten nun, wie Furien in das Zimmer, stießen die schrecklichsten Flüche aus, und der saubere Adjutant wälzte sich mit Stiefel und Sporn in dem Bette des Herzogs herum. Die übrigen Soldaten liefen in der Residenz auf und ab, und schrien aus vollem Halse nach dem Herzog mit den schrecklichsten Drohungen, gegen seine Person und sein Leben. Alles, was den Unholden in den Weg kam, wurde auf das grausamste gemishandelt. Am 10ten entwaffnete General Landremont die herzogliche Garde zu Fuß und zu Pferd, bemächtigte sich aller vorhandenen Gewehre und Kriegsgeräthschaften, und ließ alles nach Saarlouis transportiren. Bald fanden sich auch Kommissaire des Naz. Konv. ein, welche den Räubereien ihrer Landesleute Rechtskraft ertheilten. Diese befahlen, den herzogl. Marstall in Beschlag zu nehmen, die besten Pferde den Offiziers zu versteigern, und von dem Gelde Remontpferde einzukaufen; auf ihre Anordnung wurden noch verschiedene Geräthschaften aus der herzogl. Residenz fortgeschaft, und sie waren es, welche das entlassene herzogl. Militair aufforderten, gegen seinen Lan-

desherrn meineidig zu werden, und unter den französischen Truppen Dienste zu nehmen. Alles das erlaubten sich Leute, die mit ihren Menschenrechten so großsprecherisch prahlen, die sich auf ihre Aufklärung, auf die Feinheit ihrer Sitten so viel einbilden, Leute, die so oft und feierlich geschworen haben, das Eigenthum zu respektiren, und die Menschheit nicht zu quälen, sondern in Schutze zu nehmen. Leute endlich, die dem Herzoge von Zweibrüken durch wiederholte feierliche Urkunden eine vollkommene Neutralität zusicherten.

Auf dem Lande herum verbreitete diese Räuberbande nach Willkühr Schrecken und Verwüstung. Die Dörfer mußten Brandschatzungen bezahlen, große Fourageliefer'ungen leisten, und überdies noch wurden den Bauern die Pferde noch heimlich gestohlen, oder mit Gewalt abgenommen. Viele Häuser 'wurden noch geplündert, und mehrere Bauern starben an den Folgen grausamer Mishandlungen. Unweit Zweibrüken wurde sogar ein Bauer im freien Felde von einem Nazionalgardisten erschossen. Durch das beständige Hin- und Hermarschieren litten die jungen Saaten ungemein. Kurz die Franzosen waren kaum 8 Tage im Herzogthume

Zwei-

Zweibrücken, so sah es hier so aus, wie es in andern Gegenden Deutschlands, die das Unglück hatten, von ihnen überschwemmt zu werden, aussieht, so, wie es ehemals in den römischen Staaten aussah, als die Gothen und Hunnen sie erobert hatten.

Gleich bei ihrer Ankunft in der Stadt Zweibrücken, sprengten die Franzosen die Gefängnisse auf, und setzten alle Diebe und Mörder in Freiheit, damit sie sogleich einen einheimischen Anhang hätten. Die Bürgerschaft wurde mit übermässigen Einquartierungen gequält. Der fleißige Handwerker sah sich in die Nothwendigkeit versetzt, sein mit blutigen Schweis erworbenes Vermögen den Launen seiner ungestümmen Gäste aufzuopfern; der Handelsmann wurde genöthigt, seine Waaren für ein werthloses Papiergeld hinzugeben, und wollte er sich nicht der Gefohr aussetzen, gemishandelt zu werden, den Strassenräubern noch mit Höflichkeit und Freundlichkeit zu begegnen. Stille Familien wurden durch wilde Schwärmer geängstigt und gequält, die ganze Stadt sah sich auf einmal aus ihrer glücklichen Ruhe in einen Abgrund der Verwirrung gestürzt. In kurzer Zeit war ein Jakobinerklub errichtet, ein Freiheitsbaum gepflanzt. Die Kommissaire der Nazional Konv. ka-

men an, und schalteten hier, wie Souveraine Herren. Sie ließen die Verordnungen des Konvents anheften, und erließen überdies noch eigenmächtige Befehle. Dem Generalkassier und andern Einnehmern wurde angedeutet, mit den Einhebungen der Gelder provisorisch fortzufahren, aber von den zu ihren Kassen gehörigen Geldern keinen Gebrauch zu machen. Sie mußten überdies noch den Statum ihrer Einnahmen, die Berechnungen über die vorhandenen Gelder den Kommissairen übergeben. Der herzogl. Staatsminister, Freiher von Esebek protestirte dawider, und berief sich auf die dem Herzoge von Zweibrüken zufolge eines Schlußes des provisorischen Vollziehungsraths der französischen Republick vom 9ten Nov. 1792 zugestandene Neutralität. Allein das half nichts. Bald darauf wurde der Minister in Verhaft genommen, und von 40 Reutern nach Sargemünd gebracht. Am 23ten Febr. erschien der französische Kommissair Gaudet auf dem Rathhause zu Zweibrücken, und verlangte die Liste der Aktivbürger. Man nahm sein Verlangen zu Protokoll, und antwortete ihm, wenn er sie zu dem Ende wollte, um Urversammlungen zu berufen, so hätte dieses noch Zeit, und er möchte seine Vollmacht vorzeigen. — Mit unverschämter Stirne antwor-

tete

tete Gaudet, die Truppen, die er bei sich hätte, machten diese Vollmacht aus. Da er aber sah, daß man diese Antwort gleichfalls zu Protokoll nahm, wollte er sie zurücknehmen; allein es war einmal geschrieben, und Gaudet, der auf diese Art sich als Räuber erklärt hatte, gieng davon. Die Bürgerschaft schickte darauf eine Deputation von hundert Bürgern zu dem Generalen, und beschwerte sich über den Kommissair, doch das nützte nichts; die Kommissaire erließen eine Proklamazion, worin sie den rechtmässigen Landesherrn den ehemaligen Herzog nannten, und alle Einwohner der Stadt Zweibrücken für den 28. Februar zusammen riefen, um sich eine neue Regierungsform zu geben, oder, was eben so viel heißt, um sich mit Frankreich zu vereinigen.

So schmachtete ein schöner Theil Deutschlandes unter den eisernen Zepter dieser Wüstlinge, die von Freiheiten und Menschenrechten soviel reden, und selbst die härtesten Despoten sind. Sie haben alle Rechte der Völker mit Füssen getreten, sind meineidig geworden, und häufen mit jedem Tage neue Schandthaten auf ihre vorigen Verbrechen. Schande, ewiges Brandmal für die franzosische Nazion, deren Sitten sonst so sanft, deren Handlungen

lungen so menschlich waren. Die Zeiten der wilden Barbarei sind wieder über sie gekommen, und nun eilen sie mit starken Schritten jenem Abgrunde zu, in welchem sie ihre Laster unvermeidlich stürzen müssen.

Zwei und dreißigste Geschichte.

Unruhen zu Metz im April 1790

Die Freiheitstrunkenen Neufranken wollten schon seit dem Anfange der Revoluzion nichts anders als Bürgerfeste, Konföderazionen, und andere derlei oft ins Läppische fallende, oft gefährliche Zeremonien haben. Selten liefen diese Feste ohne Tumult ab, und oft wurden sie auch bloß deswegen veranstaltet, daß daraus Tumult entstehen sollten. Auf eben diese Art wurde auch ein Föderazionsfest zu Nancy veranstaltet, wo die Bürgermiliz von Thionville, Sarlouis, Pont-a-Mausson und Metz sich am 16ten April versammeln, und schwören sollte, sich einander auf jeden Fall beizustehen. In Metz war der Sammelplatz: und von hier aus sollte der Zug nach Nancy gehen. Am 15ten Aprill sollten die benachbarten Nazionalgarden in Metz eintreffen. Schon

waren daselbst Mahlzeiten, Musik, Freibälle für sie bestimmt, schon hatten die Jakobiner alle Anstalten getroffen, um diese Gäste, welche die Erreichung ihrer Absichten befördern helfen sollten, auf ihre gehörige Posten zu stellen. Alle eintreffende Nazionalgarden sollten mit scharfen Patronen versehen werden, und auch Kanonen erhalten, unter dem Vorwande, damit die Feierlichkeit vermehrt werde. Wirklich zogen am 15ten April die Nazionalgarden von Metz den ankommenden Gästen entgegen.

General Bouille, Kommendant von Metz, dessen Karakter bereits aus mehrern in diesen Blättern erzählten ruhmwürdigen Handlungen bekannt ist, merkte die Absicht der Jakobiner, die eigendlich darinn bestand, die Soldaten zu verführen, und zur Insubordinazion zu verleiten. Kaum waren die Metzer Nazionalgarden fort, so ließ er die Thore mit Linientruppen stark besetzen, und ertheilte den Befehl, daß Niemand bewaffnet in die Stadt gelassen werden sollte. Um die Nazionalgarden durch Schrecken von Gewaltthätigkeiten abzuhalten, ließ er Kanonen herbeiführen, und die ganze zahlreiche Garnison der Stadt und Festung mußte unter das Gewehr treten.

Nach einigen Stunden kam der ganze Haufe Nazionalgarden unter Lärmen und Geschrei der Stadt nahe. Man merkte unter den Freiheitstrunkenen verschiedene Bewegungen, die nicht viel Friedliches hoffen ließen, man hörte einige Stimmen, die von Kopfabschneiden sprachen, und dies bewog den Herrn von Bouille, an der Spitze einer Division Husaren den Poltergeistern entgegen zu gehen. Bei seiner Ankunft gebot er ihnen Stillschweigen, und redete sie also an: „Meine Herren! es war von jeher Sitte, daß die Bürger einer Stadt, wenn sie etwas geräuschvolles, und was auf alle Einwohner Einfluß hat unternehmen wollten, erst den Kommendanten davon benachrichtigen. Es ist meine Pflicht, über die Ruhe und Ordnung der Stadt und Festung zu wachen. Aus dieser Absicht bin ich hieher gekommen, und ich frage Sie, was Sie gegenwärtig unternehmen wollen?!"

Sogleich trat einer der Nazionalgarden hervor, und sprach mit treuster Miene: „Nur Sklaven müssen die Erlaubniß, etwas thun zu dürfen, erbetteln; aber nicht freie Menschen. Wir haben Niemanden über unsere Handlungen Rechenschaft zu geben. Die Zeiten der Tyrannei sind vorüber, und wir

als freie Franzosen können thun, was wir wollen."

Herr von Bouille versetzte: „Bürgerliche Ordnung ist keine Sklaverei, und die innere Ruhe, und Sicherheit handhaben, heißt bei gesitteten Leuten nicht Tirannei: Nur Rebellen geben ihr diesen Namen, nur unruhige Bürger können es nicht ertragen, wenn man das nicht gestatten will, was die bürgerliche Gesellschaft beunruhigt. Ich frage noch einmal um die Absicht ihrer Ankunft, um die Ursachen dieses Lärmens."

Es entstand ein allgemeines Murren unter den Bürgergarden. Der Redner antwortete: „Wir haben es schon gesagt, daß Niemand berechtiget sey, von uns Rechenschaft zu fordern. Es ist unser Wille, und dieser ist hinreichend. Wer sich diesem wiedersetzt, der wird an uns zum Verräther."

Der General erwiederte: Nun so sehe ich dann, daß Sie aus einer üblen Absicht hieher kommen. Denn eine gute Absicht braucht man nicht zu verschweigen oder zu verheimlichen. Ich schwöre Ihnen, daß ich sogleich Befehl zu ernsthaften Maßregeln geben werde. Es unterstehe sich niemand, mit irgend einem

Ge=

Gewehre in der Stadt gehen zu wollen; ich werde Gewalt brauchen, wenn sich Einer dagegen streuben sollte."

Itzt kehrte der General mit seinen Husaren langsam nach dem Thore zurück. Die Nazionalgarden verloren ihren ganzen Muth. Keiner wollte es wagen, in die Stadt zu gehen; sie beschlossen daher eine Anweisung von ihren Anführern in der Stadt — den Jakobinern abzuwarten, und lagerten sich unter freien Himmel hin.

Noch hatten sie nicht lange gewartet, als sie Instruktionen erhielten. Diesen zu Folge zogen sie ab, und verfügten sich nach Longwi, wo sie die Nacht zubrachten. Zu ihren Zeitvertreib verfertigten sie das Bildnis des Herrn von Bouille, hängten es unter gräßlichen Geschrei auf, und verbrandten es endlich. Rund um das Feuer herum tanzten sie, und bedauerten nichts mehr, als daß sie nicht Herrn von Bouille selbst verbrennen konnten.

Indessen machten die Jakobiner zu Metz Anstalten, sich an den Gouverneur zu rächen. Sie brachten unter der Hand die Wache bei den Thoren auf ihre Seite, und am andern Tage kamen die Nazionalgarden Haufenweis

weis herein. Zwar mußten sie unter den Thoren ihre Gewehre ablegen, allein sie erhielten selbe wieder aus den Händen der Metzer Jakobiner. Die Nazionalgarden würden bei der Wachtsamkeit des Kommendanten und bei der Stärke der Garnison für sich allein nichts vermocht haben, wenn nicht ein Theil der Linientruppen sich mit ihnen vereiniget hätte. Um dieses zu bewirken bedienten sich die Jakobiner ihres Geldes, und wo dies nicht hinreichen wollte, der Gerüchte. Sie streuten daher aus, die Grenadiers hätten die Parthei der Bürgerschaft ergriffen, und da dieses selbst unter den übrigen Soldaten ruchbar wurde, so schlugen sich viele zu den Nazionalgarden. Die Grenadiers aber hörten es kaum, so schickten sie eine Deputation an den Kommendanten, um die Unwahrheit dieses Gerüchts zu beweisen, und ihm zugleich einzuladen, ihren Schwur einer unverbrüchlichen Treue anzuhören. In dieser Absicht rückte das ganze Korps aus seinen Kasernen und leistete einen neuen Diensteid, wobei Herr von Bouille selbst gegenwärtig war — Gerührt über dieses schöne Betragen überhäufte sie der Kommendant mit Lobsprüchen, und wies ihnen 3 verschiedene Wirthshäuser an, wo sie auf seine Unkosten zechen sollten. Die Gre-

nadiers thaten dies, allein sie betrugen sich dabei als gesetzte Leute, und alles gieng ordendlich her, obgleich die Unruhestifter mancherlei Versuche machten, sie zur Trunkenheit und Ausschweifung zu verleiten.

Aber die Jakobiner fanden dabei einen Vorwand, das übrige Militär gegen Herrn von Bouille zu reitzen. Sie streuten nämlich das Gerücht aus, der Kommendant hätte von Hofe 600 Louis'dor erhalten, um sie unter die Garnison zu vertheilen; er wäre aber ungerecht genug gewesen, sie blos zum Besten des Grenadiers zu verwenden. Da aber Herr von Bouille bei der Garnison in zu großen Kredit stand, als daß sie so was schlechterdings hätten glauben sollen, so erdichtete man eine ministerielle Korrespondenz, ein eigenhändiges Handbillet des Königs, streute diese erlogenen Aktenstücke häufig unter der Garnison aus, und brachte es wirklich dahin, daß mehrere Soldaten zusammentratten, und sich laut gegen ihn beschwerten. In kurzer Zeit vermehrte sich die Anzahl der Misvergnügten auf 4000 Mann. Die Nazionalgarden schlugen sich dazu, und nun gieng der Tumult an. Unter Anführung der Jakobiner zogen die Rebellen mit bloßen Säbel durch die Strassen, plün-

plünderten, raubten, mishandelten alles, was sich ihnen widersetzen wollte, brachen in vornehme Privathäuser, in Gasthöffe ein, öffneten die Weinkeller, stahlen oder vernichteten alles, und hausten überhaupt so, wie Rebellen zu hausen pflegen. Niemand war seines Eigenthums, seines Lebens sicher, alle guten Bürger verschlossen sich in ihre Wohnungen, und nur die Rebellen befanden sich in den Strassen der Stadt.

Der Tumult war zu schleunig ausgebrochen, als daß man ihn hätte vorhersehen können. Selbst viele von jenen, auf welche Marquis von Bouille rechnete, waren unter der Zahl der Rebellen. Indessen war doch die Festung noch nicht die Gährung. Dahin begab sich der Kommendant eiligst, und ließ die Besatzung unter das Gewehr treten. Er besetzte die Brücken mit starken Detachements, und die übrige Mannschaft stand bereit; ihm auf den ersten Wink zu folgen.

Es war ein von den Jakobinern mit in die neue Konstitution gebrachtes Gesetz, daß das Militair nirgends, als auf Requisizion der Zivilobrigkeiten bei Tumulten agiren durfte. Dieser Fall sollte auch hier den Jakobinern zur Erreichung ihrer Absichten dienen. Herr von Bouille

ille schickte dreimal auf das Rathhaus um Verhaltungsbefehle; allein es war schon die Anstalt getroffen, daß er keine erhalten konnte. Er mußte daher in der Festung ruhig stehen bleiben.

Unterdessen hatten die Rebellen sich größtentheils betrunken. Nebst den Nazionalgarden war auch der Stadtpöbel zu ihnen gestossen, und itzt rückten sie gegen die Festung vor. Die Feldmusik der Regimenter Bourbonnois und Saintonge eröffneten den Zug, und diesen folgten die Mißvergnügten, die sich aber recht fröhlich bezeigten. Einige Wagen mit Bier und Wein wurden herbeigeführt, Schinken, Braten, Pasteten herbeigetragen, welche die Rebellen denen in Schlachtordnung stehenden 3 Regimentern Conde, la Reine und Salm-Salm anboten. Die Soldaten wollten nichts annehmen, sondern sagten vielmehr ihren aufrührerischen Kameraden, daß sie in die Kaserne zurückkehren und ruhig seyn sollten. Diese Ermahnungen wollten den Rebellen nicht behagen. Sie fiengen an, die Soldaten und ihren Kommendanten zu verspotten, und da auch dieß selbe nicht aus ihrer Fassung brachte, so waren einige so frech, daß sie mit Koth und Steinen nach den Soldaten warfen. General Bouille ließ seine Truppen vorwärts marschiren;

die Rebellen wollten nicht von der Stelle weichen; einige von ihnen, die bewafnet waren, schossen unter die Soldaten, wodurch 9 Mann, von Conde getödtet wurden.

Dieß veranlaßte die Soldaten, Gewalt zu gebrauchen. Einige Pelotons feuerten unter die Rebellen, wodurch einige getödtet, andere verwundet wurden. Die Soldaten rückten vor, die Rebellen flohen, mehrere von ihnen wurden gefangen, und die Uebrigen zerstreut. Herr von Bouille gab seinen Truppen solche Wendungen, daß die Meisten der Unruhigen abgeschnitten wurden, und in die Hände der Soldaten fielen. Von den Verwundeten sind viele in den Spitälern gestorben. Alle Gefängnisse wurden von Gefangenen angefüllt, und da Bouille am Abend starke Patrouillen ausschickte, so wurden noch viele, die sich verkrochen hatten, eingebracht. Auf diese Art wurde die Ruhe wieder hergestellt, und es wollte den Unruhestiftern nicht gelingen, ihren Endzweck zu erreichen. Die Verbrecher wurden größtentheils mit Laufzetteln verabschiedet.

Nro. VII.

Drei und dreißigste Geschichte.

Aufruhr in Versailles im Dezember 1790.

Der Brodmangel drückte auch die Gegend von Versailles. Die Bettler und Vagabunden vermehrten sich täglich, und die guten Bürger kamen immer mehr in Gefahr. Am 4ten Dezember 1790 schickte die Stadt eine Deputation nach Paris an die Naz. Vers., deren Redner unter andern also sprach: „Wir sind bereits erschöpft, und es wäre doch nöthig, daß wir täglich mehrere Kräfte hätten, um dem Volke beizustehen, welches Hunger leidet. Durch eine vorläufige Berechnung haben wir gefunden, daß zu Versailles und in der Nachbarschaft über 40,000 Menschen heute nicht wissen, ob sie morgen noch etwas zu essen haben, oder vor Hunger

sterben werden. Wer kann dem Ausbruche der Verzweiflung abhelfen, dem diese Leute so nahe sind? Wer vermag die Folgen dieser Verzweiflung zu berechnen? Wenn dem Uebel nicht unverzüglich abgeholfen wird, so können wir für nichts stehen."

So sagte ungefähr der Redner. Ein Deputirter stand auf, und entwarf eine Schilderung des gegenwärtigen Zustandes der Sachen beiläufig mit folgenden Worten: „Wir machen Strafgesetze für die Ruhestöhrer, wir verlangen, daß das Volk keine Ausschweifungen begehe.

Sättigen wir den Hunger des Volks, dann können wir sagen, ihr sollet ruhig bei eurer Arbeit verbleiben, ihr sollet euch euer Brod selbst verdienen. Die heurige Erndte wäre für Frankreich ziemlich gut gewesen. Allein diejenigen, welche das Feld anbauen sollten, liefen der Fahne der Rebellen nach, und verwüsteten die Aecker ihrer Nachbarn, welche klüger waren als sie, und ihre Pflichten erfüllten. So lange die Ruhe nicht hergestellt ist, so lange wird die Zirkulation des Getreides nicht in Ordnung kommen, und um diese herzustellen, müssen wir nicht nur über die Handlung der Gesetze strenge wachen,

chen, sondern auch dem Volke zu essen geben." Die Versammlung bewilligte zur Unterstützung der Nothleidenden eine Beisteuer von 50,000 Liv. — Indessen war aber der Tumult zu Versailles ausgebrochen. Der Pöbel plünderte die Bäcker und andere Leute, welche Brod oder Getreid haben konnten, und prügelte einige Personen so stark, daß sie bald darauf starben. Die Munizipalbeamten, welche die Ruhe herstellen wollten, wurden mit Koth und Steinen geworfen, und ein Getreidhändler aufgehängt. Dieß sind die Folgen der Freiheit!

Vier und dreißigste Geschichte.

Geschichte einiger Deserteurs.

Beim Ausbruche des Kriegs ließen sich die Jakobiner, deren Werk eigentlich der ganze Krieg ist, eifrigst angelegen seyn, die österreichischen und preußischen Soldaten zu verführen, und an sich zu locken. Sie versprachen jedem, der schlecht genug war, um meineidig zu werden, gleich bei seiner Ankunft 100 Livres, und wenn er bei ihnen Dienste nehmen wollte, so sollte ihm nach geendigtem Kriege ein Etablissement angewiesen werden. Um dieser Sache einen Nachdruck zu geben, und um zugleich leichtgläubigen Leuten einen blauen Dunst vor die Augen zu machen, wurde ein Gesetz erlassen, daß die Güter der Emi-

grirten zur Belohnung der Deserteurs bestimmt werden sollten. Wenn man auch die gewaltsame Ungerechtigkeit, die eine solche Verheißung mit sich führt, abrechnet, so bleibt dabei doch noch immer ein schändlicher Betrug übrig, den man älbernen und leichtgläubigen Leuten spielen wollte. Die Güter der Emigrirten waren Nazionalgüter geworden; man hatte sie schon zum Theil verkauft, und alle Nazionalgüter waren durch die Assignaten so verschuldet worden, daß sie zur Wiederbezahlung bei weitem nicht hinreichten. Ueberdieß setzte ja die Naz. Vers. dem Verkaufe dieser Güter gar keine Gränzen; ja sie dekretirte sogar, daß alle verkauft werden sollten. Kurz, dieser betrügerische Kniff war eine von den tausend Windbeuteleien, deren sich die Franzosen so häufig bedienten, um die Welt zu täuschen.

Indessen gab es doch gleich Anfangs einige Leute, die leichtgläubig genug waren, sich durch diese Vorspieglungen äffen zu lassen. Zwei österreichische Deserteurs kamen zu Lille an, und verlangten die 100 Livres. Niemand wollte sie ihnen geben, so sehr sie sich auch darum bewarben. Sie hatten sich wer weis, was für hohe Ideen von der Zu-

kunft gemacht, und geglaubt, das Land der Freiheit wäre ein wahres Himmelreich; aus dieser Absicht wollten sie nicht gleich Dienste nehmen, sondern giengen, da sie in Lille nichts erhalten konnten, nach Paris. Hier waren sie so glücklich, vor den Schrancken der Naz. Vers. erscheinen zu dürfen. Sie erzählten, was ihnen begegnet wäre, beriefen sich auf das Dekret der Versammlung, und verlangten die 100 Livres. Sie wurden an den Kriegsminister verwiesen. Da sie sich bei diesem meldeten, wurden sie beide arretirt, und nach den Galeeren gebracht, wo man sie, wie Mörder anschmiedete, und zu einer lebenslänglichen Sklaverei verurtheilte. Dieß war der Lohn für ihren Meineid.

Noch grausamer verfuhr man in Champagne. Kurz vor dem Rückzuge der kombinirten Armee desertirten vier Preußen, vermuthlich auch in der schönen Hoffnung 100 Livres und nach dem Kriege eine Wirtschaft zu erhalten. Bei den Vorposten meldeten sie sich als Deserteurs, und wurden zu dem nächsten Bataillon zurückgeführt. Dieß bestand aus Nazionalgarden. Kaum sahen sie die Preußen, so fieng ein allgemeiner Tumult

mult an. Die Nazionalgarden fielen über die Deserteurs her, schnitten ihnen die Köpfe ab, steckten sie auf ihre Bajonnete, und trugen sie im Lager herum. General Dumourier sah wohl ein, daß eine solche Verfahrungsart von sehr üblen Folgen seyn würde. Er beschloß also, das ganze Bataillon exemplarisch zu bestrafen. Es mußte im Angesichte von vier andern Bataillons die Waffen ablegen; die Rädelführer wurden geschlossen, das ganze Bataillon kassirt, und ein Gericht niedergesetzt, um über die Strafe zu urtheilen. Dieses Gericht verurtheilte die Rädelführer zur Galeerenstrafe, und die Uebrigen zur Festungsarbeit. Das Urtheil wurde von der Naz. Vers. bestätigt, und also auch in Vollziehung gebracht. Allein die Jakobiner nahmen sich der Mörder an, und es geschahen von Zeit zu Zeit Mozionen zu Gunsten derselben. Man sprach von dem Patriotismus der Mörder, der vielleicht in diesem Stücke gegen Frankreichs Feinde zu weit getrieben worden wäre; man dichtete endlich, und nahm hier so wie in vielen andern Fällen seine Zuflucht zu den unverschämtesten Lügen, indem man sagte, diese Deserteurs wären keine Preußen, sondern französische Ausgewanderte gewesen, die man

den bestehenden Gesetzen zufolge ohnehin hätte hinrichten müssen. Dumourier, so wie andere Generals und Offiziers widersprachen; allein der Naz. Konv. wollte auch die Ehre haben ein Beschützer der Mörder und Böswichter zu seyn, und dekretirte, daß, da die zur Galeeren- und Festungsstrafe verurtheilten Nazionalgarden blos den Willen des Gesetzes beobachtet, und in Ausübung gebracht hätten, indem sie die angeblichen Deserteurs, die jedoch französische Emigrirte gewesen wären, hingerichtet hätten, das über sie gefällte Urtheil null sei, und die Sträflinge nicht nur entlassen, sondern auch das ganze Bataillon wieder neu errichtet werden sollte. — Man weis es nur zu gut, daß die ganze Erzählung im Jakobinerklub ausgeheckt worden sey, wo man sagte, daß die Bestrafung dieses Bataillons das Verbrechen desselben beweise, welches aber vor den Augen der Welt verborgen bleiben sollte, damit die Soldaten der Feinde nicht abgeschreckt würden. Von dieser Zeit an bemerkte man, daß der Jakobinerklub gegen General Dumourier, und dieser wider gegen den Jakobinerklub ziemlich kalt wurde, da doch vorher Dumourier der Abgott desselben war, und der Befreier

Frank-

Frankreichs allgemein geschildert und gepriesen wurde.

Diese beiden Fakta waren zu schreiend, und ein übler Eindruck davon war unvermeidlich. Eben so sah man sich außer Stand gesetzt, das den Deserteuren gethane Versprechen zu erfüllen. Die Generals erhielten daher geheime Instruktionen, deren Inhalt man zwar nicht erfuhr, allein man konnte aus der Verfahrungsart schliessen, wohin sie lauteten. Zur Erklärung mag folgende Begebenheit dienen. Im Lager bei Speier kamen zween Deserteurs an. Man empfieng sie mit der größten Freundlichkeit. Sie wurden auf Befehl des Generals herrlich bewirthet, und gleichsam im Triumph nach Landau geführt, wo sie, wie man ihnen versprach, die 100 Livres ausgezahlt erhalten sollten. Bei ihrer Ankunft in die Stadt wurden sie von allen Soldaten, die ihnen begegneten, umarmet, und sie glaubten, nun wirklich in der besten Welt zu seyn. Eine ungeheure Menge Volks begleitete sie auf das Rathhaus, wo aber die Deserteurs nur allein hineingeführt wurden. Hier wurden ihnen verschie-

dene Fragen vorgelegt, nach deren Beantwortung eine Wache herbeigerufen, die auf erhaltenen Wink die beiden Deserteurs hinwegführte, und in einem abgelegenen unterirdischen Kerker brachte, wo sie sodann in Fesseln gelegt, und eingesperrt wurden. Man zog ihnen bald darauf eine andere Montur an, und schickte sie nach Brest, wo sie auf die Galeeren geschmiedet, und als Verbrecher behandelt wurden. Die Geschichte dieser beiden Deserteurs ist die Geschichte aller übrigen. Alle wurden mit Jubel aufgenommen, und hernach zu Sklaven gemacht. Keiner unter allen — und zur Ehre der Deutschen machten alle Deserteurs nur eine kleine Zahl aus — hat die versprochene 100 Liv. erhalten. Die Franzosen wollten blos blenden, wollten den Geldgeiz der Menschen reitzen, und auf diese Art ihre Gegner schwächen. Freilich sagt kein einziges französisches Blatt uns etwas von dieser Verfahrungsart, allein der Verfasser dieser Geschichte hat Briefe von Augenzeugen, die unläugbare Beweise sind, vor sich, und die Geschichte der vier preußischen Deserteurs stand auch in allen pariser Blätern, die von der guten Disziplin ihrer Armeen nicht Rühmens genug ma-

machen konnten, da das Bataillon so exemplarisch gestraft wurde. Auch enthielten eben diese Blätter nachher die Befreiung der Sträflinge, wie sie hier erzählt wurde.

Fünf

Fünf und dreißigste Geschichte.

Ermordung des Generals Theobald Dillon zu Lille, am 29ten April 1792. Andere Ausschweifungen.

Der Anfang des gegenwärtigen Krieges war für die Franzosen fürchterlich. Sie rechneten darauf, daß gleich bei den ersten Angriffen, welche in den Niederlanden geschahen, die Oesterreicher entweder zu ihnen übertreten, oder davon laufen würden. Ja sie hatten sogar auf einen dieser Fälle sicher gerechnet. Allein die ganze Welt weis es, wie sehr sie sich betrogen haben. In den ersten Gefechten wurden sie zurückgeschlagen, viele von ihnen getödtet, viele gefangen und verwundet. Mit dem Revolutionsgesange: ca ira, hatten sie den Angriff begonnen, und mit einem gräßlichen Geschrei über Ver-

rätherei waren sie in der größten Unordnung zurückgeeilt. Man weis es, daß die niederträchtigen, zaghaften Freiheitssoldaten den unglücklichen Vorfall ihrem Generale zuschrieben, daß sie gegen ihn erbittert, hier sogleich zeigten, wie viel Schwärmerei vermag; man weis es, daß diese Leute, die wohl Mörder und Banditen, aber nicht Soldaten seyn konnten, ihren eigenen General auf die grausamste Art ermordeten. Diesen schrecklichen Mord erzählen wir hier mit den eigenen Worten eines Augenzeugen, der darüber eine Urkunde verfaßt, und selbe bei einem pariser Notarius niedergelegt hat. Eine kollazionirte Abschrift davon wurde von dem Verfasser selbst unterschrieben und an die vereinigten Komites der Naz. Vers. geschickt. Hier ist ein Bruchstück davon, wo der Verfasser als Augenzeuge selbst spricht:

„Um 4 Uhr Nachmittags nach diesem unglücklichen Gefechte, sah ich einen Karriol ankommen, worinn sich ein Mann befand. Ihm zur Seite war der General, ohne Hut, mit ruhiger und entschlossener Miene. Vier Reuter, ich glaube vom ersten Regimente, begleiteten ihn. Kaum war er zum Thor herein, als unter dem fürchterlichsten Geschrei mehr als 100 Bajonnete auf das Karriol los-

losstürmten. Die Reuter zogen daher ihre Degen. Ich weis nicht, ob dies geschah, um sich selbst zu vertheidigen, oder um das Ansehen zu haben, als ob sie den General vertheidigten; allein es schien mir, daß diese verstellte Gegenwehr nur einen Augenblick dauern sollte. Noch war kein Bajonnet eingedrungen; aber itzt geschah ein Flintenschuß, der, wie ich glaube, den General tödtete. Denn er sank zusammen, und ich sah ihn kein Lebenszeichen mehr von sich geben. Itzt fiel man über ihn her, hob ihn auf, warf ihn wieder auf die Erde, trat seinen Körper mit Füssen, schlug ihn mit Gewehrkolben, und versetzte ihm mehr als 1000 Bajonnetstiche. Ich sah mehrere, welche ihre mit Blut gefärbte Bajonnete krum gebogen hatten. Endlich zog man ihn auf die Laterne."

„Zwischen 7 und 8 Uhr Abends gieng ich auf den großen Platz, und sah, daß die Soldaten die Schilde von dem Hotel Bourbon und andern Häusern herabrissen, und sonst noch Holz zusammentrugen. Man machte daraus mitten auf dem Platze ein großes Feuer, worein man nachher seinen Leib warf. Die französischen Soldaten, mit den Waffen in der Hand, tanzten um den

Leib

Leib ihres Generals, welchen sie verbrannten. Diese grausame Szene, schrecklicher als alle jene, die man von den wildesten Völkern erzählt, war mit gräßlichem Geschrei, mit henkerischen Scherzen, lautem Gelächter, Springen und andern Possen vermischt. Mehrere Leute versicherten mich auf eine Art, daß ich nicht daran zweifeln konnte, sie hätten von den Soldaten den Auftrag, die Schenkel und andere Glieder des Generals, welche das Feuer noch nicht verzehrt hatte, zu den übrigen Soldaten, die in der Zitadelle waren, zu bringen, um ihnen auch einen Theil von diesem Feste zukommen zu lassen. Ich begnügte mich wenigstens damit, daß ich alte Soldaten in der Ferne ihn bejammern, und beklagen hörte. Er war, sagten sie, ein rechtschaffener Mann, der keinem Soldaten ein Unrecht that."

Dieß ist der Bericht eines Augenzeugen, folglich ein unverwerflicher, authentischer Bericht. Hier noch einige Karakterszüge jener Armee. Sie sind in einem Briefe des Generallieutenants Herrn von Noailles an den Kriegsminister Sevan vom 15ten Mai entworfen, worinn dieser brave General seine Dimission giebt, und unter andern also redet: „Ich war Zeuge von den Ausschweifun-

fungen, welche die Soldaten gegen ihre Offiziers begiengen, ich war Zeuge von der Hinrichtung wehrloser Gefangenen. Ich sah täglich meine Mitbürger unterdrücken, das Eigenthum des Armen sowohl, als des Reichen verwüsten; ich hörte die Großmuth unserer Feinde loben, hörte diese Großmuth mit den Ausschweifungen unserer Truppen vergleichen, welche alle Schandthaten für erlaubt halten, wenn sie sich nur Patrioten nennen; alles dieß sah und hörte ich, und konnte kein Mittel gegen derlei Unordnungen auffinden. Die Regungen meines Gewissens forderten mich daher auf, meine Dimission in die Hände des Königs zu übergeben. Wenn ich dem Vaterlande ferner nützlich seyn kann, so will ich bei einem andern Korps als Volontair dienen. Ich werde sodann wenigstens sicher seyn, daß ich an dem gerechten Vorwurfe, welchen einige Korps dieser Armee so sehr verdienen, keinen Theil habe."

So urtheilte Hr. von Noailles, der als General bei der nördlichen Armee die Wahrheit sagen konnte, und in diesem Falle sie gewiß auch sagte. Ich werde sein Zeugniß noch einmal benützen. — Eben bei dem Gefechte, nach welchem Dillon ermordet wur-

de,

de, fielen einige österreichische Soldaten als Gefangene in die Hände der Franzosen. Diese Kanibalen hängten die armen wehrlosen Soldaten theils auf, theils zerrissen sie selbe in Stücke. Mit den blutigen Gliedmassen dieser Unglücklichen auf ihren Bajonneten, zogen die französischen Soldaten nach ihrer Niederlage in Lille ein, sangen Triumphlieder, lärmten, und setzten alles in Furcht und Schrecken. Man würde dieses Faktum kaum glauben, und selbst mehrere französische Blätter läugneten es dazumal geradezu; allein Hr. von Noailles nennt sich selbst einen Augenzeugen dieser Schandthat, wie bereits gesagt worden ist, und in seiner Rechtfertigung an die Naz. Versammlung sagt er dieses zu wiederholtenmalen. Eben diese Rechtfertigungsschrift enthält einige merkwürdige Stellen, welche die übrigen Ausschweifungen der französischen Armee mit starken Zügen schildern. Ich liefere sie hier mit den eigenen Worten des Hrn. von Noailles.

„Herr von Luckner, mit dem allgemeinen Zutrauen beschenkt, zeigte den thätigsten Eifer, die Ordnung und Disziplin bei den Truppen wiederherzustellen. In seinem Briefe an die Armee, machte er dies-

ses auf die deutlichste Art bekannt. Allein was vermag alle Anstrengung eines einzigen Generals gegen den gänzlichen Verfall einer Armee, wenn man ihm nebst der ausgedehntesten Vollmacht nicht die Mittel an die Hand giebt, den Gesetzen Respekt zu verschaffen. Seit der Ankunft dieses unermüdeten Generals, verfügten sich die Nazionalgarden auf das Schloß von Quere-nain, plünderten Speisekammern und Keller, verwüsteten die Meubles, nahmen die Bibliothek mit sich, und verkauften die Bücher öffentlich zu Valenciennes. Man übergab zwar die Schuldigen den ordentlichen Richter, — (denn die Freiwilligen können in Frankreich nur von dem bürgerlichen Gerichte gerichtet werden, —) allein sie kamen mit einigen Tagen Gefängnißstrafe davon, da doch bei einer disziplinirten Armee ein solches Verbrechen mit dem Tode bestraft worden wäre.

Mit einer solchen Armee wollten die Franzosen alle Völker der Welt frei machen, und in Schutz nehmen, mit einer Armee, die, wie Hr. Noailles selbst sagt, sich auf nichts als Plündern und Ausschweifungen versteht. Eine solche Räuberheerde konnte nur wehrlose Bürger in

Furcht

Furcht und Schrecken setzen. Die Niederlande haben es leider empfunden, was der Schutz der französischen Republick heißt. Schon im Anfange des Kriegs konnte man es vorausehen; denn die Insubordinazion der Soldaten, und die leichtsinnige Grausamkeit ihrer Chefs lies alles Ueble befürchten, welches in der Folge so viele schöne Provinzen empfanden.

Sechs und dreißigste Geschichte.

Wirkungen der Jakobinerpropaganda in den Niederlanden, Lüttrich und Aachen.

Seit mehrern Jahren war ein guter Theil der Niederlande gegen seinen rechtmäßigen Souverain aufgebracht. Die Belgier empörten sich, weil ihr Regent bei ihnen alte Einrichtungen, die für unsere Zeiten nicht passen, abschaffen, und neue Gesetze an ihre Stelle setzen wollte. Nur mit Gewalt konnten sie wieder zum Gehorsam gebracht werden, und unter der Asche glimmte immer noch der lebendige Funke der Rebellion fort. Ihr Losungswort war immer noch Freiheit, und mit diesem Ausdrucke verbanden sie eben so abgeschmackte und wie-

dersinnige Begriffe, wie alle Rebellen. Nach hergestellter Ruhe wanderten viele angesehene Leute aus, vereinigten sich in dem benachbarten französischen Flandern und Artois, errichteten einen ordentlichen Ausschuß, der die Geschäfte einer neuen Revoluzion besorgte, und warben selbst Truppen, die unter dem Namen der Bethunischen Legion bekannt sind. Im Lande selbst hatte dieser Ausschuß einen zahlreichen Anhang, der bald hier, bald dort Unruhen erregte, und nur die ununterbrochene Aufmerksamkeit und Wachsamkeit der Regierung konnte das Uebel verhindern, welches daraus hätte entstehen müssen. Besonders war das Misvergnügen unter der Geistlichkeit groß, und diese hatte den größten Theil der Einwohner auf ihrer Seite. — Mit Lüttich war dieß beinahe der nämliche Fall. Die Unterthanen verjagten hier ihren rechtmäßigen Oberherrn, und da sie sich nachher in die Nothwendigkeit versetzt sahen, zum Gehorsam zurückzukehren, so hieng doch noch der Revoluzionsgeist ihnen an. Die Ausgewanderten vereinigten sich mit den belgischen Auswandern, und arbeiteten mit diesen vereinigt, um ihr Vaterland neuerdings in Unordnung zu bringen. Beide verlangten Unabhängigkeit, beide wollten in

ihren Provinzen Republicken hergestellt wissen, beide suchten aus diesem Grunde die Unterstützung fremder Mächte, und da diese ihnen kein Gehör gaben, wandten sie sich an die französische Naz. Vers., welche aber damals noch einen gewissen Grad von Uneigennützigkeit affektirte, und sie mit ihrem Gesuche abwies.

Indessen fanden sie doch bei den Jakobinern Gehör. Durch ihre Hülfe formirte sich der vereinigte Belgisch-Lüttichische Revolutionsausschuß, der Anfangs in Paris, und nachher in verschiedenen Städten an der niederländischen Gränze seine Sitzungen hielt, und von hier aus den Saamen zu mehreren Tumulten und Empörungen ausstreute. Denn seit dem 2ten Dez. 1790 war zwar die Ruhe in den Niederlanden hergestellt, und die Ordnung eingeführt; allein die ganze Welt bemerkte es, daß das Volk wenigstens zum Theil mit dieser Wiederherstellung nicht sonderlich zufrieden war, da nicht nur in den abgelegenen Provinzen, sondern selbst in Brüssel verschiedene Ausschweifungen begangen, und Unruhen angezettelt wurden. Nach Diest und Alost mußten einigemal ansehnliche Truppendetachements geschickt werden, um

um die bereits ausgebrochene vollständige Rebellion wieder zu ersticken. Und dieß war auch an andern Orten der Fall.

Beim Ausbruche des französischen Kriegs zeigten die Belgier in verschiedenen Gegenden den bisher unterhaltenen heimlichen Unwillen öffentlich. Die österreichische Armee war an den Gränzen beschäftigt, um die Einfälle des Feindes abzuhalten, und im Innern des Reichs zettelte man Rebellionen an, weßhalb man einen Theil des Militairs vor der Gränze hinwegziehen mußte, um die Rebellen in Respekt zuerhalten. Ein Detachement Belgier war bei der Avantgarde der Französischen Armee, und wurde aus dem Lande rekrutirt, und immer verstärkt, denn es gab Verräther im Lande, welche die jungen Leute entweder durch Geld und Verheißungen, oder durch andere Mittel auf ihre Seite brachten, und zu den Bethunisten schickten. Die Franzosen erfuhren alle Bewegungen der Oesterreicher, alle Befehle, welche sie erhielten, und es kostete in einem Lande, wo es so viele Verräther gab, sehr viele Mühe, sich zu behaupten. Die Belgier wünschten nichts mehr, als die baldige Ankunft der Franzosen, von deren Prunk vollen Pro-

klamazionen sie sich goldene Berge versprachen.

Indessen gieng der Sommer vorüber, ohne daß ihre Wünsche erfüllt wurden. Sie verzweifelten schon, und sahen mit Unwillen, wie die Oesterreicher selbst auf französischem Gebiete standen, und Lille belagerten. Aber ihre Hoffnung lebte bei dem Rückzuge der kombinirten Armeen aus Champagne wieder auf, und dieß um so mehr, da sie den General Dumourir mit einer ungeheuern Armee an die belgischen Gränzen eilen sah, wo nur ein unbedeutendes Korps Kaiserlicher stand, welches durch immerwährende Fatiguen erschöpft, und für die Weitläufigkeit der Gränzen und die im Lande zu besetzende Plätze bei weitem nicht hinreichend war. Zwar war das Korps des Generals Klairfait der belgischen Armee zu Hülfe geeilt; allein es war durch den Rückzug aus Champagne schon entkräftet, und auch noch nicht ganz eingetroffen, als General Dumourier am 6ten November die Schlacht bei Gemappe lieferte, und dadurch das Schicksal der Niederlande wenigstens auf eine Zeit entschied. Hoch jubelten nun viele Belgier. Sie glaubten in den Franzosen jene Leute zu finden, die ihre Chimären

mären von Freiheit realisiren würden, und an manchen Orten handelten sie an den Oesterreichern verrätherisch. Die k. k. Truppen verließen nach und nach die ganzen Niederlande, da sie sich gegen eine wenigstens sechsmal überlegene Macht zu schwach fühlten, und die Franzosen nahmen nicht nur diese, sondern auch Lüttich und Aachen in Besitz, und drangen bis Jülich vor. Nur das Herzogthum Luxemburg blieb von ihnen verschont.

Am 7ten November rückten die Franzosen in Mons ein, und noch am nämlichen Tage war ein Klub formirt, der sich die Gesellschaft der Freunde der Freiheit und Gleichheit nannte, im Grunde aber ein Jakobinerklub war. Schon am Abende dieses Tages hielt dieser Klub seine erste Sitzung. General Dumourir war dabei zugegen. Um den Geist dieser Gesellschaft, der zugleich der Geist vieler Belgier war, zu zeigen, setzen wir die Anrede des Präsidenten an den General Dumourier hieher. Sie lautet von Wort zu Wort also:

„Bürger General! Sie haben so viele Beweise Ihrer Bürgertugend, Ihrer diplomatischen und militairischen Talente ge-

geben, daß jede ihrer Handlungen eine Lobrede auf Sie ist. Als Minister haben Sie unserm Tirannen den Krieg erklärt; als General en Chef der französischen und belgischen Armeen haben Sie ihn geschlagen und zu Grunde gerichtet. Sie haben uns Glückseligkeit mit sich gebracht, indem sie die monarchische und aristokratische Tirannei ausrotteten. Beschützen Sie Ihr Werk; seyn Sie der Befreier und die Stütze der Freunde der Freiheit und Gleichheit Belgiens; das Gefühl einer so großen Wohlthat wird die einzige süsse Belohnung für einen solchen Bürger seyn; nehmen Sie die rothe Mütze als den Zoll unserer republikanischen Empfindungen an." Diese Rede, welche General Dumourier mit einigen republikanischen Alltagskomplimenten beantwortete, zeigt einigermassen die Gesinnungen der Belgier. Sie wollten durch Hilfe der Franzosen sich unabhängig machen, sie wollten sich von ihrem rechtmäßigen Souverain losreissen, und sich eine neue Regierungsform geben. Am 14ten November kamen die Franzosen in Brüssel an, und schon am 15ten versammelte sich ein Jakobinerklub in der vormaligen Jesuitenkirche, wo eben auf diese Art, wie in Mons, gesprochen wurde. Dieser Klub sagte dem Pöbel, wel-

welcher sich bei der allgemeinen Unordnung recht wohl befand, daß das Land itzt keine Konstitution habe, daß sich das Volk eine machen könne, und dieser Klub war auch die Triebfeder der allgemeinen Versammlung des Volks, welche am 18ten in der St. Gudulakirche Statt hatte, und wo 80 provisorische Volksrepräsentanten gewählt wurden, die einstweilen, bis das Volk die Urversammlungen seine Repräsentanten gewählt haben würde, die öffentliche Geschäfte verwalten sollten. Dies war der erste Schritt, der gethan wurde, um in den Niederlanden das französische Regierungssistem einzuführen. Das Volk bemerkte ihn in seinem ersten Freiheitstaumel nicht, und nur die Folge belehrte es, daß nicht sein Willen, sondern der französische Nazionalkonvent dem Lande eine neue Verfassung geben wolle. Die Jakobiner amusirten das Volk aber mit rothen Kappen, Kokarden, Freiheitsbäumen, mit Verfolgung der Emigranten und Kaiserlichgesinnten so sehr, daß ihm gar keine Zeit übrig blieb, dem gegenwärtigen Zustande der Sachen nachzudenken. Gleich in den ersten Tagen fiengen die Franzosen mit Einrichtung einer Bürgermiliz an, um dadurch die Aufmerksamkeit des Volks noch mehr zu zerstreuen. Allein bald wur-

wurde das Volk so sehr an derlei Spielereien gewöhnt, daß es nebst dem noch auf die Absicht der Franzosen dachte, und selbe auch wirklich entdeckte.

Am 20ten November erliesen die einstweiligen Volksrepräsentanten eine Proklamazion, worinn die uralte Staatsverfassung umgestürzt, und die Macht der Stände vernichtet wurde. Am Tage darauf fand man in dem Versammlungssaale der Repräsentanten eine Protestazion gegen alles, was wider die Rechte der Stände geschehen wäre, und noch geschehen würde. Die Stände, welchen das Volk anhieng, waren gegen diese Proklamazion um so mehr aufgebracht, da sie in derselben einen wichtigen Schritt entdeckten, ihnen ihre Rechte, ihr Ansehen und ihre Einkünfte zu rauben. Das Volk, im Ganzen doch noch nicht so sehr verdorben, als das französische Volk, that auch die Augen auf, sah sich verrathen, sah sich nahe am Rande des Verderbens, und schlug sich auf die Seite des Adels und der Geistlichkeit. Mehrere Anschlagzettel, fliegende Blätter erschienen zu Gunsten der Stände, und besonders eine Addresse an die Belgier enthielt starke Zeichnungen der Gefahr, in

der

der sich die Niederlande damals befanden. Unter andern hies es darinn: „Liebe Brüder! wir sind verrathen; bald werden wir auch verkauft seyn. Ihr Franzosen, ihr hattet keine Konstituzion, darum habt ihr euch eine gemacht; wir Belgier haben unsere Konstitution, für welche unsere Vorältern und wir gekämpft haben. Wollet ihr wohl so ungerecht seyn, Personen Gehör zu geben, die Verräther gegen ihr Vaterland sind? — Zu den Waffen, Bürger! unsere Gesetze, unsere Konstituzion, unsere ständische Repräsentanten, oder den Tod! Das ist das Geschrei aller braven Belgier!“ So hatte sich die Sprache der Brabänter in 8 Tagen geändert; so fand ein Volk, das die Ankunft der Franzosen so sehr wünschte, schon in den ersten 8 Tagen ihres Daseyns die Freiheit und Gleichheit derselben eckelhaft, und verabscheute die Grundsätze derselben. — Diese Addresse wurde häufig unter das Volk verbreitet, und mit vielem Beifalle gelesen. Sie that ihre Wirkung, und selbst der niedrigste Pöbel schien es zu begreifen, daß die Franzosen blos gekommen wären, um die Niederlande zu beherrschen, und verschiedene Fakta überzeugten jedermann, daß sie plündern und brandschatzen wollten.

Das französische Jakobinersystem paßte auch nicht für den großen Haufen der Belgier. Diese sind religiös, und selbst mit vielen Vorurtheilen fromm. Die letzte Rebellion zeigte der ganzen Welt, daß sie auch wirkliche Mißbräuche der Religion für wesentlich hielten, und mit der größten Hartnäckigkeit vertheidigten. Die Franzosen forderten auf einmal von ihnen eine ganz entgegen gesetzte Denkungsart. Sie wollten aus den eifrigsten Anhängern der Religion Atheisten bilden, und es hier eben so weit bringen, wie in ihrem Vaterlande, wo man im Hause des Herrn Mordlieder singt, und mit den Geheimnissen der Lehre Christi seinen Muthwillen treibt. — Die Niederländer hiengen fest an ihre Stände; die Franzosen schafften sie ab, und führten eine auf Erden unmögliche Gleichheit ein. Die Niederländer hatten als eifrige Religionsanhänger eine gränzenlose Ehrerbiethung für die Geistlichkeit, welche die Franzosen überall brandschatzten, und auf das grausamste verfolgten. So war die Denkungsart der Jakobiner beinahe ganz das Gegentheil von der Denkungsart der Niederländer. Beide hatten entgegengesetzte Begriffe von der Freiheit, und dennoch beharrten erstere darauf, ihre Denkungsart

art einem ganzen Volke mittheilen zu wollen, welche von Jugend auf abgeneigt war, sie anzunehmen.

Aus Frankreich hatten sich mehrere Jakobiner herbeigeschlichen, die an der Verbreitung der Grundsätze von Freiheit und Gleichheit eifrig arbeiteten. Alle Klubs wurden von ihnen, und die Versammlungen der Volksrepräsentanten wieder von den Klubs beherrscht. Ihre Meinung mußte für allgemeinen Willen der Nazion gehalten und befolgt werden. Allein es zeigte sich bald, wie schändlich man auch hier das Volk zu betrügen suchte. Kaum war die Abschaffung der Stände beschlossen, so fiengen auch schon unter dem Volke in Brüssel Bewegungen an. Es versammelte sich zu ganzen Haufen, und das einzige Geschrei desselben war: Es leben die Stände! Ein nachdrückliches Verbot, und einige starke Detachements französischer Truppen hinderten einige Tage hindurch diese Versammlungen, und sankzionirten den Entschluß der Jakobiner als den allgemeinen Willen des Volks. Aber bald fand man in allen Strassen der Stadt Zettel ausgestreut und angeschlagen, worinn das Volk auf den 27ten November eingeladen wur-

wurde, sich auf dem Michaelisplatze einzufinden, um der alten Konstituzion den Eid der Treue zu schwören. Der Kommendant, General Moreton erfuhr dieß, und lies durch eine Verordnung vom 26ten diese Versammlung aufs strengste verbieten. Und doch versammelten sich eine Menge Volks, und rief einstimmig: Es lebe die alte Konstituzion! Es leben die Stände! General Moreton mußte die ganze Besatzung unter die Waffen tretten, Kanonen herbeiführen, und einige große Detachements Kavallerie anrücken lassen, um diese Volksversammlung, die so wenig nach dem Sinne der Jakobiner war, zu zerstreuen. So wurde das Volk mit Kanonen und blosen Säbeln überzeugt, daß der Wille der Jakobiner, der Wille der ganzen belgischen Nazion sey; so wollten die Franzosen mit Feuer und Schwerdt den Belgiern die Freiheit und Gleichheit aufdringen.

Aehnliche Auftritte gab es in den meisten niederländischen Städten. In Mons, wo man am ersten die französische Freiheit verkostet hatte, war man ihrer auch am ersten überdrüßig. Schon am 17ten November versammelte sich das Volk in der Hauptkirche, wählte neue Repräsentanten, und

wollte

wollte die vorigen absetzen. Das ganze Militair mußte ausrücken, um das Volk auseinander zu treiben. In Gent forderten die Franzosen von der Geistlichkeit 2 Millionen als ein Anlehen. Das Volk sah ein, daß dieser Name nur eine Maske sey, worunter sie eine Brandschatzung verbergen wollten, und als es seine Räpräsentanten wählen sollte, rief es einstimmig: „Nur die Stände sollen unsere Räpräsentanten seyn!“ Auch hier mußte man militairische Gewalt brauchen, um den Tumult zu stillen. Zu Antwerpen, wo die Kaiserlichen bei ihrem Abzuge von dem Pöbel so verrätherisch behandelt, und die Franzosen mit solchem Freudengeschrei empfangen wurden, brach über die französische Freiheit auch ein Tumult aus. Mit Ungestüm verlangte es bei seiner vorigen Verfassung zu bleiben, und auch hier war militairische Gewalt zur Stillung des Aufruhrs nöthig. Zu Löwen ließ das Volk, welches in der Halle der dasigen Universität versammelt wurde, die förmliche Erklärung machen, daß es die Stände allein als seine wirkliche Räpräsentanten ansehe, und in der katholischen Religion leben und sterben wolle. Der Kommandant sah sich sogar genöthiget, zu erlauben, daß das Volk

eine förmliche Versammlung halten dürfte, und mußte versprechen, daß man selbes bei seiner alten brabäntischen Konstituzion lassen wolle. Zu Diest, wo man sonst so sehr gegen die Herrschaft Oesterreichs eiferte, zu Mecheln, Vilwoorden und fast an allen Orten fielen itzt Tumulte gegen diejenigen vor, welche die Einwohner kurz vorher für ihre Erlöser gehalten hatten, die sie aber itzt in ihrer wahren Gestalt erkannten und verabscheuten.

Die Jakobiner erschracken über diese Vorfälle. Sie hatten so einen Wiederstand von den Belgiern nicht vermuthet, die sie so oft durch ihre Agenten um Hilfe ersuchten. Sie nahmen daher ihre Zuflucht zu Schriften, die sie unter das Volk verbreiteten, die aber nichts nützten, und ihre Absichten nur noch verdächtiger machten. Sie waren die Leute nicht, die sich durch was immer für Beschwerlichkeiten in ihrem Vorhaben stöhren ließen. Sie hatten nebst dem eine große Armee hier, die ganz zu ihren Befehlen stand, und mit welcher sie also das erzwingen konnten, was sich durch ihre gewöhnliche Hilfsmittel nicht bewerkstelligen lies. Sie unterließen aber nicht,

inzwi-

inzwischen auch Haß gegen den Kaiser, gegen die Geistlichkeit, gegen den Adel in ihren Klub zu predigen, und durch ihre Miethlinge — denn sie fanden auch hier niederträchtige, feige Seelen — in Schenken und Wirthshäusern predigen zu lassen. Doch daraus entstanden mehrere blutige Raufereien. Gewöhnlich am Abende zog das Volk in großen Haufen von einem Wirthshause zum andern, suchte die Freiheitsprediger auf, und raufte mit ihnen. Viele Personen verloren dabei ihr Leben, viele wurden so gräßlich zugerichtet, daß sie entweder für immer Krüppel blieben, oder in der Folge starben. Mehrere wurden in Verhaft genommen.

Durch derlei Umstände sah General Dumourier sich veranlaßt, eine neue Proklamazion an die Belgier zu erlassen, um ihnen ihre neue Glückseligkeit, die sie den Franzosen verdanken sollten, begreiflich zu machen. In derselben sagt er ihnen, daß sie ihre Revoluzion noch nicht angefangen hätten, wenn sie nicht die Stände aufheben, ihre Privilegien vernichten, und die ganze alte Konstituzion vom Grunde aus umstürzen wollten. Er gebietet ihnen dieses sogar, und sucht auf alle erdenkliche Art ihnen das Joch zu ver-

schönern, welches die Jakobiner ihnen auflegen wollten. So sehr auch General Dumourier alle seine Beredsamkeit, alle Flosskeln seiner fruchtbaren Einbildungskraft erschöpfte, so konnte er doch dadurch nichts ausrichten. Von Antwerpen wurde diese Proklamazion ungelesen zurückgeschickt, und an den meisten Orten ausgezischt. Da sie zu Brüssel im Jakobinerklubbe vorgelesen wurde, fieng das Volk, welches sich zahlreich versammelt hatte, an, zu zischen und zu lärmen. Der Tumult nahm so sehr zu, daß die Thüren des Jesuitenklosters, worinn der Klub seine Sitzungen hielt, geschlossen, und mehrere beträchtliche Truppende achements herbeigerufen werden mußten, um diese Gährung zu ersticken. Die Jako iner knirschten darüber vor Galle, und schworen dem belgischen Volke unversöhnliche Rache. Viele Tumultuanten wurden eingesperrt, und täglich nahm ihre Zahl zu. Noch war nicht der November zu Ende, als die Jakobiner sich überzeugt hatten, daß jeder Taglöhner, jeder Bauer im Lande ihr Gegner sey. Von den Verhafteten wurden die meisten nach der Festung Valenciennes geb acht.

Aber die Jakobiner und ihre Untergebenen gaben selbst Anlaß zum Mißvergnügen. Auf ihr Anstiften geschah es, daß die Assignaten, deren Urheber sie sind, in den ganzen Niederlanden für baares Geld angenommen werden mußten. Sie entrissen dadurch den Belgiern ihre Baarschaften, und ließen sie nach Frankreich gehen. Dieß reitzte das Mißvergnügen des Volks auf einen hohen Grad, und an mehr als einem Orte entstanden über die werthlosen Assignate blutige Händel. Die Jakobiner ließen nebst dem viele, selbst vornehme Geistliche einsperren, und behandelten sie nach französischer Sitte. Die Soldaten begiengen an den meisten Orten unerhörte Ausschweifungen. Sie verwandelten die Kirchen in Pferdställe, oder wo doch noch der Gottesdienst gehalten wurde, da trieben sie alles, was man in Frankreich in den Kirchen zu treiben pflegt. In Antwerpen liefen sie in einer Kirche auf und ab, rauchten Toback, verzehrten auf dem Altare einen Braten, und hatten mit den Statuen und Bildern des Erlösers und der Heiligen ihren Spott. Die Bürger geriethen darüber mit ihnen in Händel, wobei einige getödtet, andere verwundet wurden. Dieß

war auch der Fall in Mecheln, selbst in Brüssel und an andern Orten. Waren die Ausschweifungen der französischen Soldaten in den Städten groß, so waren sie auf den Dörfern noch größer. Jede Truppe, die da ankam, plünderte und brandschatzte die Bauern, trieb ihnen ihr Vieh weg, ängstigte die armen Leute mit Fressen und Saufen auf ihre Unkosten, und nahm ihnen allen Muth, alle Hoffnung. Wie viele sonst wohlhabende Familien wurden durch diese Schwärmer zu Bettlern gemacht. Elend und Verwüstung kam immer mit den französischen Truppen an, und lies so tiefe Spuren nach sich, daß sie noch viele Jahre dauern werden. — Die Jakobiner konnten den Belgiern ihre Grundsätze nicht einnimpfen, sie wollten selbe also mit Gewalt ihnen einpfropfen. Die Belgier waren bisher immer noch zum Theil gegen das Erzhaus Oesterreich erbittert; allein die Jakobiner bekehrten sie durch ihre Gewaltthätigkeiten, und die Anhänger der Stände, deren Anzahl bei weitem die Größte ist, vereinigten sich mit den Anhängern des Kaisers, und widersetzten sich gemeinschaftlich der Einführung der französischen Freiheit. Vielleicht ist diese Bekehrung, welche die Jakobiner gegen ihren

Willen

Willen bewirkten, das einzige Gute, was sie stifteten. Denn das Volk äußerte schon in der ersten Hälfte des Dezembers das einmüthige Verlangen, wieder unter die Herrschaft Oesterreichs zurückzukehren.

Unterdessen waren die Jakobiner nicht müßig. Sie beschäftigten sich mit den Anstalten zur Zusammenberufung der Urversammlungen, welche die Deputirten in einem belgischen Nazionalkonvente wählen sollten. In Flandern und Hennegau sollten die ersten Urversammlungen gehalten werden, weil die Jakobiner glaubten, diese Provinzen wären mehr demokratisch gesinnt, als Brabant. Sie betrogen sich aber in diesem Glauben. Gerade in den Provinzen Hennegau und Flandern fanden sie den ersten und heftigsten Widerstand; die Einwohner sträubten sich gegen die französische Gesetzlosigkeit aus Leibeskräften. Am 16ten Dezember wurde in der Stadt Halle durch das Geläute aller Glocken das Volk zusammengerufen. Alle Einwohner versammelten sich, und beschlossen einmüthig: in der römischkatholischen Religion zu leben und zu sterben; die drei hennegauischen Stände für ihre wahren und einzigen Stellvertreter anzuerkennen; nach der

Konstitution und den Gesetzen der Provinz zu leben, die gegenwärtigen Magistratspersonen beizubehalten; die Stände sobald möglich zusammenzurufen und das Protokol dieser Beschlüsse drucken, und vertheidigen zu lassen. Mit diesen Beschlüssen, und zugleich mit einer dringenden Vorstellung, schickte die Provinz Hennegau zwei Deputirte nach Paris an den Nazionalkonvent ab. Die Stadt Antwerpen wählte zwar; allein in ihrer Wahl zeigte sie, daß sie den gesetzlosen Demokratismus nicht wolle, sondern ihrer vorigen Verfassung getreu zu bleiben wünsche. Sie wählte lauter ständische Mitglieder zu ihren Repräsentanten, und darunter auch den Bischof von Antwerpen, Herrn Nolis, dessen antidemokratische Grundsätze bekannt genug sind. Nirgends lief die Wahl ohne Tumult ab, und überall wählte man nur solche Personen, von deren Anhängigkeit an die vorige Konstitution man überzeugt war. Mit diesen Wahlen waren die Franzosen mißvergnügt, sie vernichteten daher alle, und erklärten sie als nichtig. In einigen Orten wurden sogar die Wählenden sowohl, als die Gewählten in Verhaft genommen, und nach Valenciennes oder Lille geschickt, Gen. Dumourier erließ eine neue Proklamazion, worinn

inn er droht, Belgien als eine eroberte Provinz zu behandeln, wenn das Volk nicht aufhören würde, sich der Einführung der Freiheit und Gleichheit zu widersetzen. Allein das durfte Dumourier nicht blos drohen; er hatte es schon gethan. Ein Anlehen von 40 Millionen, welches die niederländische Geistlichkeit bezahlen mußte, verschiedene in den Städten ausgeschriebene Anlehen, die Verpflegung des französischen Militairs in den Provinzen, die Errichtung und Erhaltung eines besondern freywilligen Korps waren allem Anschein nach Bedrückungen genug, die den Niederländern fühlen machten, daß die Franzosen da wären. Wenn dieß, wie die Franzosen sagten, eine freundschaftliche und brüderliche Behandlung war, was mußten sich die Belgier erst von einer feindlichen Behandlung für einen Begriff machen?

Auch der Naz. Konv. ließ itzt deutlich merken, daß er die Niederlande erobern, und für sich behalten wollte. Unterm 15ten Dezember erschien von ihm auf Antrag des Hrn. Connbon jenes merkwürdige Dekret, welches in den Niederlanden die ganze französische Anarchie einführte, ein Dekret, welches das allgemeine Mißvergnügen reitzte, und auch da, wo

es zuvor doch noch ruhig blieb, Bewegung und Aufruhr erweckte. In demselben werden alle Auflagen und Steuern, Zehenten, Lehnrechte, herrschaftliche Rechte, Jagd = und Fischgerechtigkeiten, Frohndienste, Adel, Privilegien und alle andere Vorrechte aufgehoben; alle vormalige Beamten, Obrigkeiten, privilegirte Innungen werden abgeschafft. Die beweglichen und unbeweglichen Güter des Landesfürsten, seiner Gönner, Anhänger, die Güter der öffentlichen sowohl geistlichen, als weltlichen Gemeinden werden konfiszirt, und unter den Schutz der französischen Republick genommen, u. s. w. Ueberhaupt wird durch dieses Dekret das ganze französische System eingeführt. Diesem Dekrete war noch eine Proklamazion beigefügt, die den Inhalt desselben in Kürze anzeigte, und die Völker zur Annahme der französischen Regierungsart aufmunterte.

Den ersten Widerspruch fand dieses Dekret in Paris selbst. Hier befanden sich die Henegauischen Deputirten, welche am 21ten Dezember vor die Schranken des Konvents erschienen. Hier bezeigten sie zwar der Versammlung die ihnen aufgetragenen Gesinnungen, machten aber am Ende ihrer Rede in ih=

ihrem eigenen Namen einige Bemerkungen über dieses Dekret. Am 28ten erschienen sie wieder vor dem Konvente, und überreichten demselben einen Brief des henegauischen Volks an die Stellvertreter des französischen Volks, worinn es also heißt: „Großmüthige Franzosen! nehmt euren am 15ten Dez. gefaßten Beschluß zurück. Ihr sprecht mit uns in demselben als Sieger, als Herren, als Obere, indem ihr die Abschaffung aller unserer Abgaben und öffentlichen Einkünfte beschließt; indem ihr dieselben in euere Hände nehmet, und die Verwaltung unserer Nazionalgüter befehlet; indem ihr selbst, und nicht durch unsern Mund die Aufhebung aller politischen Zünfte bei uns aussprechet, indem ihr sogar die Konfiskazion der den Partikularpersonen zugehörigen Güter vorschreibt. So etwas haben unsere vormaligen Despoten nicht zu thun gewagt, selbst damals nicht, als sie uns für Rebellen erklärten, und als solche behandelten.“

Ganz Belgien gerieth über dieses Dekret in Bestürzung. Alles erschrack, denn alles sah nun ein, warum eigentlich die Franzosen gekommen wären. Die Erbitterung wurde allgemein; aber die Uebermacht der

Fran-

Franzosen war da, und die armen Belgier mußten ihre Thorheiten in der Stille beweinen. Indessen erfolgten doch von allen Seiten her Protestazionen, heftige Widersprüche. Das belgische Volk wollte wenigstens nicht mit Stillschweigen das französische System anerkennen. Unterm 24ten Dez. erließen die provisorischen Representanten der Stadt Brüssel eine protestirende Addresse an den Naz. Konv., welche zugleich öffentlich bekannt gemacht wurde. In derselben heißt es unter andern: „Frankreich hat auf alle Rechte einer Eroberung förmlich Verzicht gethan, es hat Schutz und Beistand jenen Völkern versprochen, welche frei seyn wollen. Das Manifest des Gen. Dumourier vom 8ten Nov. erklärt, daß die Franzosen als Alliirte und Brüder nach Belgien kämen, und jedes Wort dieses Manifests drückt heilige Freundschaft gegen das souveraine belgische Volk aus. In der Antwort, welche der President des Naz. Konv. am 4ten Dez. der belgischen Deputazion gab, und der Druck und Versendung an die 84 Departements, und die Armee beschlossen worden ist, kommen folgende Ausdrücke vor:

„Sind

„Sind wir nicht es, die wir den un=
„sterblichen Grundsatz von der Souverainität
„der Völker am ersten bekannt machten?
„Ihr habt euere Souverainität von der Na=
„tur, und nicht von uns — Ihr scheinet
„zu fürchten, daß man euere Unabhängig=
„keit antasten werde! Es war ein thörichter
„Stolz der Eroberer, ihre Gesetze und Ge=
„wohnheiten allen Völkern aufdringen zu
„wollen. Rom legte sie den bezwungenen
„Völkern auf; allein Frankreich hat in Bel=
„gien nichts für sich als euere Herzen ero=
„bert.“ — Gesetzgeber, nach einem so deut=
lichen Glaubensbekenntniße, wie könnt ihr
die Befolgung des Dekrets vom 15ten, von
uns verlangen? Dieß ist in der That ein
schreiender Widerspruch zwischen Handlungen
und Grundsätzen, zwischen Thaten und Ver=
heißungen, ein moralisches Ungeheuer. —
Denn, wenn der Naz. Konv. das Recht ha=
ben kann, Dekrete zu geben, die in Belgien
in Ausübung gebracht werden müssen, so ist
die Souverainität des belgischen Volks ein
luftiges Unding, ein Nichts u. s. w. So
protestirten die Volksrepräsentanten zu Brüs=
sel, und eben solche Protestationen erfolgten
auch an andern Orten. Aber alle waren
vergebens. Der Nazionalkonvent beharrte auf
der Vollziehung des Dekrets, und geboth da

Stren=

Strenge zu gebrauchen, wo man sich seinem Willen nicht fügen würde.

Inzwischen machte General Dumourier in Brabant Anstalten, den Beschluß der Konvenzion, und den Inhalt der Proklamation zu vollziehen. Das ganze brabäntische Volk sollte sich in Urversammlungen bilden, die Wahlherren wählen, und diese sollten sich am 10ten Jäner versammeln, und die Repräsentanten des Volks für den belgischen Konvent zu wählen. General Dumourier traf in Brüssel zur Haltung der Urversammlungen am 29ten Dez. Anstalten, reiste aber, weil er vermuthlich vorher sah, daß die Sache nicht so gut ablaufen würde, Tags vorher nach Paris ab.

Am 29ten Dez. versammelte sich die französische Besatzung zu Brüssel auf dem Paradeplatze, und stellte sich daselbst in ein Bataillon Quarre. Hierauf wurde eine von Dumourier hinterlassene Proklamazion über die Bildung der Urversammlungen, der Provinzialversammlungen und des belgischen Naz. Konv. unter dem Freiheitsbaume verlesen. Aber das Volk erklärte unter aufgeführten

Ka-

Kanonen und bloßen Säbeln, daß es keinen andern Richter erkenne, als den Rath von Braband, daß es keine andere Repräsentanten haben wolle, als die drei Stände, daß es die vorige Konstitution, die vorigen Gesetze verlange, und überhaupt jeder Neuerung sich widersetzen wolle.

Dem Beispiele von Brüssel, folgten die Städte Namur, Antwerpen, Mecheln, Gent, Mons und andere. Sie protestirten gegen die Urversammlung, und schickten Deputirte nach Paris, um Vorstellungen zu machen. Alles sträubte sich gegen die französische Freiheit, und an manchen Orten, wie in Mons und Gent, setzte es bei den Urversammlungen, die jedoch ohne Resultat blieben, blutige Köpfe ab. Die französischen Kommissaire erklärten also durch eine Proklamazion, daß sie nunmehr Belgien als ein erobertes Land behandeln, und eine Regierungsform nach ihrem Willen mit Gewalt einführen würden. So stürmisch indessen diese Urversammlungen waren, und so wenig die Wählenden selbst mußten, wen sie gewählt hatten, so sah man doch bald darauf überall die Resultate derselben, und fand, daß lauter Jakobinerkreaturen als Wähler angestellt wären. Allein die provisorischen Re-

präsentanten des Volks traten itzt auf, und protestirten gegen die Gültigkeit der Urversamm-lungen. Sie schickten mit dieser Protestazion eine Deputazion an den Nazionalkonvent nach Paris, die aber so, wie alle protestirende Deputazionen nichts ausrichtete.

Sieben

Nro. VIII.

Sechs und dreißigste Geschichte.

Verfolg der vorigen Geschichte.

Was hier geschah, das geschah auch in andern Städten. Der Magistrat der Stadt Hall erklärte die Urversammlung des Volks für nichtig. Die französischen Kommissaire in Brüssel schickten an den Kommandanten der Stadt Hall den Befehl, den ganzen Magistrat in Verhaft nehmen zu lassen, welches auch geschah. Dieser willkührliche Machtstreich stöhrte aber die Belgier nicht in ihrer Widersetzlichkeit gegen die Annahme der französischen Grundsätze. Die Stadt Antwerpen protestirte neuerdings feierlich gegen jede Veränderung, und sagte, daß sie lieber unter die Herrschaft Oesterreichs zurückkehren, als die verderblichen Grundsätze des französischen Systems annehmen würde. So

wechselten Befehl und Widerspruch beständig ab. Die Jakobiner erschöpften alle ihre Kunstgriffe, um den Belgiern die Grundsätze der neuen Freiheit begreiflich zu machen; allein alles war hier fruchtlos.

Nun wurden mit ewigen Protestazionen die Repräsentanten gewählt. Die Jakobiner sahen, daß die Wahl größtentheils nicht nach ihrem Geschmacke ausfiel, und ließen sie also wieder kaßiren. Es wurde den Gewählten, die fast alle eifrige Anhänger der vorigen Verfassung waren, verboten, sich zu versammeln, und da 23 derselben eines Abends beisammen waren, wurden sie alle arretirt; aber bald darauf wieder in Freiheit gesetzt. Ein Nazionalkonvent, wie ihn die Jakobiner wünschten, wollte nicht zu Stande kommen.

Ich übergehe hier die übrigen Neckereien zwischen den Jakobinern und Belgiern in Rücksicht auf die einzuführende Regierungsverfassung, und merke nur noch an, daß Flandern sich nach und nach den Franzosen am meisten näherte, obgleich auch hier verschiedene Bedingungen die Einführung des ganzen französischen Systems verhinderten.

In Brabant hatten die Jakobiner eine Kompagnie Freiwillige errichtet, welche sich die Kompagnie der Ohnehosen (Sans culotes) nannte. Sie bestand aus dem niedrigsten Pöbel, aus Leuten, die die Franzosen bei ihrer Ankunft aus den Gefängnissen entlassen hatten, wohin sie wegen verschiedenen groben Verbrechen unter der vorigen Regierung gekommen waren. Die Offiziers dabei waren zum Theil aus den französischen Freiwilligen genommen, zum Theil auch Eingebohrne des Landes; alle aber mußten Anhänger des französischen Freiheitssystems seyn. Am 13ten Jänner marschirte diese Kompagnie in die Gudulakirche zu Brüssel, wo sie den sogenannten Bürgereid ablegte, und die Fahne und Picke einsegnen ließ. Bei dieser Zeremonie wurde in der Kirche das bekannte Lied ça ira, und andere patriotische Lieder gesungen, gejauchzet, und anderer Unfug getrieben. Von der Kirche gieng der Zug unter starker Bedeckung von Kavallerie, und Infanterie, und 4 Kanonen nach dem Marktplatze. Das Bildnis des verstorbenen van der Mersch, mit einer Bürgerkrone geziert, wurde vorausgetragen. Als der Zug hierauf beim Freiheitsbaum ankam, las ein Brabanter das Urtheil über den van der Noot,

van Eupen und die berüchtigte Pinault ab, und ihre Bildnisse wurden zum Feuer verdammt, und wirklich verbrannt. Das nämliche Urtheil wurde auch über das Fundamentalgesetz der Niederlande, die seit so vielen Jahrhunderten bekannte Jojeuse Entrèe, und über die Sammlung der Privilegien, welche Brabant von seinen Souverainen von den ältesten Zeiten her erhalten hatte, gesprochen, und vollzogen. Nachdem dieß geschehen war, tanzten die Offiziers und Soldaten um den Freiheitsbaum herum die Carmagnole, und tranken dabei einander so tapfer zu, daß die meisten darüber ihren Verstand verloren.

Itzt gieng der Zug auf den Königsplatz, wo die Statue des Prinzen Karls, die so oft mit Zerstörung bedroht worden war, endlich unter dem Donner einer Artillerieſalve niedergerissen wurde. Die Offiziers der Ohnehosen hatten die Verzeichnisse der zu zerstöhrenden Monumente bei sich, und da man einmal im Verwüsten begriffen war, so fiel man itzt über die noch übrigen kaiserlichen Wappen an den öffentlichen Gebäuden und in den Kirchen her. Diese sowohl, als die adelichen Wappen wurden unter den gräulichsten Verwünschungen in Stücke zerschla-

schlagen, und dabei manches Haus geplündert, mancher Bürger gemißhandelt. Das Ganze war ein Werk der Jakobiner, dieser geschwornen Feinde des Adels und der Könige, dieser Bilderstürmer, die in ihrem eigenen Vaterlande das nämliche thaten, und um die Niederlande auf einerlei Fuß mit Frankreich zu bringen, auch hier das nämliche thun ließen.

Unter solchen Umständen wurde die Erbitterung der zahlreichen Ständenparthei immer größer, und selbst viele belgische Demokraten fiengen an, die Franzosen zu hassen. Diese, stolz auf ihre Uebermacht, thaten nun alles, was die armen Belgier quälte. Am 17ten Jäner hefteten die französischen Kommissaire das verhaßte Dekret vom 15ten Dez. zu Mecheln an, begaben sich in Begleitung einer zahlreichen militairischen Bedeckung auf das Rathhaus, und verlangten mit Ungestümm die Vollziehung dieses Dekrets. Die Repräsentanten der Bürgerschaft protestirten neuerdings dagegen. Nun ertheilte der Kommandant den Truppen den Befehl, sich der Domkirche, der öffentlichen Kassen, der Klöster zu bemeistern, und es giengen zugleich Kommissaire hin, welche das Vorgefundene in Beschlag nahmen.

Daß dieses mit vieler Gewaltthätigkeit vollzogen wurde, beweist eine dem General von dem dasigen Erzdommkapitel überreichte Beschwerdschrift, worinn folgende Punkte vorkommen: 1) daß das französische Militair gewaltsam in die Domkirche eingedrungen ist, und ohne vorher dem Dommkapitel, weder einem seiner Glieder eine Anzeige zu thun, sich im ersten Anlaufe der Sakristeien bemeistert hat; 2) daß das Militair wider die Vorschrift des 3ten Artikels seiner Verhaltungen keine von dem Domkapitel konstituirte Kommissaire ersucht hat, um bei der Versieglung der Inventur gegenwärtig zu seyn. 3) Beschwert sich das Domkapitel über die groben Beleidigungen, mit welchen das französische Militair dem Domkapitularherrn, Herrn Penthieure de Berlacre in der Kirche begegnet ist, da er sich als Kirchenmeister dahin begab, um den Domschatz, der in Kriegs- und Revoluzionszeiten gewöhnlich verborgen wird, wieder hervorzubringen. 4) Beschwert sich das Domkapitel wegen verschiedenen unter Siegel genommenen Geräthschaften, ohne welche der Gottesdienst nicht gehalten werden kann. 5) Daß wider den Inhalt seiner Verhaltungsbefehle das Militair das erzdomstiftische Archiv versiegelt hat. 6)

Daß

Daß das Militair den Schlüssel zu dem Zimmer der Kirchner, wo es das vornehmste Silbergeräth, das kostbarste Kirchengewand niederlegte, allein in den Händen hat. 7) Daß seit dem 13ten Jäner Tag und Nacht Schildwachen innerhalb der Kirche gestellt worden, welche in der Kirche gekocht, die Stühle verbrannt, und andere bei Katholiken unerhörte Unanständigkeiten getrieben hätten.

Am 19ten Jäner nahm das französische Militair zu Brüssel alle Klöster und Kirchen in Besitz, und dieß war auch der Fall in den übrigen Städten. Ueberall verfuhr man mit gleicher Gewaltsamkeit, überall reitzte man die Erbitterung des Volks noch mehr. Die Geistlichen hatten dabei alle erdenkliche Mißhandlungen auszustehen, und itzt erst erfuhren sie ganz — worüber sie sonst so klagten, was das heißt, willkührlich und mit despotischer Grausamkeit beherrscht werden. Die meisten Klöster sperrten ihre Kirchen, und hielten keinen öffentlichen Gottesdienst mehr. Dieß und die bald darauf bekannt gewordene Nachricht von der gewaltsamen Hinrichtung Ludwigs XVI. bekehrte die meisten noch übrigen bel-

belgischen Demokraten, und dadurch schmolz der französische Anhang täglich mehr zusammen.

Endlich wurde mit der Ausführung des Dekrets vom 15ten Dez. im Ernste angefangen. Alle bisherige Abgaben wurden kaßirt, die Barrieren niedergerissen, den Zünften ihre Rechte genommen, und über die Geistlichen, Stiftungs- und andere öffentliche Güter französische Administratores gesetzt. Die Jakobiner brachten eine Gesandschaft von einigen unverschämten Bösewichtern zu Stande, welche im Namen des ganzen belgischen Volks in Flandern, Hennegau und Brabant die Vereinigung dieser Provinzen mit Frankreich von dem Nazional Konvent verlangen mußten, welches auch diese Versammlung bewilligte, und während dem alle Einwohner gegen ihre Dekrete auf das heftigste protestirten, die Niederlande unter dem Namen des Departements von Gemappe der französischen Republick einverleibte. So wurde Frankreich, welches noch im vorigen Jahre aus 83 Departements bestand, wieder um ein Departement größer, und besteht nun, wenigstens in dem Gehirne der Jakobiner, die immer

noch

noch eine Universalrepublick im Kopfe haben, aus 86 Departements. Es scheint aber, daß diese Vergrößerung in diesem Jahre noch verschwinden, und vielleicht auch eine Redukzion Statt haben wird.

Obgleich nun die Franzosen die Niederlande für ihr Eigenthum hielten, so fuhren sie doch fort, selbe zu brandschatzen. Antwerpen mußte dem General Dumourier ein Anlehen, oder was eben so viel heißt, eine Brandsteuer von 1200000 Livres bezahlen, und die Geistlichkeit neue Kontribuzionen erlegen. Die Einwohner Belgiens mußten noch immer das französische Militair mit allen Bedürfnissen versorgen, und hatten dabei noch mancherlei Bedrückungen zu erdulden. So giengen die Sansculotten zu Brüssel von Hause zu Hause herum, und bettelten mit blosem Säbel einen Beitrag zur Equipirung und Bewaffnung ihrer Kompagnie; was sie zusammenbrachten, versoffen sie am Abende, und begiengen dabei die größten Ausschweifungen. So vergieng wenistens in den Städten, beinahe kein Tag, wo nicht ein Haus geplündert, und seine Bewohner auf das ärgste gemißhandelt wurden. Alle Umstän-

de vereinigten sich, um die größte Antipathie gegen die Franzosen zu bewirken. Ein Schreiben an Se. Majestät den Kaiser, welches in den Niederlanden häufig vertheilt und gelesen wurde, drückte es aus, wie sehr die Belgier der Franzosen überdrüßig waren. Es heißt darinn am Schluße also: „Erheben Sie Sich, Sire, es ist Zeit. Ergreifen Sie den Blitz, den der Himmel Ihren Händen übergab, und schleudern Sie ihn auf jene Pflanzschule von Atheisten und Königsmördern, die man Nazionalkonvent nennt. Nie gabs ein schöneres und größeres Unternehmen für den Ruhm der Könige, und für das Glück der Menschheit. Den Anfang desselben werden Eurer Majestät ohne Zweifel damit machen, Ihre belgischen Provinzen von jenen Räuberhorden zu säubern, die von dem Verbrechen ihren Sold erhalten, und deren Anblick allein die Natur empört, und vor Unwillen und Abscheu schaudern macht. Mit welcher Ungeduld, Sire, erwarten wir den glücklichen Tag, der unsere Bande zerbrechen, und uns unsern rechtmäßigen Souverain wieder geben wird!" So dachten itzt die Belgier, so waren sie bekehrt. Man hat Ursache zu glauben, daß diese Gehrung von Dauer seyn wird. Denn lange noch werden die

Bel-

Belgier die traurigen Ueberreste der französischen Freiheit vor Augen haben, lange noch werden sie fühlen, daß sie nie unglücklicher waren, als da sie frei zu seyn wähnten.

Sie

Sieben und dreißigste Geschichte.

Die Jakobiner mit ihrer Armee in Lüttich, und Aachen.

Die Geschichte der Franzosen in Lüttich, und Aachen ist fast eben die nämliche, wie jene der Franzosen in den Niederlanden. Ihre Ausschweifungen, ihre Gewaltthätigkeiten waren sich überall einander gleich. Auch hier hatten sie die Absicht, aus dem Volke einen pariser Pöbel, und aus den Provinzen Theile Frankreichs zu bilden. Die Mittel, welche sie dazu anwandten, waren eben so wie an andern Orten, erst französische Gauckeleien, und dann Gewaltsamkeiten, oder, wie das öfter der Fall war, Gaukeleien und Gewaltthätigkeiten, Freiheitspredigten und Tirannenhandlungen zugleich. In Lüttich fanden sie einen großen Anhang.

hang. Die vormaligen Rebellen waren theils schon bei ihrer Armee, theils traten sie itzt aus dem Dunkel, in welchem sie bisher sich verborgen hielten, hervor, und schlugen sich zu ihnen. Mit unerhörtem Freudengeschrei wurden die Franzosen von den Einwohnern empfangen, und mit der größten Freundschaft behandelt. Man glaubte in ihnen seine Retter, seine großmüthigsten Freunde zu finden, und gab in allem ihrem Willen nach. Ja man trieb seine Anhänglichkeit an sie so weit, daß man nicht nur ihre Ausschweifungen ruhig geschehen ließ, sondern selbst Theil daran nahm.

Am 17ten November rückte die französische Armee in Lüttich ein. Gleich darauf wurde ein Freiheitsklub errichtet, und ein Freiheitsbaum gepflanzt. Man erklärte sich für frei, setzte den Fürstbischof ab, zerstörte den ganzen Gang der bisherigen Regierungsverfassung, und führte das französische System ein. Man theilte die Stadt in Sekzionen, ließ eine Munizipalität, und bald darauf auch Repräsentanten zu einem Razional Konvent wählen. Letztere bestand aus 120 Gliedern, und die vormals ausgewanderten Rebellen Fabri, Louneux,

neux, Chestret, Fyon, Lexor und andere wurden dabei als Deputirte angestellt. Ihre Namen zeigen schon, weß Geistes Kind die ganze Versammlung war.

Das erste Werk dieser Versammlung bestand darinn, daß sie alle geistliche Güter in Beschlag nahm, alle Klöster aufhob, viele Kirchen kaßirte, und das Land für eine Republik erklärte. Letzteres modulirte sie dadurch, daß sie die Einwohner der Stadt Lüttich aufforderte, sich zu erklären, ob sie sich mit Frankreich vereinigen wollten. Sie schrieben daher eine allgemeine Versammlung aus, worinn mit 9660 Stimmen gegen 40 die Vereinigung mit Frankreich beschlossen wurde. Mit diesem Beschluße giengen Deputirte nach Paris, und der Nazional Konvent nahm dieses Anerbieten mit vielen Komplimenten an. Der Bürgereid wurde geleistet, und Lüttich, dessen Volksmenge höchstens 190,000 Menschen beträgt, beschloß, eine Armee von 15000 Mann zu stellen. Ein Beschluß, der mehr lächerlich, als boshaft ist. General Dumourier gab den Truppen dieser eingebildeten Armee, die niemals existirte, den Namen Grenadiers der belgischen Revoluzion. Noch einen Beschluß des lüt-

richer Nazional Konvents muß ich anführen. Nach demselben sollte die uralte Kathedralkirche geschleift werden, nachdem man sie vorher ganz geplündert, alle Monumente zerstöhrt, und aus ihr einen Pferdstall gemacht hatte.

In Aachen fanden die Franzosen zwar auch Gehör; allein die Neigung der Einwohner war mehr Verstellung als Aufrichtigkeit. Um sich keinen Gewaltthätigkeiten auszusetzen, fügten sie sich in die französischen Gaukeleien willig. Die Franzosen ließen nach ihrer Sitte eine Munizipalität, und bald darauf einen Nazional Konvent wählen, welcher aber ausdrücklich dekretirte, daß er kein Dekret in Ausübung bringen wolle, wenn es vorher nicht die Sankzion des Volks erhalten hätte. Auch in Aachen war ein Jakobinerklub, ein Freiheitsbaum; auch hier trug man, wie in Lüttich Kokarden und rothe Mützen. Die Franzosen vertrieben die Geistlichen aus ihren Klöstern, nahmen ihnen ihre Güter weg, und verkauften alles. Im Grunde war das Betragen der Franzosen eben so, wie in Lüttich, nur mit dem Unterschiede, daß ihnen hier das Volk nicht so, wie

dort,

dort, die Hände zu ihren Ausschweifungen bot.

So viel von den Regierungsveränderungen. Itzt nur noch ein paar Worte von besondern Auftritten. Bei allem Enthusiasmus für die französische Freiheit, und bei allem Haß gegen die vorige Regierung gab es in Lüttich doch noch rechtschaffene Leute, welche ihrem rechtmäßigen Landesherrn getreu blieben. Diese waren zwar größtentheils so klug, daß sie nicht öffentlich gegen den Revoluzionsunfug zu Felde zogen, sondern nur im Stillen darüber ihre Glossen machten; allein schon daraus erkannte man sie, daß sie an dem Lärmen der neuen Freiheit keinen Theil nahmen. Die lütticher Jakobiner, welche den Parisern so gern nachäfften, und wirklich auch ihnen am nächsten kamen, fiengen bald mit Denunziazionen an. Sie verklagten stille und ruhige Bürger als Aristokraten, ließen sie in Gefängnisse sperren, bemächtigten sich ihrer Habseligkeiten, und die Armen schmachteten in finstern Kerkern, ohne daß sie wußten, warum, ohne daß man sie gehörig belangte und verhörte. Viele Priester, und viele Familienväter wurden gleichsam hier lebendig begraben. Man schien

zu

zu Lüttich eine Bastille aufrichten zu wollen. Auf dem Leonhardsthore allein befanden sich über 80 Gefangene. Ihre Güter wurden, wie die Franzosen sagen, administrirt, oder wie es die Unglücklichen, leider, nur zu sehr fühlten, verschleudert, und vernichtet. In Lüttich gieng es eben so, wie in Paris. Man durfte nur ein rechtschaffener Mann seyn, und einiges Vermögen haben, so war man keine Stunde seiner Freiheit, seines Lebens sicher.

Da viele Leute die Stadt verlassen hatten, so erklärte man sie als Emigranten, nahm ihre Güter in Beschlag, und veräußerte sie. Man verfuhr gegen jene, die nur im mindesten von der Ungerechtigkeit der jakobinischen Regierung sprachen, mit der größten Strenge, und einige öffentliche Hinrichtungen wurden blos an Leuten vorgenommen, welche ihrem Herzen Luft machten, indem sie behaupteten, daß die Jakobiner nicht das Recht haben könnten, mit dem Eigenthume der Geistlichen und anderer Bürger frei zu schalten.

Ich habe bereits angemerkt, daß die Franzosen aus verschiedenen Kirchen zu Lüttich Pferdställe machten. In einer Kirche

war auch das Zeughaus, und in einer andern ein Schlachthaus. Die übrigen waren mit Magazinen gefühlt. Man hat während des Daseyns der Franzosen keinen öffentlichen Gottesdienst halten können.

Um zu zeigen, welche boßhafte Frevler die Jakobiner in Lüttich waren, darf man nur folgendes Faktum wissen, dessen Wahrheit uns Leute versichern, welche die Sache gewiß wissen konnten. Sie nahmen den schon fast verfaulten Körper des verstorbenen Fürstbischofs aus dem Sarge, und henkten ihn, nachdem sie allerlei Skandale mit ihm getrieben hatten, an einen eigends dazu errichteten Galgen. Darauf legten sie ein todtes Pferd in die Grabstätte des verstorbenen Bischofs. Bei der Entlassung der Geistlichen aus ihren Klöstern giengen Dinge vor, die man sich zu erzählen schämt. Die meisten von den Ordensoberen wurden unter allerlei Vorwand in Verhaft genommen, und bei ihnen sorgfältig der Zustand ihres Vermögens und ihrer Güter ausgeforscht. Kurz, hier giengs mit der Geistlichkeit, wie in Paris.

Daß in Aachen die Köpfe nicht so schwindelnd waren, wie in Lüttich, daß man dort

nicht

nicht so viele Ausschweifungen begieng, beweißt die Rede Dantons, eines der Kommissaire, welchen der Nazional Konvent nach den Niederlanden schickte. Dieser sprach zu Aachen öffentlich: „Man muß hier keine Revolution von Milch und Honig, sondern von Blut machen. Zum T — — seht, wie wir es in Paris gemacht haben!" Ohne seinen Willen hielt Danton den Aachnern durch diese Worte wirklich eine Lobrede.

Aachen und Lüttich sind nun so, wie die ganzen Niederlande, von dem französischen Freiheitsjoch erlöst. Die k. k. Truppen haben erstere Stadt am 2ten, letztere am 5ten März 1793. wieder erobert. Von der Eroberung Lüttichs muß man aber noch einige Umstände bemerken. Am 3ten März erbrachen die Franzosen in Vereinigung mit den lütticher Schwärmern das Gefängniß auf dem Leonhardsthore. Sie brachten hier verschiedene unschuldige Gefangene um, worunter sich auch Priester befanden. Die Köpfe dieser Unglücklichen wurden abgehackt, auf Picken gesteckt, und wie zu Paris, unter teuflischem Mordgeschrei, in der Stadt herumgetragen. Die Leiber warf man in einem Graben. — Noch dauerte diese Kanibalenszene fort, als man zwei österreichische Deserteurs

herbeibrachte. Die Unglücklichen hatten, von eitlen Hoffnungen getäuscht, ihre Fahne verlassen, und waren zu den Feinden der Menschheit übergetreten, von denen sie sich so übertriebene Begriffe machten. Kaum kamen sie in Lüttich an, so fiel der einmal im Morden begriffene Pöbel über sie her, hackte ihnen die Köpfe ab, und trug sie ebenfalls wie die übrigen Köpfe, in der Stadt herum. So betrugen sich die französischen und lütticher Jakobiner, da sie ihr Reich zu Ende gehen sahen. Sie hatten noch schändlichere Projekte, sie hatten deren verschiedene schon in Ausübung gebracht, und mit der Ausführung der übrigen waren sie beschäftigt. Man kennt noch nicht alle von ihnen ausgeübte Gewaltthätigkeiten; allein die Zukunft wird sie gewiß aufdecken.

Indessen rückten die Kaiserlichen immer näher. Die Franzosen, welche so oft geschworen hatten, Lüttich bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen, liefen davon, und ihrem Beispiele folgten die Grenadiers der belgischen Revoluzion. Nur die Einwohner vertheidigten sich. Sie wurden zur Uebergabe aufgefordert; allein sie weigerten sich, und da man die gesperrten Thore mit Gewalt eröffnen wollte, schossen sie auf die

Kai=

Kaiserlichen. Dem ungeachtet, war Lüttich in einer halben Stunde erobert, und das Jakobinernest ganz zerstöhrt, zur großen Freude aller gutdenkenden Menschen, und zum Leidwesen der Jakobiner.

Acht und dreißigste Geschichte.

Bruchstücke

aus den Biographien und Karakters-zeichnungen einiger Jakobiner und Propagandisten.

Erster Abschnitt.

Ludwig Philiph Joseph Egalite, vormals Herzog von Orleans.

Der Herzog von Orleans wird von den meisten, selbst von französischen Schriftstellern, für den Urheber, und die Haupttriebfeder der Revoluzion gehalten. Er spielte bis zur Versammlung des Nazional Konvents seine Rolle größtentheils heimlich; allein man wußte es doch, daß er sie spielte, und diejenigen, welche das nicht glauben wollten, überzeugten sich in der Folge davon. Er war von jeher das Haupt der Jakobiner

kobiner, und stand auch mit den Häuptern der Propaganda in der engsten Verbindung. Beide arbeiteten, jeder durch seine besondere Kräfte für ihn. Einen solchen Mann muß man kennen. Man wird aus seinem Karakter sich viele der schändlichsten Ereignisse der Revoluzion zu erklären im Stande seyn.

Im Jahr 1747. wurde Philipp, Herzog von Chartres, darauf Herzog von Orleans gebohren. Sein Vater war wegen seinem sanften, gutmüthigen und frommen Karakter allgemein bekannt und geliebt; seine Mutter hingegen, als eine wahre Messalina berüchtigt. Seine erste Erziehung, die er von einer allen Ausschweifungen ergebenen Mutter erhielt, mußte nothwendig in seiner Seele den ersten Grund zu jener Sittenlosigkeit, die in der Folge seinem Karakter immer anklebte, legen. Seine Jugendgeschichte besteht aus einer Menge Abentheuer. Er that alles, was ausschweifende Jünglinge thun, und war daher als Wohllüstling, und als ein Verschwender bekannt.

Auf Anrathen Ludwigs XV. heurathete er die schöne, tugendhafte und allgemein geliebte Tochter des Herzogs von Penthievre, welcher erst vor Kurzem gestorben

ist. Die Verbindung mit einer so tugendhaften Dame war aber nicht im Stande, ihn von seinen Ausschweifungen abzulenken. Er setzte sie fort, und dieß war die Ursache, warum in der Folge seine Gemahlinn sich von ihm trennen ließ. Im Palais Royal, und zu St. Cloud wurden wahre Bachanalien gefeiert, und zu St Cloud Theaterstücke aufgeführt, die man auch ohne Abscheu nicht lesen kann. So überließ er sich aller Wohllust, allen erdenklichen Ausschweifungen. So heimlich dieses größtentheils auch geschah, so erfuhr man es doch, und der Herzog von Orleans war von jeher als ein wahrer Wüstling bei dem pariser Volke verschrien, und verhaßt.

Nachdem der durch alle erdenkliche Ausschweifungen erschlafte, und ausgemergelte Körper dem Herzoge zur Fortsetzung seiner Lebensart keine Kräfte mehr übrig ließ, verlegte er sich aufs Spielen. In England fand er Geschmack am Pferdrennen, und brachte Pferde und Jokeys mit sich nach Paris, wo auch bald die Pferdrennen Mode wurden. Viele tausend Louisd'or wurden dabei gewettet; der Herzog von Orleans gewann dabei am meisten; denn seine Reiter waren so eingerichtet, daß der Vortheil

am Ende immer auf seiner Seite blieb. Er gewann alles, und niemand wollte mehr gegen ihn wetten. Viele Große hatten sich blos durch diese Wetten in eine ungeheuere Schuldenlast gesteckt, von der sie sich in der Folge nicht wieder befreien konnten. Der Herzog suchte den König zu bewegen, an diesen Wetten Theil zu nehmen. Er schickte einst während des Rennens den Marquis von Konflans zum Könige, um demselben sagen zu lassen, alle Herren seines Hofs wären bei diesem Spiele interessirt, und wünschten seine Majestät auch dabei zu sehen; allein Ludwig XVI. immer ökonomisch und von jeher ein Feind aller Spiele, antwortete: „Wohlan, damit es nicht scheine, als wollte ich allein nicht mitspielen, so will ich auch einen Thaler wetten.“ Da die Betrügereien des Herzogs — denn er bestach auch die Reitknechte Anderer — immer sichtbarer wurden, so ließ der König die Pferdrennen ganz verbieten. Nun wurden die größten Hazardspiele die Lieblingsbeschäftigung des Herzogs. Er spielte mit allen Herren des Hofs, und gewann; er spielte in den berühmtesten Spielklubs zu London, uud gewann auch. Was er immer mit Leidenschaft unternahm, das schien ihm zu glücken.

Ein Mann mit einem solchen Karakter, konnte unmöglich eine große Seele haben. Er war daher über die massen furchtsam und feig, wodurch er sich allen, die ihn näher kannten, eben so lächerlich, als er sich durch seine grobe Sinnlichkeit verächtlich machte. Bei dem bekannten Seetreffen bei Quessant war er Admiral der französischen Flotte, und befand sich auf dem Kriegsschiffe Bourgogne. Beim Anfange des Treffens, da die Engländer diesem Schiffe, besonders mit vollen Ladungen zusetzten, verkroch er sich in dem Schiffsraum, und rief zu wiederholtenmalen: Mon Dieu! quand est ce, que cela cessera? (Ach mein Gott, wenn werden sie doch einmal aufhören!) Auf seinen Befehl mußte das Schiff Bourgogne aus der Schlachtordnung gezogen werden, der Ausgang des Treffens blieb zweideutig, die Flotte kehrte nach dem Hafen, und der Herzog nach Versailles zurück.

Beim ersten Anscheine von der Revoluzion trat der Herzog auf die Seite des Volks, er, der sich bisher nicht nur um selbes gar nicht bekümmert, sondern es sogar verachtet hatte. In dem bekannten Lit de Justice, beim Parlamente widersprach er dem

dem König, und da die Reichsstände zusammengerufen werden sollten, nahm er auf einmal statt seines vorigen Stolzes die größte Leutseligkeit an. Er vertheilte während des strengen Winters viel Geld unter das Volk, und der leichtsinnige pariser Pöbel, der heute das mit dem unversöhnlichsten Haße verfolgt, was er morgen anbethen wird, hielt ihn für seinen Abgott. Er wandte ungeheure Summen daran, um seine Freunde zu Deputirten bei den Reichsständen wählen zu lassen. Schon damals suchte er eine starke Parthei, welche er auch gefunden zu haben scheint, denn er wurde gleich Anfangs zum Präsidenten der Nazional Versammlung gewählt, nahm aber diese Stelle nicht an.

Sobald Mirabeau in Versailles ankam, suchte der Herzog von Orleans ihn in sein Interesse zu ziehen. Denn dieß war eigentlich der Mann, der ihm zur Erreichung seiner Absichten am nützlichsten seyn konnte. Der Herzog schenkte ihm daher Wagen, Pferde und Geld, und Mirabeau hieng so fest an ihn, daß auch die widrigsten Schicksale ihn nicht trennen konnten. Auch der Abbe Sieyes, Condorcet, Pethion, Marrat und andere waren die vertrautesten

testen Freunde des Herzogs, und standen in seinem Solde. Er ließ eine Menge Broschüren und Journale schreiben, wodurch die Köpfe erhitzt, und die nachherige Revoluzion vorbereitet wurde.

Um das Volk zu gewinnen, und den großen Haufen immer an der Seite zu haben, öffnete er das Palais Royal wieder, welches er zuvor verschlossen hatte. Er erreichte auch seinen Endzweck so gut, daß in diesem Pallaste wirklich der eigentliche Sitz der Revoluzion aufgeschlagen wurde. Im Palais Royal traten die ersten Volksredner auf, welche Mord und Verwüstung predigten; hier versammelten sich die Verschwornen, und der aufrührische Pöbel; im Palais Royal wurde dem Pöbel und den Soldaten Geld ausgetheilt, vom Palais Royal aus giengen diejenigen, welche die Bastille einnahmen, welche den Herzog zum Protektor des Königreichs ausriefen, welche nach Versailles zogen, um da alle Greuelthaten zu verüben.

An den Auftritten zu Versailles, am 5ten und 6ten Oktober, war der Herzog von Orleans größtentheils Schuld. Es ist erwiesen, daß er auf Anrathen des Gra-

fen

fen Mirabeau, Geld dazu gab, wodurch 2 bis 300 Meuchelmörder besoldet wurden, welche während dieses verabredeten Aufruhrs zu Versailles, den König, die Königinn, den Dauphin und den Grafen von Provence ermorden sollten; es ist erwiesen, daß das Volk dazumal schon darauf vorbereitet war, ihn zum König auszurufen. Mehrere Zeugen sagten in der Folge gerichtlich aus, das Volk habe laut geschrien, man möchte die königliche Familie ermorden, und den Herzog von Orleans auf den Thron setzen; mehrere Zeugen beschworen gerichtlich, daß der Herzog von Orleans unter dem Volkshaufen zu Versailles herumgegangen, Geld ausgetheilt, und die schon bezahlten Meuchelmörder von neuem beschenkt habe. Die ganze Welt kennt die Szene vom 5ten und 6ten Oktober, die ein ewiger Schandfleck für das französische Volk, ein ewiges Brandmal für den Herzog von Orleans ist.

Indessen schlug dieser Streich dem Herzoge und seinem Anhange fehl. Ganz Paris, welches wieder aus diesem Taumel erwacht war, dachte nun über das Geschehene nach, und die Nazional Versammlung, die mittlerweile nach Paris kam, sah es

noch

wohl ein, daß mehrere ihrer eigenen Mitglieder an den Greuelthaten Schuld waren. Zwar hatten nach diesen schrecklichen Tagen verschiedene gutgesinnte Deputirte die Versammlung verlassen; allein es gab doch noch rechtschaffene Männer unter ihnen, die von Zeit zu Zeit verschiedene Anspielungen auf die Lasterthaten in ihre Reden einfließen ließen. Mirabeau und Orleans waren oft der Gegenstand dieser bittern Anspielungen. La Fayette forschte im Geheim nach, um die Urheber dieser Verbrechen zu entdecken. Er entdeckte den Plan der Verschwornen, in welchem auch sein Name auf der Proskripzionsliste stand. Er gieng zum Könige, und theilte ihm seine Entdeckung mit. Orleans und Mirabeau waren die Häupter der Verschwornen. Der König versammelte einen außerordentlichen Staatsrath, und legte denselben die Frage vor: ob man den Herzog von Orleans in Verhaft nehmen lassen sollte, oder nicht? La Fayette rieth, den Herzog nicht in Verhaft zu nehmen, sondern ihn nach England zu schicken. Dieser Vorschlag wurde angenommen, und nach geendigtem Staatsrathe schrieb la Fayette einen Brief an den Herzog, in welchem er ihm befahl, Paris in drei Tagen zu verlassen. Orleans über die

Ent-

Entdeckung seines Plans erschrocken, warf sich dem Könige zu Füssen, und bat um Verzeihung. Der König vergab ihm unter der Bedingung, daß er Frankreich verlassen, und nach England reisen sollte. Nun rief Orleans seine vertrautesten Freunde Mirabeau, Biron, Liancourt, Dillury, la Touche, Dupout und la Clos zusammen, und berathschlagte sich mit ihnen, ob er dem Befehle des Königs gehorchen sollte, oder nicht? Alle waren einstimmig darinn, daß er nicht gehorchen, sondern die Sache aufs äußerste kommen lassen sollte. Mirabeau nahm alles auf sich, und bewies dem Herzoge, seine Macht und Popularität sey groß genug, um sich dem Könige sowohl, als Herrn la Fayette widersetzen zu können. Ferner sagte Mirabeau zu Orleans: „Wenn Sie verreisen, so sind Sie verloren. Bis itzt hat man zwar Verdacht auf Sie, aber keinen Beweis; Ihre Abreise würde die Vermuthung in Gewißheit verwandeln.“ Der Herzog versprach, diesem Rathe zu folgen, und nicht wegzureisen. Darauf schlug Mirabeau vor, er wolle in der Nazional Versammlung selbst den Herzog anklagen, um diesem Gelegenheit zu geben, sich zu rechtfertigen, und sich von allem Verdachte zu reinigen. Der Tag, an welchem

chem diese Anklage geschehen sollte, würde bestimmt; Mirabeau brachte die ganze Nacht schlaflos zu, um die Rede zu schreiben, welche der Herzog als eine Antwort auf Mirabeaus Anklage vorlesen sollte. Der Tag erschien, und eine Viertelstunde vor der bestimmten Zeit, da Mirabeau der Abrede gemäß, seine Klage vorbringen sollte, erhielt er in der Versammlung ein Billet von Orleans, welches folgende Worte enthielt: „Ich bin anderer Meinung geworden; thun sie das Verabredete nicht; heute Abends wollen wir uns sprechen." Mirabeau stand zornig auf, gieng zum Herzoge von Biron, zeigte ihm das erhaltene Billet, und sagte überlaut: „Nehmen Sie; lesen sie; er ist feigherzig wie ein Lakay. Er ist ein H — —, der nicht verdient, daß man sich so viele Mühe um ihn giebt."

Am 14ten Oktober 1789 reiste daher Orleans in Begleitung seines vertrauten Freundes la Clos, nach England ab, so sehr auch Mirabeau sich dagegen sträubte. Durch diese Abreise wurde Mirabeau auf dem höchsten Grad aufgebracht. Er schickte einen Kourier nach Boulogne ab, wo der Herzog sich einschiffen sollte, ließ den Pöbel daselbst aufwiegeln, und drei Tage lang den Herzog auf=

aufhalten. Während der Zeit versuchte er durch schnell auf einander folgende Kouriere den Herzog zur Rückreise nach Paris zu bewegen: aber alles war vergeblich. Gefoltert durch Gewissensbisse, und aus Furcht vor la Fayette reiste der feigherzige Bösewicht nach England ab, wo er seine Zeit in grossen Spielgesellschaften zubrachte. Erst im Monate November konnte er eine Audienz bei dem Könige von England erhalten, und da hörte ihn derselbe nur einige Minuten an. Orleans blieb da bis zum Monate Julius, und kehrte dann wider nach Paris zurück, wo er seinen Platz in der Nazional Versammlung einnahm, und dem Bundesfeste beiwohnte.

Noch während der Abwesenheit des Herzogs von Orleans, beschäftigte sich das pariser Kriminalgericht mit der Untersuchung der Verbrechen vom 5ten und 6ten Oktober. Diese Untersuchung geschah auf ausdrücklichen Befehl der Nazional Versammlung. Mehrere hundert Zeugen wurden abgehört. Generale, Minister, Mitglieder der Naz. Vers. wurden als Zeugen aufgerufen, und leisteten auch ihre mit vielen Eiden bekräftigte Aussagen. Selbst von der Königinn forderte dieses Gericht eine Aussage, allein

sie erklärte sich, daß sie alles gewußt, und itzt alles vergessen habe, daß sie nicht die Anklägerinn der Unterthanen des Königs seyn wolle. Hr. la Fayette betrieb die Untersuchung auf das thätigste, und die Orleansche Parthei sah sich in Verzweiflung — Es war ihr unmöglich, die Untersuchung zum Stillstehen zu bringen, so viel sie auch Geld verschwendete. Täglich wurden mehrere Menschen eingezogen, oder vorgefodert und verhört. Sie ergriff also in ihrer Verzweiflung das Mittel, den Kredit des Chatelets herabzusetzen, und seine Rechtschaffenheit in den Augen des Volks verdächtig zu machen. Sie suchte den Pöbel zu reitzen, um das Chatelet in Furcht zu setzen. Man gab vor, daß Chatelet bestrafe keinen Dieb oder Räuber, sondern lasse selbe frei, und gebe ihnen sogar Geld, um sie zu neuen Räubereien aufzumuntern. Die Orleansche Parthei brachte es wirklich so weit, daß das leichtgläubige pariser Volk dieses Gerücht für wahr hielt, und einige Diebe, welche es auf ihrer That ertappte, sogleich hinrichtete. Der Präsident des Chatelets beschwerte sich darüber bei der Nazional Versaminlung, und eine Proklamazion von derselben, unterstützt durch die Wachsamkeit des Herrn la Fayette, verhinderte

die

die Wiederholung aller ähnlichen Ausschweifungen, und verschaffte dem Gerichte den gehörigen Respekt wieder. Vielleicht eilte auch der Herzog von Orleans so sehr nach Paris zurück, weil man sich mit der Oktobergeschichte so ernsthaft beschäftigte. Denn er hielt sich in diesem Betrachte zu Paris für weit sicherer, als zu London.

Im Anfange des Augusts 1790. erschienen die Richter des Chatelets, nachdem sie die Untersuchungen über die Verbrechen vom 5ten und 6ten Oktober geendiget hatten, vor der Nazional Versammlung. Sie hielten eine Rede, worinn sie alle die Hindernisse anzeigten, welche man ihnen in den Weg zu legen suchte. Diese Rede schließt sich mit folgenden merkwürdigen Worten: „In dem gegenwärtigen Prozesse war es nöthig, solche Männer, welche blos allein durch den Enthusiasmus der Freiheit verleitet wurden, von jenen strafbaren Menschen zu unterscheiden, welche unter der Maske des Patriotismus das Volk verleitet haben, an ihren Verbrechen Theil zu nehmen. Wie groß war nicht unsere Betrübniß, als wir unter den Angeklagten zwei Mitglieder dieser erhabenen Versammlung entdeckten! Wir legen die ganze Prozedur

auf den Tisch der Versammlung, und begeben uns hinweg.“ Aus den niedergelegten Akten zeigte sichs, daß Mirabeau und Orleans die beiden angeklagten Mitglieder wären.

Itzt setzte die Parthei des Herzogs von Orleans alles in Bewegung, theils um das Chatelet zu vernichten, theils auch um auf jedem Fall den Pöbel zu ihren Diensten bereit zu haben, um das durch Furcht zu erzwingen, was sie durch Schreien nicht erhalten konnte. Sie hatte nebst dem eine Menge Schriftsteller, die seit der Revoluzion wie Schwämme nach einem Regen zu Paris hervorwuchsen, in ihrem Solde, und diese suchten den Prozes bald lächerlich, bald verdächtig zu machen. Der Schreier Brissot sagte in einem seiner Blätter öffentlich, das Chatelet wolle der Revoluzion den Prozes machen.

Der Meisterstreich, den sie in dieser Sache machte, bestand darinn, daß sie das Referat über die Greuelszenen vom 5ten und 6ten Oktober einem ihrer Anhänger in die Hände spielten. Chabrond erstattete darüber seinen Bericht, und bewies dadurch, was ein Mann ohne Gewissen zu wagen im Stande

ist,

ist, wenn er überzeugt zu seyn glaubt, daß er ungeahndet handeln könne. Er brachte hundert Verdrehungen nnd Unwahrheiten an, und gab am Ende der Sache eine solche Wendung, daß er nicht nur alles, was geschehen war, entschuldigte, sondern überdieß noch schön und lobenswürdig fand. — Welch ein Grad von Verdorbenheit gehört wohl nicht dazu!

Orleans war dem ohngeachtet voller Aengsten. Er zog seine Panzerweste an, nahm seine Schußfreie Halsbinde, und zitterte doch noch immer, wenn er ausfahren mußte. Nie hatte er vielleicht mehr Geld ausgetheilt, als zu dieser Zeit. Der feige Bösewicht fürchtete die Strafe seiner Verbrechen, und schauderte vor dem Gedanken zurück, daß es vielleicht noch einen gerechten Mann geben könnte, der das Volk, das er so schrecklich verführt hatte, aufklären, und zur Rache anflammen könnte. Durch den so sehr entstellten Bericht über die Szenen im Oktober wurden mehrere rechtschaffene Männer in der Nazional Versammlung äußerst aufgebracht. Hr. de Bonnay nannte dieses Referat eine Verläumdung der Tugend, eine musterhafte Vertheidigung aller großen Verbrecher; Abbe Maury hielt eine lange

und schöne Rede, die seinem Muthe, seinem Geiste, und seinen Rednertalenten Ehre macht. Er bewies darinn, daß die abscheulichsten Verbrechen begangen worden wären, und daß man sie verfolgen müsse. Mirabeau vertheidigte sich hierauf, und auch Orleans, dessen Vertheidigungsrede Mirabeau geschrieben hatte. Die Gallerien des Versammlungssaals waren mit Miethlingen besetzt, welche die Orleansche Parthei beklatschen, die entgegengesetzte aber auspfeifen mußten, und so entschied die hochweise Versammlung, daß Mirabeau und Orleans unschuldig wären, und daß der ganze Prozeß unterdrückt werden sollte.

Von dieser Zeit an zog sich Orleans zurück. Die Angst während des Prozesses hatte ihm allen Geschmack an der Revolution benommen. Er hatte zwar gesiegt, aber er wußte doch, daß bei der gegenwärtigen Nazional Versammlung sehr viele Leute waren, die ihm entgegen arbeiteten. Er fürchtete besonders den Marquis von la Fayette, der der Abgott des Volks war, und den die Bürgermiliz über die massen liebte. Durch die Unterhaltung einer zahlreichen Parthei, durch die Besoldung eines großen Theils des Stadtpöbels, durch Geldvertheilungen an

das

das Volk, durch andere Verschwendungen war überdieß eine solche Verwirrung in seine Finanzen gekommen, daß er sein bisheriges Betragen nicht meht fortsetzen konnte. Der bald darauf erfolgte Tod Mirabeaus beraubte ihn seiner mächtigsten Stütze. In diesem verlor er seinen Rathgeber, seinen Redner, seinen Vertheidiger. Er war untröstlich über diesen Fall, und hielt sich lange nachher noch einsam.

Während seinem stillen Leben, suchte er sich neue Anhänger. Er wirkte eifrig bei der Wahl der neuen Volksrepräsentanten, und konnte dieß um so mehr, da er den ganzen Jakobinerklub auf seiner Seite hatte. Petion, Manuel, Marat, Carra, Robespierre, Danton, Garat, Reubel, waren seine vertrautesten Freunde. Die zweite Naz. Vers. stand ihm, so zu sagen, ganz zu Gebot. Während ihrer Dauer wurde auch der Plan zum 20ten Junius, 10ten August, 2ten und 3ten Sept. entworfen. Orleans war das Hauptwerkzeug desselben. Vor dem 20ten Juni theilte er Geld unter das Volk aus, und der Haufe, welcher damals die Thuillerien bestürmte, versammelte sich in seinem Pallaste, im Palais Royal. Die Absetzung des Kö-

nigs, die Errichtung einer neuen Republik wurde zuerst im Palais Royal öffentlich gepredigt. Von hieraus zogen die Marseiller, als sie am 10ten August die Thuillerien bestürmten, die Schweizer ermordeten, und die königl. Familie zur Flucht in den Saal der Naz. Versammlung zwangen; hier wurden die meisten Köpfe der Gemordeten zur Schau herumgetragen, und hier war es eigentlich, wo das Todesurtheil über Ludwig XVI. gesprochen, und der Grund zu jener Anarchie gelegt wurde, die itzt in Frankreich herrscht.

Orleans heuchelte itzt den Bürger. Er legte seinen Stammnamen ab, und ließ sich von der pariser Munizipalirät Egalite taufen. Man wählte ihn, aber mit einer geringen Majorität zum Deputirten bei dem Naz. Konv. Bei der Abschaffung der Monarchie, und Einführung der Republik, bei dem frevelhaften und unverantwortlichen Prozeße gegen Ludwig XVI. war er einer der Geschäftigsten. Nie hörte man ihn so viel reden, nie besuchte er den Jakobinerklub so oft als itzt. Viele von seinen Lastern, von seinen schändlichen Verbrechen sind bereits in diesen Blättern erzählt worden. Er war niederträchtig genug, seine Stimme zur Hinrichtung Ludwigs

wigs öffentliche zu geben. Denn er war von seinen bewaffneten Anhängern begleitet. Er war vielleicht die vornehmste Ursache dieser mörderischen Hinrichtung; denn er kaufte die Stimmen, und bezahlte die Bösewichter, welche die übrigen Stimmen durch die schrecklichsten Drohungen erzwingen mußten. Er gab den Deputirten und den Föderirten zu der Zeit, da man das Urtheil aussprechen wollte, Balle und Festins, und bei allem dem war der Bösewicht doch noch furchtsam, und feigherzig, und nach dem Tage von Ludwigs Hinrichtung sprach er zu Marat: „Ich werde nicht eher ruhig seyn, bis mein Mann gefallen ist. „Und ich versichere dich, erwiederte Marat, daß ich nicht eher wieder zu dir kommen werde, bis ich dir die Flecken von seinem Blute an meinem Kleide zeigen kann.“

Orleans, dieser studirteste Wollüstling, dieser ehrgeizigste Verschwender, dieser niederträchtigste Bösewicht, schmeichelt sich noch immer, daß er mit Hilfe seiner Spießgesellen auf dem Throne Frankreichs sitzen werde. Allein seine Hoffnung wird wohl vergebens seyn. Zwar wendet er alle seine Kunstgriffe an, um dieses durchzusetzen; allein es scheint, daß das Volk ihn doch hasse, und daß es von einem Menschen, der sich nicht scheuete, an sei-

nem nächsten Verwandten zum Mörder zu werden, sich nicht viel gutes verspreche.

Orleans ist ein äußerst unruhiger, intrüganter, kabalirender, furchtsamer, feiger, geitziger, wollüstiger, ehrgeitziger, rachgieriger, projektmachender Mann. Seine Pläne sind gemeiniglich gut ausgedacht, und die Mittel dazu so gewählt, daß sie gerade zum Zweck führen. Was im Wege liegt, wird entweder zu Boden getreten, oder auf die Seite geschafft, und gewöhnlich wäre nichts im Stande, den Gang aufzuhalten; aber der Herzog allein darf diese Pläne nicht ausführen, ja er darf weder einen direkten Antheil an der Ausführung haben, wenn sie gelingen sollen; denn er übereilt sich entweder, oder er ist zu zaghaft, wie alle Wollüstlinge zaghaft sind, und wird dadurch verrathen. Alle seine Projekte scheiterten, wenn er an deren Ausführung einen direkten Theil hatte. So wurde der 6te Oktober zum Wohl Frankreichs vereitelt, so wurden es mehrere seiner Vorschläge. Nur Ludwigs Ermordung setzte er durch; allein das meiste trug seine Parthei dazu bei, er selbst wirkte immer nur durch die dritte Hand. — Vermuthlich wird die Nachwelt noch besser über seinen Karakter urtheilen können. So viel wissen wir Zeitgenos-

genossen aber doch, daß man ihm mit keinem Anführer irgend einer Revoluzion in Vergleichung bringen kann. Denn alle hatten doch irgend eine große Seite, aber Orleans hat keine.

Zwei-

Zweiter Abschnitt.

Mirabeau.

Eine vollständige Lebensgeschichte Mirabeaus, würde einige ziemlich starke Bände einnehmen. Denn dieser in Rücksicht außerordentliche Mann, führte ein an Begebenheiten so reiches Leben, daß sein vollständiger Biograph Stoff genug haben würde. Wir besitzen auch schon mehrere Biographien von ihm, die aber größtentheils mit Leidenschaft geschrieben sind, und, ihn daher entweder vergöttern, oder aus ihm den schwärzesten Bösewicht machen, den es je auf Erden gegeben hat. Die Leser sollen aus der folgenden Skizze über ihn urtheilen, denn hier werden bloß Fakta vorgestellt, und am Ende die Schilderungen seines Charakters angeführt, die er selbst, und Leute, die Glauben verdienen, entwarfen.

Gabriel Honorius Riquetti, Graf von Mirabeau, stammte aus einer adelichen Familie

milie in der Provence her. Er wurde zu Egreville im Jahre 1749. gebohren. Da er in seiner ersten Jugend schon verschiedene Ausschweifungen sich zu Schulden kommen ließ, so beschloß sein Vater, ihn nach Korsika zu senden, wo im Jahre 1769. französische Truppen sich befanden, um diese Insel zu erobern. Mirabeau diente daselbst als Unterlieutenant bei dem Regimente Lothringen unter dem Baron Viosmenil. Mirabeau wurde durch seinen Karakter allen neben ihm dienenden Offiziers unausstehlich und verhaßt; er zeigte sich immer als einen großsprechenden, bei Gefahren aber als einen feigherzigen und furchtsamen Mann, und da in der Folge niemand mit ihm etwas mehr zu thun haben wollte, so sah er sich genöthigt, seine Offiziersstelle aufzugeben. Er kehrte nach der Provence zurück, und hielt sich nach einiger Zeit in Aix auf. Hier hörte er, daß eine junge Dame, deren Vermögen eine Million Livres überstiege, im Begriffe sey, sich zu verheurathen, und daß der Liebhaber dieser Dame von ihren Eltern schon die förmliche Einwilligung erhalten habe. Mirabeau kam auf den Einfall, diese Heurath rückgängig machen, und die Dame selbst zu heurathen. Er schmeichelte sich bei ihren Eltern ein, und brachte es durch seine Beredsamkeit dahin, daß die Heurath wirklich rückgängig

gängig wurde. Er gewann die Eltern der Dame, und die Dame selbst so sehr, daß sie einige Zeit darauf an seinen Vater, den Marquis von Mirabeau nach Paris schrieben, und denselben baten, daß er seinem Sohne erlauben möchte, ihre Tochter zu heurathen. Der Marquis, der den Karakter seines Sohns kannte, antwortete: Er wisse gegenwärtig nicht, ob sein Sohn gesetzt genug sey, um die Bande des Ehestandes zu knüpfen, übrigens könnten ja die Personen, welche mit ihm umgiengen, seinen Karakter prüfen und beurtheilen; was ihn beträfe, so würde er in alles einwilligen; nur möchten sie vorher wohl überlegen, was sie thäten, damit sie nicht in der Folge eine Veranlassung bekämen, ihre Uebereilung zu bereuen. Der Marquis muß also seinen Sohn gut gekannt haben, und die Folge zeigte, daß es gut gewesen wäre, wenn die Eltern der Dame seinen Rath befolgt, und die Sache recht reif überdacht hätten. Allein das geschah nicht, und die Heurath wurde schon im Junius 1772. vollzogen. Demoiselle Marignane, so hieß die junge Dame, war itzt Mirabeaus Gemahlinn. Sie war ein verständiges, liebenswürdiges Frauenzimmer, die einzige Tochter eines reichen Vaters. Itzt fieng Mirabeau an, großen Aufwand zu machen. Da er die Kunst zu verschwenden, treflich verstand, so

war

war in kurzer Zeit sein eigenes Vermögen, und das Vermögen seiner Frau durchgebracht, und er hatte noch 300, 000 Livres Schulden. Er wollte immer mehr Geld von ihren Eltern, und wenn er es nicht gleich bekam, so mißhandelte er seine Frau, ja er schlug sie sogar, während sie schwanger war. Durch wiederholte grausame Mißhandlungen, brachte er es endlich so weit, daß seine Frau sich genothiget fand, ihn zu verlassen, und zu ihren Eltern zurückzukehren. Mirabeau kann in seiner Jugendgeschichte, die er selbst drucken ließ, und in seinen Originalbriefen, die Manuel nach seinem Tode herausgab, diese Thathandlungen nicht läugnen; allein er verwickelt sie so sehr, verhüllt sie so tief in Umstände und Raisonements, daß man nicht klug daraus werden kann.

Diese Ausschweifungen, diese so vielfachen Unordnungen nöthigten den Vater Mirabeaus, ihn für einen Verschwender erklären zu lassen, und einen Verhaftsbefehl gegen ihn auszuwirken. Mirabeau wurde daher nach dem Staatsgefängniße Chateau Dit, welches unweit Marseille auf einer Insel im Meere liegt, gebracht. Dort wußte er sich bei der Frau des Gefangenwärters einzuschmei-

schmeicheln, dem einzigen Weibe, wie er in seiner Jugendgeschichte sagt, welches die Gestalt eines Weibes hatte. Er pflog mit ihr einen vertrauten Umgang, und überredete sie, die Schatulle ihres Mannes zu erbrechen, und zu fliehen, an einem Ort, welchen er ihr bestimmte, und wohin er ihr Briefe mitgab. Der Gefangenwärter kam hinter die Sache, und klagte ihn als einen Verführer seiner Frau an, und daher geschah es, daß sein Vater ihn von hier wegnehmen, und nach dem Schloße zu Joux in der Franche Comte bringen ließ.

Nro. IX.

Acht und dreißigste Geschichte.

Fortsetzung.

Hier wußte er sich bei dem Aufseher des Schlosses, den er aber in seiner Jugendgeschichte als den niederträchtigsten Mann von der Welt zeichnet, abermals einzuschmeicheln, und dieser erlaubte ihm, die benachbarte Stadt Pontarlier zu seinem Aufenthalte zu wählen; er mußte aber vorher sein Ehrenwort geben, daß er diese Stadt nicht ohne Erlaubniß verlassen, viel weniger entfliehen wollte. Mirabeau hatte schon in seinem Gefängnisse zu Chateau Dit Schulden gemacht, und hier machte er noch beträchtlichere. Er hielt eine Menge Bediente und Hausgenossen, traktirte öffentlich, veranstaltete Assemblees und Bälle, kurz, alles gieng um ihm herum lebhaft zu. —

Er spann auch hier eine Liebschaft an, wie das überall bei ihm gewöhnlich war. Die Marquise von Monnier, die junge und liebenswürdige Frau des vormaligen ersten Präsidenten der Rechnungskammer zu Dole in Burgund, eines alten erfahrnen Mannes, war der Gegenstand seiner Liebe. Bald wurde er mit ihr vertraut, und da er einmal für ein romanenhaftes Leben da zu seyn schien, so überredete er sie zur Flucht. Er floh wirklich mit ihr, und sie nahm eine volle Schatulle ihres Gemahls mit sich. Sie reisten in die Schweitz, und nachher nach Holland. So lange das Geld dauerte, lebte Mirabeau seiner Gewohnheit nach verschwenderisch und vollauf; da aber selbes zu Ende gegangen war, mußte er sich mit Bücherschreiben, mit Uebersetzungen aus dem Englischen ernähren. Er arbeitete täglich, wie er selbst sagt, von früh 7 Uhr, bis Abends 9 Uhr, und war doch nicht im Stande seine Bedürfnisse zu befriedigen.

Der Präsident Monnier klagte ihn itzt bei dem Parlamente der Verführung und des Diebstahls an. Er wurde zitirt, und da er nicht erschien, dazu verurtheilt, daß er den Kopf verlieren, und Madame von

Mon-

Monnier in dem Kloster zu St. Pelagie lebenslänglich eingeschlossen bleiben sollte. Die Exekuzion wurde auch wirklich mit seinem Bildnisse vorgenommen. Mirabeau machte sich in einem Briefe sehr darüber lustig, und nennt sie eine ziemlich grobe Tragikomödie (Tragicomédie passablement insolent); allein es scheint, daß Madame Monnier ganz das Gegentheil darüber gedacht habe, indem Mirabeau in einem Briefe selbst sagt, daß sie darüber traurig worden sey. Unterdessen bemühten sich seine Anverwandten, seiner habhaft zu werden. Ein Spion der Pariser Polizei, Jaquet de la Douri, nahm es auf sich, ihn zu fangen, er reiste nach dem Haag, hieng ein Ludwigskreuz um, machte mit Mirabeau Bekanntschaft, bemächtigte sich seiner, und führte ihn im Mai 1777. nach Frankreich zurück, wo unterdessen durch die Verwendung seiner Verwandten der Prozeß mit Herrn von Monnier wenigstens in so weit beigelegt war, daß das bereits an dem Bildnisse vollzogene Urtheil, an dem Originał nicht vollzogen wurde. Indessen wurde er aber doch in das Gefängniß zu Vincennes, und Madame Monnier in ein Kloster gebracht. Letztere hatte mit Mirabeau ein Kind gezeugt, das aber in der

Folge starb. Mirabeau blieb 3 Jahre und 7 Monate zu Vinciennes, und wurde erst am 17ten Dezember 1780 losgelassen. Hier schrieb er seine Jugendgeschichte in einem Briefe an seinen Vater im Jahre 1778, worinn er einen fürchterlichen Eid schwur, daß er am Ende des Jahrs sich umbringen wolle, wenn nicht bis dahin sein Vater ihn aus seinem Gefängnisse befreien würde. Dieser, der wohl wußte, daß von seinem Sohne ein Selbstmord nicht so leicht zu befürchten wäre, erwartete ruhig den Ausgang, und Mirabeau vergaß darauf, und brachte sich nicht um. Während seiner Gefangenschaft zu Vincennes unterhielt Mirabeau mit der Frau von Monnier einen Briefwechsel, welcher nachher gedruckt wurde. Er hatte zu diesem Briefwechsel die Erlaubniß des Polizeilieutenants Herrn le Noir.

Da Mirabeau aus dem Gefängnisse kam, gieng er nach der Provence. Das Geld gieng ihm aus, und er war neuerdings in Schulden. Daher machte er seiner Gemahlinn den Antrag, daß sie wieder mit ihm leben sollte. Sie schlug aber das Anerbieten aus, und sagte: sie verlange nicht mehr mit einem Manne zu leben, der sie

so

so sehr gemißhandelt hätte, der aus einem Gefängnisse ins andere gebracht worden sey, und der in den Augen aller rechtschaffenen sich durch seine wiederholten Verbrechen entehrt hätte. Da er immer in sie drang, und gar ungestüm wurde, so verklagte sie ihn bei dem Parlamente zu Aix, und verlangte von ihm geschieden zu werden, in so weit es die Gesetze der römisch-katholischen Kirche zulassen. Ihr Advokat war Herr Paskalis; Mirabeau vertrat sich selbst, und verlor den Prozeß. Mirabeau sah sich also von allen verlassen. Seiner Frau konnte er sich nicht wider aufdringen, und seine Familie hatte ihn aus ihrem Schooße verstossen, und er zog nun in der Welt als ein irrender Ritter herum, und wurde überall von seinen Gläubigern, deren Zahl sich täglich vermehrte, verfolgt. Ein wahrer irrender Ritter! — Denn er suchte itzt bloß von neuen Liebschaften zu leben. Unter andern suchte er sich auch bei Madame Huberti, einer berühmten Sängerinn einzuschmeicheln. Er stellte sich, als wäre er sterblich in sie verliebt, allein seine Briefe, so wie sein ganzes übriges Betragen beweisen, daß er nur verliebt war, um etwas zu essen zu bekommen. Er lebte auf ihre Kosten, so lange sie dieses zugab. Sie

reiste sodann nach Paris, und er folgte ihr. Hier spielte er nur noch eine kurze Zeit ihren Liebhaber, und reiste sodann mit einer französischen Dame von leichter Tugend nach England. Hier lebte er kümmerlich, und nährte sich blos vom Bücherschreiben. Aus den gedruckten engländischen Kriminalakten erhellt, daß er zu London seinen Bedienten wegen eines von ihm nicht begangenen Diebstahls fälschlich anklagte, daß er falsche Zeugen miethete, und den Bedienten an den Galgen zu bringen suchte. Die Scharfsichtigkeit der englischen Justiz entdeckte den Plan, und der Unschuldige wurde freigesprochen. — Madame von Monnier, als sie sich von demjenigen Manne, welchem sie Glück, Ehre und Tugend aufgeopfert hatte, verlassen sah, gerieth in Verzweiflung, und brachte sich selbst um das Leben, indem sie sich im Kohlendampfe erstickte.

Mirabeau kam nach Paris zurück. Da die Regierung zu dieser Zeit einen Mann brauchte, der mit besondern Aufträgen nach Berlin reisen wollte, so bot sich Mirabeau selbst an, und wurde wirklich gewählt. Während seines Aufenthaltes in Deutsch-

land

land sammelte Mirabeau Nachrichten und Beiträge zu einem Werke über die preußische Monarchie. Dieses Werk, welches nachher gedruckt wurde, ist ein höchst unvollkommenes, fehlerhaftes Werk, voll Irrthümer und Unrichtigkeiten. Seine geheime berliner Korrespondenz, zu der er hier auch die Materialien sammelte, ist ein Gewebe der frechsten und schändlichsten Verläumdungen über Personen, die zu erhaben waren, als so ungegründete und niedrige Schmähungen zu ihnen hinauf hätten reichen können. — Mirabeau mußte Berlin verlassen, und kehrte nach Paris zurück. Die Schriftstellerei, oder besser zu sagen, die Büchermacherei war itzt sein Handwerk, wovon er sich ernährte. Er schrieb über Sachen, die er gar nicht verstand. Es wäre zu weitläufig jene Duzende Broschuren anzuführen, die aus seiner fruchtbaren Feder flossen, die in Frankreich bald vergessen, und in Deutschland gar nicht bekannt wurden. So schrieb er gegen die vortreffliche Taktik des Grafen von Guibert gegen den Vorschlag, die Stadt Paris mit Trinkwasser zu versorgen ꝛc. ꝛc. kurz, er schrieb immer, nur um zu schreiben und zu leben zu haben.

Indessen rief der König die Stände des Reichs zusammen; und da eröffnete sich für Mirabeaus unermüdete Thätigkeit ein neues Feld. Er gieng nach der Provence, und nahm eine Stelle in der Versammlung des Adels ein, ob er gleich, da er kein adeliches Gut besaß, und kaum 4 Ahnen zählte, in dieser Versammlung zu sitzen kein Recht hatte. Kaum hatte er diese Stelle eingenommen, als er auch schon seine Rednertalente, die er wirklich besaß, und seinen Widerspruchsgeist zeigte.

Er suchte zu beweisen, daß die Art, wie der Adelstand sich versammelt habe, unrechtmäßig sey, und daß dem zufolge alle Beschlüsse, die derselbe fassen würde, ohne Wirkung seyn würden.

Mirabeau hatte dabei sicher die Absicht, so wie in seinen meisten öffentlichen Unternehmungen, Aufsehen zu erregen; denn was er behauptete, war ungegründet, indem der König den Adelstand der Provence nach der gehörigen Norm, so wie im Jahr 1639 zusammenberufen und versammelt hatte. Mirabeau verlangte als Gesandter des Adelstan-

standes bei den Reichsständen eine Stelle zu erhalten. Aber seine Rede hatte den Adel gegen ihn aufgebracht, und sein Verlangen wurde ihm abgeschlagen. —

Dritter Abschnitt.

Mirabeau als Staatsmann.

Plötzlich erschien Mirabeau unter einer neuen Gestalt, und trat als Vertheidiger der Rechte des Bürgers auf. Das Volk in der Provence wußte er durch seine Herablassung, durch seine schmeichelnde Beredsamkeit so einzunehmen, daß es in ihm seinen Retter, seinen Schutzgott zu sehen glaubte, und ihm die größten Ehrenbezeugungen erwies. Um sich noch populärer zu machen, miethete er einen offenen Laden, verkaufte selbst Tuch ellenweise, und wenn er viel Volk beisammen sah, so hielt er an selbes Anreden, worinn er seine Rechte erklärte, und ihm vorstellte, wie sehr es bei der Wahl seiner Repräsentanten aufmerksam seyn

müßte

müßte, damit es nur solche wählte, die seine Rechte mit Muth und Standhaftigkeit vertheidigten. Mirabeau wurde von dem Volke beinahe vergöttert. Mehr als 2000 Bauern zogen vor daß Haus seiner von ihm geschiedenen Gemahlinn, und ersuchten dieselbe im Namen des Bürgerstandes, sich wieder mit ihrem Manne auszusöhnen, damit, wie sie sich ausdrückten, ein so vortrefflicher Menschenschlag nicht ganz ausgienge. Von da begaben sie sich in das Haus des Grafen, und thaten an ihm die nämliche Bitte. Mirabeau erschien auf dem Balkon seines Hauses, und dankte den Bauern mit weinenden Augen für ihre Zuneigung.

Es läßt sich wohl errathen, daß bei einer solchen Stimmung der Gemüther es für ihn leicht war, sich zum Deputirten des Bürgerstandes wählen zu lassen. Von dieser Zeit an, schimpfte und tobte er immer gegen den Adel und die Geistlichkeit, und veranlaßte dadurch wenigstens zum Theil jenen Haß, womit diese beiden Stände in der Folge in Provence verfolgt wurden. Am 6ten März 1789. wurde er von den Einwohnern zu Aix im Triumphe auf den

Schul-

Schultern durch die Stadt getragen, und das Volk rief zu wiederholtenmalen aus: „Hoch lebe der Graf von Mirabeau! Hoch lebe der Vater des Vaterlandes!“ Die Glocken wurden geläutet, und Kanonen abgeschossen. Die ganze Nacht hindurch brannten Illuminazionen und Freudenfeuer. Am andern Tage sandte die Bürgerschaft Abgeordnete an ihn, um ihm für das zu danken, was er für sie gethan hätte.

Von Aix gieng Mirabeau nach Marseille, wo der Pöbel am 19ten März seine Pferde ausspannte, und seinen Wagen zog, unter seinen Fenstern brannte man Freudenfeuer ab, in welche man Weihrauch streute. Sein ganzer Aufenthalt zu Marseille war eine Reihe von Freudenfesten, die in Tumulte ausarteten. Kurz, der nämliche Mirabeau, der als Verschwender, als ein muthwilliger Schuldenmacher, als ein Verführer der Weiber, noch vor einem Jahre herumirrte, der bei aller seiner geheuchelten Bürgerliebe doch immer den unbürgerlichen Stolz besaß, daß er sich nicht anders als Marquis von Mirabeau nennen ließ, der nämliche Mirabeau wurde itzt beinahe vergöttert. Er hatte das Volk zu

Mar=

Marseille so in seiner Gewalt, daß er nach Belieben Aufruhr erregen konnte.

Am 25ten März war ein solcher Aufruhr, wobei mehrere Menschen umkamen. Der Kommandant der Provinz, Graf Caraman, sah sich genöthigt, um die Ruhe wieder herzustellen, den Grafen von Mirabeau machen zu lassen, was er für gut fand. Am 26ten März stellte Mirabeau die Ruhe in wenig Stunden wieder her. Einen Beweis von dem Stolze und der Eigenliebe desselben giebt ein anonimischer Brief, welchen Mirabeau nach Paris schrieb, und in alle Journale setzen ließ, worinn er seinen Triumph zu Marseille erzählte, und sich auf die unverschämteste Art selbst lobte. Dieß waren Mirabeaus Vorübungen zu der Rolle, welche er in Paris und Versailles zu spielen sich vornahm. Bald darauf reiste Mirabeau nach Versailles ab, um unter den Reichsständen seinen Sitz zu nehmen.

In jener merkwürdigen Sitzung vom 23ten Juni 1789 fieng Mirabeau durch seinen hartnäckigen Geist des Widerspruchs die Re-

Revoluzion an. Da auf Befehl des Kö=nigs die drei Stände sich trennen, und jeder in seinem besondern Saale seine Sitzungen halten sollte, da die Geistlichkeit, die diesem Befehle bereits gehorcht, den Versammlungssaal verlassen hatte, und nur der Bürgerstand, oder die Razional Ver=sammlung allein noch gegenwärtig war, und in der Stille überlegte, ob sie dem Be=fehle des Königs gehorchen sollte, da dar=auf der Zeremonienminister herein trat, und der Versammlung den Befehl des Kö=nigs wiederholte, da stand Mirabeau auf, und sprach zu dem Minister:

„Ja, wir haben gehört, was man dem Könige zu sagen aufgetragen hat, wir haben es gehört; aber Sie, mein Herr! Sie haben hier weder Sitz, noch Stim=me; Sie haben nicht einmal das Recht zu sprechen, Ihnen kömmt es gar nicht zu, uns den Befehl des Königs ins Gedächt=niß zurückzurufen. Und, um recht deutlich zu sprechen, erkläre ich Ihnen hiemit, daß wir unsere Plätze nicht anders als durch Gewalt, durch die Macht der Ba=jonette genöthiget, verlassen werden.“

Die

Dies war das erste Signal zu der Revoluzion, zu der darauf erfolgten Anarchie und zu alle dem Unglück, welches selbe über Frankreich gebracht hat. Mirabeau schlug hierauf vor, daß die Glieder der Versammlung unverletzbar seyn sollten, welches auch durchgieng. Vermuthlich fürchtete Mirabeau, der bei aller seiner Verwegenheit doch immer ein zaghafter, feigherziger Mann war, für die dem Minister gegebene insolente Antwort irgend eine Bestrafung.

Mirabeau war ein großer Anhänger, und so zu sagen, das Werkzeug aller Unternehmungen des Herzogs von Orleans. Von ihm erhielt er, wie bereits an einem andern Orte gesagt worden, Pferde und Wagen, und ihm verdankte er wenigstens zum Theil, jenen Reichthum, mit welchem er in der Folge überal prahlte. Es scheint aber, daß Mirabeaus Absichten noch weiter hinausreichten, als die Pläne des Herzogs von Orleans ausführen zu helfen. Er schien, Kromwels Rolle spielen zu wollen, und darauf schien er in einer Gesellschaft zu zielen, wo er, wie Mounier sagt, auf die Bemerkung einer Dame, da er seine Addresse an den König von der engländischen

dischen Addreße des Kromwels kopirt habe, antwortete:

„Wohlan Madame! hat nicht Kromwel seinen Namen unsterblich gemacht?“ Ueberhaupt verrieth Mirabeau sehr oft seine Plåne durch eine unzeitige Schwazhaftigkeit. Einst befand er sich zu Versailles in Gesellschaft der Herrn du Roveroy, Duport, Mounier und Bergasse. Er wollte die zween leztern, beide vortreffliche Männer, entweder für seine Parthei gewinnen, oder wenigstens ausforschen. Er sagte daher: „Meine Herren! Gestern traf ich den Herzog von Orleans an, und sagte zu ihm: Monsigneur, Sie können es nicht läugnen, daß es möglich ist, daß wir bald Ludwig XVII. statt Ludwig XVI. haben werden, oder wenn auch dieses nicht geschehen sollte, so würden Sie doch wenigitens Statthalter des Königreichs werden. Der Herzog, meine Herren! hat mir hierauf recht artige Dinge erwiedert!“ Dieß erzählt Mounier in seinem Appel, und es erhellt daraus, der Anfang jener schrecklichen Komplotte, die sich in der Folge formirten. Mounier erzählt noch mehr von ihm, was wir aber der Kürze wegen hier übergehen. So viel beweisen indessen alle Umstände, daß Mira-

beau

beau schon seit dem Anfange des Junius alles versuchte, um den Herzog von Orleans entweder auf den Thron zu bringen, oder wenigstens zum Protektor des Königreichs zu machen.

Als die Nachricht von der Einnahme der Bastille, und von allen den Grausamkeiten, deren Schauplatz Paris am 14ten Julius war, nach Versailles kam, wurden alle Mitglieder der Nazional Versammlung in tiefeste Trauer versetzt. Nur Mirabeau scherzte darüber, und als Herr Despremenil vorschlug, daß sich die drei Stände trennen, und daß man ständeweise und nicht kopfweise die Stimmen sammeln sollte, stand Mirabeau auf, und sagte: „Sie wissen also nicht, mein Herr, daß man itzt in Paris nur nach Köpfen rechnet!“ Ein grausamer Scherz, der ganz offenbar auf die zu Paris abgehackten, und im Triumphe herumgetragenen Köpfe zielt. Die grausam ermordeten Herren Foulon und Berthier, verglich er mit den Vezieren der Türkei, und sagte von der Mordthat selbst, daß das Volk sich dadurch selbst Gerechtigkeit verschaft hätte. Mirabeau fuhr von Versailles fast täglich nach Paris, begab sich da in die Distriktsversammlungen, hielt An-

reden an das Volk, und trachtete selbes aufzuwiegeln. Dieß war so seine Sache, worauf er sich meisterhaft verstand. Wenn er einen Tumult erregen wollte, so ließ er seinem Spießgesellen in Paris, dem Camille Desmoulins, nur einen anonimen Brief zuschreiben, worinn gesagt wurde, daß Mirabeau in Gefahr wäre, ermordet zu werden. Dieser stieg sogleich, den Brief inder Hand, auf den nächsten besten Tisch im Palais Royal, laß den Brief vor, fügte seine Glossen hinzu, und der Tumult war fertig.

Mirabeau verrieth sein Einverständniß mit dem Herzoge von Orleans mehr als einmal selbst. Da aber die Thronfolge der spanischen Linie in der Nazional Versammlung deliberirt wurde, behauptete er in einer Unterredung mit dem Grafen Virieu, das Haus Orleans habe das Recht zur Thronfolge vor der spanischen Linie. Graf Virieu sagte: Es sey keine Ursache vorhanden, warum man sich itzt über eine solche Frage berathschlagen sollte, da die Menge männlicher Personen in der königlichen Linie, und ihr Alter glücklicherweise voraussehen lasse, daß ein solcher Fall noch lange nicht eintreten könne. Mirabeau antworte-

te:

te: „Der Fall sey doch wohl näher als er zu seyn schiene. Der König, und der Graf von Provence wären beide vollblütig, und könnten bald sterben. Der Dauphin sey noch ein Kind, und wenn der Fall in kurzer Zeit eintreten sollte, so könne der Graf von Artois nicht anders, als ein Flüchtling angesehen werden; er und seine Kinder nicht anders, als ein Erler, und dieß wenigstens noch zehn Jahre lang.

Wenn man die Sache im Grunde betrachtet, so war Mirabeau der eigentliche Urheber des 6ten Oktober. Er entwarf wenigstens den Plan dazu. Die Feigherzigkeit des Herzogs von Orleans hatte bisher alles vereitelt, wo es darauf ankam, sich selbst einer zweifelhaften Gefahr auszusetzen. Orleans mußte itzt auf den Antrag Mirabeaus sein Geld hergeben. Denn, sagte Mirabeau, ein Königreich sey doch wohl einiger Millionen Livres werth; und wenn er erst auf dem Throne sitze, so könne er sich schon dann ohnehin selbst wieder bezahlt machen. Orleans willigte ein, und nun eröffnete ihm Mirabeau seinen abscheulichen Plan, welcher darinn bestand, zwei bis 300 Meuchelmörder zu dingen, die wäh-

rend eines künstlichen Volksaufruhrs, welchen man erregen wollte, den König, die Königinn, den Dauphin, und den Grafen von Provence ermorden sollten. Wäre dieses geschehen, so sollte die Nazional Versammlung den Grafen von Artois für einen Flüchtling und Verbrecher erklären, denselben mit seinen Kindern aus Frankreich verbannen, und den Orleans unter dem Titel: Ludwig XVII. Wiederhersteller der Freiheit, auf den Thron setzen.

Zur Belohnung für seine Dienste verlangte Mirabeau für sich die Stelle eines Prinzipalministers. Orleans gab dem Plane seinen ganzen Beifall, und auch die übrigen willigten ein. Nun wurde an der Ausführung gearbeitet. Mirabeau verschrieb Dolche von Marseille, ließ durch seine Freunde in verschiedenen öffentlichen Reden und fliegenden Blättern aufwiegeln, und that selbst alles, um Haß gegen die königliche Familie, und Liebe für den Herzog von Orleans zu verbreiten. Wie oft machte er deßwegen den Weg von Versailles nach Paris! wie viele Nächte brachte er schlaflos zu! Am 4ten Oktober war er den ganzen Tag in Paris, und sagte da in Gegen-

genwart vieler Personen, denen er unbekannt zu seyn glaubte: „In wenigen Stunden wird man sonderbare Dinge hören.“ — Tags darauf sprach er öffentlich in der Nazional Versammlung: „Nazionen müssen Schlachtopfer haben, und diese werden die Minister seyn. Ermordungen sind zur Gründung der Freiheit nöthig.“ —

Bei der Ankunft der Weiber in Versailles, wollte Mirabeau die Sitzung aufgehoben wissen, und sagte dem Präsidenten, Herrn Mounier: „Bedenken Sie, daß Proskriptionslisten herumgehen, und daß Ihr Name obenan stehet!“ — Desto besser für Sie, antwortete Mounier, wenn man mich ermordet; Sie erhalten dann um so viel schneller die Republik, welche Sie verlangen.“ — Mirabeau hatte selbst den größten Antheil an diesen Proskriptionslisten, auf denen über 200 Leute von Ansehen standen, die ermordet werden sollten. Jeder der Meuchelmörder, die größtentheils als Weiber verkleidet waren, hatten diese Liste in der Tasche.

Bei der Ankunft der Mörder zu Versailles, mischte sich Mirabeau und Barnave unter ihren Haufen. Beide waren vorzüg-

lich geschäftig, den Banditen Muth einzusprechen. Mirabeau rief wiederholt laut: „Freiheit! Freiheit, meine Kinder! wir unterstützen euch!“ Zur Verführung des Regiments von Flandern trug Mirabeau vorzüglich bei. Mit einem blosen Säbel in der Hand, gieng er von Reihe zu Reihe des unter den Waffen stehenden Regiments, und wiegelte die Soldaten gegen ihre Offiziers, und gegen die Gardes du Korps auf. Er sagte zu ihnen: „Meine Freunde, nehmet euch in Acht; euere Offiziers haben sich mit den Gardes du Korps gegen euch verschworen. Die Gardes du Korps haben so eben zwei von euern Kameraden vor ihrem Hotel ermordet, und einen dritten in der Strasse Sartory. Ich bin hier zu euerer Vertheidigung.“ Die versammelten Weiber riefen aus: „Wo ist unser Graf Mirabeau? wo ist er? Wir wollen unsern Grafen Mirabeau sehen!“ Der Marquis de Valfond, Obrister des Regiments Flandern, sagte zu Mirabeau: „Sie sehen ja aus, wie Karl XII.“ Und Mirabeau antwortete: „Man weis nicht was geschehen kann; am besten ist es, immer zur Vertheidigung bereit zu seyn.“

Auch

Auch am folgenden Tage gieng er noch immer mit einem blosen Säbel herum, und wiegelte die Soldaten zum Aufruhr auf, und den Mördern rief er zu: „Seyd tapfer meine Kinder! ihr streitet für die Freiheit!“

Als der König die Nazional Versammlung ersuchen ließ, sich bei ihm zu versammeln, damit er sich bei so schreckenvollen Umständen ihren Rath ausbitten könnte, stand Mirabeau auf, und rief: „Es ist unter der Würde der Versammlung zum Könige hinzugehen.“

Er stimmte bloß dafür, daß man ihm eine Deputazion schicken sollte, welche, da sie das Recht zu berathschlagen nicht hatte, ihm wenig nützen konnte. Also war es unter der Würde der Versammlung, dem so unglücklichen König, die so muthvolle Königinn, und das gute Kind zu beschützen, welches lächelte, während das Mordschwerdt ihm so nahe war.

Doch dieß war noch nicht alles. Mirabeau stand noch einmal auf, und schlug vor, eine Proklamazion an die Provinzen ergehen zu lassen, in Rücksicht auf die ge-

genwärtigen Zeitumstände, und in selber zu sagen: das Schiff der Republik werde nunmehr schneller als jemals fortsegeln. Man überdenke den ganzen Sinn dieser Worte!

Man sieht aus allem, welchen Antheil Mirabeau an den Greuelthaten dieser Tage gehabt hatte. Man sieht ferner, daß alle seine Handlungen größtentheils Ehrgeiz und Habsucht zur Triebfeder hatten, daß er seinen ewigen Widerspruchsgeist auch in der Nazional Versammlung beibehielt, und daß ihm zu Befriedigung seiner herrschenden Leidenschaften kein Verbrechen zu groß, keine Schandthat zu abscheulich schien. Es wäre zu weitläufig, alle die Debatten zu erzählen, die er in der Nazional Versammlung veranlaßte, und die größtentheils überspannte Grundsäze verriethen.

Ich habe auch bereits in der Schilderung des Herzogs von Orleans vieles von ihm gesagt, was ich hier übergehe. So viel will ich indessen nur noch erinnern, daß er, wo er immer Gelegenheit fand, gegen die königliche Familie öffentlich zu Felde zog. Viele Denunziationen der Prinzen von Geblüt, viele Verfolgungen der Freunde des Königs und der Minister, viele Beschränkungen

gen

gen des königlichen Ansehens schrieben sich ganz allein von ihm her.

Ich habe bereits in der Schilderung des Herzogs von Orleans erzählt, was das Chatelet in Rücksicht der Szenen vom 5ten und 6ten Oktober urtheilte, wie Mirabeau auch unter der Zahl der Schuldigen begriffen war. Mirabeau machte von seiner Unverletzlichkeit, die er selbst erfunden, und mit welcher er bei jeder Gelegenheit zu prahlen nicht unterließ, Gebrauch, und ob ihm gleich viele wiedersprachen, obgleich die Nazional Versammlung nicht gleich ihn frei sprach, so kam er doch mit einer Vertheidigungsrede davon, worinn er alles, was er nicht widerlegen konnte, entweder lächerlich machte, oder so verdrehte, und dergestalt verwirrt darstellte, daß man nicht daraus klug werden konnte, und worinn er sogar gegen das Chatelet, gegen die Minister, gegen die königliche Familie selbst die unverschämtesten Dinge sagte.

Mit immerwährenden Widersprüchen gegen die Meinung eines jeden andern, mit einer Menge Denunziazionen, und Vorschlägen zu nichtsbedeutenden Sachen, z. B. zur Veränderung der Flaggen auf französi-

schen Schiffen, der Knöpfe an den Uniformen des Militairs, und mit beständigen Bemühungen das Volk in Bewegung zu erhalten, und ihm die Tumulte recht geläufig zu machen, brachte Mirabeau das Jahr 1790., und die zween ersten Monate des Jahres 1791. zu.

Vier-

Vierter Abschnitt.

Mirabeaus Krankheit und Tod.

Da er seinen Körper durch Ausschweifungen aller Art schon in seiner Jugend geschwächt, und in seinem männlichen Alter gänzlich zu Grunde gerichtet hatte, da er, seit dem er Mitglied der Nazional Versammlung war, mit einer unermüdeten Thätigkeit, und Anstrengung des Geistes die Vergnügungen einer ausgesuchten, mit hitzigen Weinen und leckern Gerichten besetzten Tafel, nebst dem unmäßigen Umgange mit Weibern verband, da es ihm, der an ein unruhiges und unstätes Leben gewohnt war, nun auf einmal beinahe an aller körperlichen Bewegung fehlte, so fieng auf einmal

seine

seine Gesundheit zu verfallen an, und er wurde schwach. Gegen Ende des Monats März lebte er sehr unmäßig. Er aß Trüffeln in großer Menge, trank viel von dem hitzigen Weine Cote-rotie, und besuchte öfters als gewöhnlich einige Weiber, mit denen er innigst vertraut lebte. Hiedurch zog er sich ein galliges Fieber, verbunden mit einer Entzündung der Eingeweide zu. Der Arzt la Cheze wurde gerufen. Er fand den Kranken in einer heftigen, krampfhaften Beklemmung auf der Brust, mit rothem und aufgetriebenem Gesichte. Der Puls war krampfhaft und setzte aus, das Athemholen schien äußerst beschwerlich von Statten zu gehen. Kurz, Mirabeau war sehr gefährlich. Ganz Paris wurde über seine Krankheit in Bewegung gesetzt. Alle Stunden wurden Bulletins von seinem Befinden gedruckt und verkauft, und er konnte in seinem Bette hören, wie diese Nachrichten von den Zeitungsträgern zum Verkaufe ausgerufen wurden.

t

Mirabeaus Betragen während seiner Krankheit war äußerst eitel, und prahlerisch. Er lobte sich selbst ganz unverschämt, so, daß auch seine vertrautesten Freunde, und seine größten Verehrer darüber erstaunten,

und

und gestanden, sie hätten ihm mehr Größe, und Erhabenheit der Seele zugetraut. Als ihm sein Kammerdiener den Kopf hielt, sprach er zu demselben: „Halte ihn fest, diesen Kopf. Du wirst in deinem ganzen Leben nicht mehr seines gleichen halten." —

Er hörte einen Kanonenschuß; da sprach er feierlich: „Kündiget man etwa schon das Leichenbegängniß des Achilles an?" — Darauf legte er sich nieder, schien eine Zeit lang zu schlummern, richtete sich dann plötzlich auf, und sagte: „Ich nehme die Thränen der Monarchie mit in mein Grab. Itzt werden die Unruhestifter selbe zerreißen, und sich in ihre Stücke theilen."

Der Kranke wurde indessen immer schlimmer, und die Aerzte bestanden darauf, daß Herr Petit gerufen werden sollte. Petit erschien. Ungeachtet seiner Schwäche empfieng ihn Mirabeau doch mit einer zierlichen und schmeichelhaften Anrede. Herr Petit untersuchte sehr genau den Zustand des Kranken, und sagte ihm: „Ich vermuthe, daß wir sie retten werden, jedoch kann ich nicht dafür stehen." Sobald Petit

tit abgetreten war, sagte er in einem andern Zimmer, der Kranke sey ohne Rettung verloren. Mirabeau wurde immer schwächer, und starb endlich am 2ten April, 1791, im 42ten Jahre seines Alters.

Fünf=

Fünfter Abschnitt.

Schluß der Lebensgeschichte Mirabeaus

Seit langer Zeit hatte zu Paris der Tod keines Mannes so viel Eindruck gemacht, als dieser. Mirabeau wurde als ein unsterblicher, als ein übergroßer Mann verehrt, angebetet, und im eigentlichen Verstande vergöttert. Sein Begräbniß war so prächtig, als vielleicht seit Jahrhunderten keines war. Die ganze Nazionalversammlung wohnte dem Leichenzuge bei, bei welchem wenigstens 400,000 Menschen beschäftigt, oder als Zuschauer waren. Der Zug dauerte drei Stunden lang, und er wurde der erste in das Nazionalpantheon begraben, oder vielmehr für ihn wurde dieses Begräbniß gestiftet.

Ein Hauptzug in Mirabeaus Karakter war Furchtsamkeit und Feigherzigkeit. Niemals in seinem ganzen Leben hatte er eine Herausforderung zum Zweikampf angenommen, sondern sich lieber gefallen lassen, was auch mehr als einmal geschah, von seinem Gegner geprügelt zu werden. Im Gegentheile war er wieder sehr frech und verwegen, wenn er sich für vollkommen sicher hielt.

Daß Mirabeau Bestechungen annahm, und sich bezahlen ließ, um für oder gegen einen Beschluß in der Versammlung zu sprechen, ist fast keinem Zweifel mehr unterworfen. Einige Monate vor Eröffnung der Reichsstände war Mirabeau so arm, daß er silberne Schuhschnallen auf dem Leihause zu Paris versetzte. Einige Zeit nachher starb sein Vater, und er erbte das Vermögen desselben. Aber Herr Vignon, Mirabeaus Sachwalter, hat feierlich ausgesagt, daß an dem nachgelassenen Vermögen des Marquis de Mirabeau noch mehr als 150,000 Livres gefehlt hätten, um zu Bezahlung der Schulden hinreichend zu seyn. Dennoch sah man, einige Monate später, den Grafen Mirabeau einen fürstlichen Aufwand machen. Er hielt eine prächtige, und für seine Freunde täglich offene Tafel;

Tafel; er kaufte in der Nähe von Paris ein Landgut, welches jährlich 40,000 Livres eintrug; er kaufte ferner das große und außerordentlich schöne Haus des vormaligen Präsidenten le Polletier in der Strasse Chaussee Dantin; auch erstand er die in ihrer Art einzige Bibliothek des berühmten Grafen Büsson, nebst vielen anderen theueren nnd seltenen Kostbarkeiten. Den Einwohnern desjenigen Distrikts der Stadt Paris, in welchem er wohnte, gab er einst ein Gastmal, welches ihm 15,000 Livres kostete. Und doch findet man in seinem Testamente noch reiche Legaten.

Desmoulins, welcher Mirabeau genau kannte, welcher ihm die Beinamen Mirabeau der Große, Mirabeau der Demosthenes, Mirabeau der Donnerer, der Herkules, der Heilige gegeben hatte, Desmoulins urtheilet über Mirabeau also:

„Ungeachtet sich Mirabeau selbst den Beinamen Achilles gegeben hatte, so bin ich dennoch überzeugt, daß beinahe alles, was die Nazional Versammlung Gutes that, ohne ihn geschehen wäre, daß beinahe alles, was Böses geschehen ist, durch ihn geschah, und daß das Vaterland von

ihm mehr zu fürchten als zu hoffen hatte. Jeder aufmerksame Beobachter, wenn er überlegt, wie genaue Verbindung Mirabeau mit allen Partheien unterhielt, wie große Hoffnung von Personen, die ganz entgegengesetzte Wege giengen, auf ihn gesetzt wurde, so kann er Mirabeau nicht besser, als mit jener spielenden Kokette vergleichen, deren Bild ich irgendwo gesehen habe. Aufmerksam auf ihr Spiel, und zu gleicher Zeit beschäftigt, drei Liebhaber zu unterhalten, hat sie beide Füsse unter dem Tische auf den Füssen ihrer beiden Nachbarn, und ihren schmachtenden Blick dreht sie gegen den dritten, so, daß jeder von ihnen eines Vorzugs genießt, den er für ausgezeichnet hält. Jeder der dreien spottet die beiden Andern, und hält sie für getäuscht. Aber alles dieses hindert nicht, daß die Schöne noch von einem vierten eine Prise Tobak verlange, und mit ihren Fingern fest in die Dose drückt; es verhindert nicht, daß sie noch einem fünften die Hand drücke, unter dem Vorwande, seine Spitzenmanscheten zu betrachten. So war Mirabeau.

Er befand sich mitten unter allen Partheien. Wenn er der einen Parthei am eifrigsten zugethan war, so besuchte er am eifrig-

rigsten die entgegengesetzte Parthei; er ließ sich von dem Gerichte des Chatelet, einen Verhaftbefehl gegen Herrn la Croix geben, zu eben der Zeit, da das Chatelet ihn in Verhaft nehmen wollte.

Im Monate Februar, 1789. spielte er die Rolle eines Tuchhändlers zu Aix, und im Monate Februar 1791. ließ er sich Herr Graf nennen. Er frühstückte mit den Jakobinern, speiste zu Mittag mit dem Klub von 1789, zu Nacht mit Herrn la Mark und den Königlichgesinnten; wo er schlief, das gehört nicht hieher.

Am 5ten Oktober, 1789 gab er zu Versailles dem Anführer der Weiber, Maillard, einen Verweis, befahl den Weibern, sich ruhig zu halten, und nahm sich die Mühe, zu gleicher Zeit, einen Brief an den Grafen von Provence zu schreiben, worinn er ihn bat, daß er sich ja nicht entfernen möchte, weil die Regentschaft auf ihn fallen werde. Auf eine solche Art war Mirabeau überall gegenwärtig."

Dieß scheint in der That eines der richtigsten Urtheile zu seyn. Man sieht es aus allen Reden, aus allen Schriften desselben,

daß er allen Alles werden wollte, und daß er dieser Phantasie wegen vieles Uebel anrichtete. Indessen darf man ihm doch nicht alles allein zuschreiben, was man auf die Rechnung des Redners und des Schriftstellers Mirabeau setzt. Zu vielen Schriften lieh er bloß seinen Namen, und viele seiner Reden wurden von andern aufgesetzt. Dumont, Clavier, nachher Finanzminister, und Roveray waren seine Gehülfen.

Neun und dreißigste Geschichte.

Wuth des pariser Volks gegen die Schweizer.

Paris, den 14ten August, 1792.

„Mein Herr!“

Sie dürfen erwarten, daß der gegenwärtige Brief die Merkmale der Unordnung meiner Seele trage; wundgerieben oder vielmehr zerfleischt von einer Reihe schrecklicher Auftritte, deren Ende unglücklicher Weise, noch nicht vorhanden ist, vermag sie nur von Zeit zu Zeit ihren Schmerz zu überwältigen.

Die Lage meiner Zimmer, und ein fester Schlaf hatten mich die Sturmglocke nicht hören lassen, welche die ganze Nacht hindurch

war geschlagen worden. Es mochte neun Uhr seyn, als ich ausgieng. Die Leblosigkeit der Strassen fiel mir erst auf, als ich nur die Seitengänge des Palais Royal offen, Kaffehäuser und Läden aber verschlossen fand. An dem Orte von Europa, wo es gewöhnlich am lautesten rauscht herrschte tiefes Stillschweigen, dessen Ursache zu kennen, unmöglich schien, weil, was sich von Menschen blicken ließ, eilig wieder, gleich den Schatten der Dämpfe verschwand. Ich blieb indeß nicht lange in meiner ängstlichen Ungewißheit. Mit dem Schrei: So straft man Verräther! zog mir eine Truppe Maurer und Bäckenjungen entgegen; ein blutiges Haupt auf der Picke. — Welch ein Anblick! den nächsten Ausgang suchend, stürze ich auf eine von Waffen umgebene Sänfte, in welcher ein Gesicht war, mit dessen Zügen mein Gedächtniß vertraut zu seyn glaubt. Das natürliche Gefühl der Theilnahme hielt mich. Es war Herr Treviller, Kommandant de l' Oratoire; er sah todtenblaß aus; er erkannte Niemand. Man hatte ihn mit Noth den Händen des Volks entrissen.

Nähere Erkundigungen einzuziehen erlaubte nicht eine neue Prozession abgeschlagener

gener Köpfe, die mich in die Gegend des Kaffee de la Regence trieb, und da ich erfuhr, der König sey mit seiner Familie in der Nazionalversammlung, und es für leichter hielt, den Weg dahin als nach meiner Wohnung zu finden, steuerte ich der Terrasse des Feuillans zu. Ich machte eitle Versuche in die Nazionalversammlung zu gelangen; ein Lärm zog mich auf die Terrasse zurück. Es waren die Schweitzer, so mit dem Volke fraternisirten; man gab sich die Hände, die Bärenmützen wirbelten auf den Bajoneten, von beiden Seiten wurde gerufen: „Es lebe die Nazion! Es lebe Petion!“ Diese fröhliche Szene lud mich zur Zuversicht des Friedens ein; ich nahm gelassen meinen Rückweg, aber es war nicht möglich durch ein Gedränge zu kommen, das vor der Hauptwache des Feuillans tobte. Eine falsche Patrouille war hieher gebracht worden. Das Volk hatte die bekanntesten Köpfe daraus gewählt, sechse oder achte, denen ich begegnet war. Ich arbeitete wie in einem glühenden Ofen in diesem grausamen Tumulte hin und her. Plötzlich hört man Kanonen donnern. Denken Sie sich mit einigen tausend Menschen in einen engen Raum eingeschlossen, vor dem Wachthause Sechspfünder, neben sich Greise, Weiber, Knaben,

Leute mit Picken, mit blosen Schwerdtern, alles wild unter einander gerüttelt — mit einer Stimme fängt dieses Gewühle an zu schreien: „Wir sind verrathen! rette sich! rette wer kann! Ich wüßte nicht zu sagen, wie mir in dieser entsetzlichen Lage zu Muthe gewesen sey; es gab keine Zeit zu besinnen, — ich wurde vom Strome auf den Vendome Platz über einen Haufen von Leichnahmen, nämlich über die hingerichtete Patrouille, weggerissen, und erst wo der Weg geräumiger ward, gelang es mir an dem Thürpfeiler eines Hauses Schutz zu suchen. Unterdessen wurde die Kanonade immer lebhafter. Niemand wußte, woher sie komme? gegen wen? Jedermann glaubte, Bürger stünden gegen Bürger. Endlich rief es: Die Schweitzer haben uns verrathen! Sie haben aufs Volk Feuer gegeben! Es setzt in den Tuillerien ein fürchterliches Blutbad!“ Zu gleicher Zeit verkündigte das Getön der Pferdehufe den Anmarsch der Gensd'armerie. Sie flog in die elisaischen Felder, dem Feinde den Rückzug abzuschneiden.

Ich glaubte meinen Zufluchtsort verlassen zu können. In der Strasse St. Honore, auf dem Platze des Palais Royal, al-

allenthalben setzte es einzelne Akzionen. Wo sich Schweitzer oder nur rothe Röcke blicken ließen, wurde Jagd auf sie gemacht; Feind oder Freund, der Tod schwebte über allen Köpfen. In diesem wilden Wirrwarr sind mehrere pariser Bürger umgekommen. Ein Aufzug folgte dem andern: Todte, verwundete, aufgespießte Köpfe, endlich Gefangene, bestimmt zu einem jener gräulichen Trauerspiele, die man nur unter den Wilden kennt, waren die einzigen Gegenstände, die ich sah. Achtzig Mann, unter denen, wie sich nachher gezeigt, die meisten keine Schweizer waren, hatten nach einem hartnäckigen Kampfe die Waffen niedergeworfen. Vor das Stadthaus geführt, harren sie der Entscheidung ihres Verhängnisses. Schon sind sie begnädigt. Aber das war es nicht, was die wüthende Menge erwartete, was die ergrimmte, blutdürstige Brut des Pöbels wollte. — „Nein, nein! keine Gnade! Ein Todesurtheil!“ brüllt es über den ganzen Greve-Platz. Verräther müssen sterben! Schießt sie nider!“ rasten die Weiber in schäumende Furien verwandelt.

Um Erbarmung schrien die Unglücklichen; sie stürzten nieder, sie winden sich mit

dem Ausdrucke der zerknirschendsten Verzweiflung um die Füsse ihrer Ueberwinder.

Aber vergebens! Die Nazionalgarde bittet selbst um Gnade, allein sie wird eines Verständnisses beschuldiget, die Picken dringen auf sie ein; einige der ihrigen fallen; und da ihr eigenes Heil nur in der Zerstöhrung der Verurtheilten steht, drückt sie, mit abgewandtem Gesichte, ihre Mordgewehre los. Alles wird unbarmherzig niedergemacht. Mein blutendes Herz erlaubt mir nicht, die scheußliche Szene auszumalen. — Das Jauchzen der Weiber bedeckt die Wehklagen der Todesangst; die Weiber schlürften mit brutaler Wollust das Stönen der Sterbenden ein, und des Höllenpfuhls Trunkenheit höhnt aus ihrem Munde die letzten Zuckungen der Todesangst.

Muß ich es zur Schande der Franzdsinnen sagen! Die Weiber sind es, welche in allen stürmischen Auftritten der Revoluzion, immer zuerst Entsetzlichkeiten ersannen und ausübten, oder die Männer zu frischen Qualen und Mordthaten aufmunterten.

Nur allein die Verpflichtung, Ihnen zuverläßige Nachrichten mitzutheilen, hat mei-

meine Empfindlichkeit überwinden, nur mich antreiben können, das Schlachtfeld zu durchlaufen. Es erstreckt sich aus den elysäischen Feldern bis zum Louvre, begreift die Strasse St. Honore, und die Quais jenseits des Flusses. Im Carussel und auf dem Platze Ludwigs des XV., ist das Gemetzel am stärksten gewesen. Die Zahl der Getödteten kann man ohne Uebertreibung auf 1500 ansetzen. Was sich in den Tuillerien von Männern blicken ließ, wurde niedergemacht, oder zu den Fenstern hinausgeworfen. Auf der Schloß-Terrasse, dem Baßin gegen über, lagen mehr denn 60 auf letztere Art Umgekommene.

Vierzigste Geschichte.

Clermont-Tonnerre's Hinrichtung.

Der unglückliche Stern dieses Mannes führte ihn auf den Bouleward. Er that kaum einige Schritte, so hatte man ihn schon arretirt. Man bringet ihn auf die Hauptwache. Er redet mit rührender Beredsamkeit: „Sind es meine Meinungen, um derentwillen ihr mich tödten wollt? ich habe sie niemals verheelet, es sind meine Ueberzeugungen; sind es meine Handlungen, so bin ich unschuldig; ich habe weder mit den Klubs, noch mit Koblenz Verkehr gehabt.“ Er gibt die Schlüssel; man geht seine Papiere zu durchsuchen, und findet nichts. Es wird ihm erlaubt die Wachstube zu verlassen. Zu mehrerer Sicherheit nimmt ihn ein junger Mensch von der Nazionalgarde unter

dem

dem Arm. Das Gedränge ist groß. Man giebt vor, ihn in die Abtei zu führen. Plötzlich empfängt er einen Pickenstoß in die Brust. Clermont-Tonnerre sank ohne einen Laut von sich zu geben, aber mit einer Miene, die um Hilfe fleht. Das Bajonet seines jungen Begleiters vertheidigt ihn, wird überwältigt, und ein aus Clermonds Diensten gejagter Koch, fällt über seinen ehemaligen Herrn her, und schneidet ihm den Kopf ab. So stirbt in einem Alter von sechs bis acht und dreißig Jahren ein Mann von größten Talente, und einem Karakter, den öffentliche und häusliche Tugenden bildeten, beweint von einer liebenswürdigen Gattinn, die ihn anbetete.

Ein

Ein und vierzigste Geschichte.

Robespierre.

Dieser heuchlerische Demagoge beunruhiget alle Wohlgesinnte, welche den Wunsch des allgemeinen Besten und keine Privatabsichten nähren. Er strebt nach Tribunengewalt, um sie zum blutigen Instrumente seines Hasses, seiner Scheelsucht, seines Ehrgeizes und seines Fanatism zu gebrauchen. Es wäre unbegreiflich, wie ein Mann von nur mittelmäßigen Rednergaben, so bedeutend habe werden können, wenn man nicht wüßte, daß die Larve der Tugend die Menschen von jeher verführt hat. Ohne die Gefahren der St. Laurentiusnacht getheilt zu

haben, denn die Natur legte ihm Feigheit ins Herz, zum Gegengewichte für seiner Leidenschaften Verwegenheit, ist er auf einmal Mitglied, und Gebieter der Munizipalkommission geworden, hat die ihm mißfälligen Personen daraus gemerzt, und sich eines Einflusses bemeistert, der die Freiheit aller übrigen bedroht. Seine Gefährten sind: Chomel, Tachereau, Billand de Varenne, und Marat, der blutdürstige Marat, der nach einem dreijährigen Aufenthalte in Souterains, seine Erscheinung als Munizipal durch Gewaltthätigkeiten verkündigt. Petions Ansehen ist jetzt null und nichtig; seine Sanftmuth macht ihn der Kommission verdächtig, und es steht zu fürchten, daß wenn der Schwindelgeist nicht bald die Robespierrots stürzt, er aus der Munizipalität gestoßen, und laternirt werden dürfte. Diese Munizipalität verwaltet unstreitig die ganze Souverainität der Nazion, und die Nazionalversammlung ist ein wahres Gaukelmännchen, das sie nach ihrer Pfeife tänzen läßt. Ihr Arm erstreckt sich über das ganze Frankreich; sie läßt arretieren uud hinrichten, wen sie will; sie hat, unter Robespier's Anführung, die Caisse de l' Extraordinaire unter ihr Siegel genommen; die pariser De-

par-

partementsadministrazion in eine bloße Steuerkommission verwandeln, und die bei dem Obertribunale der Nazion Angeklagten verurtheilen wollen.

Zwei

Nro. X.

Zwei und vierzigste Geschichte.

Aufruhr zu Douay, in Flandern, im März, 1791.

Das Jahr 1791. war während der ganzen Revoluzion noch das ruhigste. Wenigstens waren da Tumulte, Ausschweifungen, Mordthaten nicht so allgemein, als in den übrigen Jahren, ob sie gleich auch in diesem Jahre nichts seltenes waren. Bei den übrigen Völkern würde das, was in diesem Jahre die Franzosen thaten, immer noch Rebellion, Bürgerkrieg, Anarchie heißen; allein in Frankreich muß mans, in Vergleich mit den übrigen Jahren, Ruhe nennen. Dieß sollen diese und die folgenden Geschichten zeigen. Einige haben es auch schon gezeigt.

Dünkirchen ist ein guter Handelsplatz im französischen Flandern. Der Handel wird von da mit verschiedenem Getreide nach den innern Provinzen Frankreichs getrieben. Im Monate März, 1791 kaufte Hr. Nikolau, ein reicher Getreidhändler viel Getreid in Douay auf, um es auf dem dasigen Kanale nach Dünkirchen zu bringen. Schon waren mehrere Schiffe geladen, und lagen zum Ablaufen fertig, als einige Unruhestifter dem Pöbel vorpredigten, man führe das Getreid aus dem Lande, und wolle das Volk durch Hunger zwingen, seine Repräsentanten wieder zurückzurufen. Dieß wirkte auf die leicht gläubigen Leute so sehr, daß sie sich am 14ten März versammelten, und mit vielem Lärmen verlangten, man sollte das Getreid wieder ausladen, und nicht von Douay wegführen. Das Volk nahm dieses Geschäft, da der Eigenthümer es nicht thun wollte, selbst auf sich, und so geschach es, daß der größte Theil des Getreides gestohlen oder verwüstet wurde. Hr. Nikolau gieng nach dem Rathhause, um für sich und sein Eigenthum Schutz und Sicherheit zu erlangen. Er traf aber Niemanden daselbst an. Er wandte sich an den Distrikt, und dieser befahl, nach einer ziemlich langen Deliberazion dem Bürgerrathe, sich zu versammeln, und die

Trup-

Truppen zu Hilfe zu rufen. Indessen brachte der Pöbel das noch übrige Getreid auf den Marktplatz, verkaufte es öffentlich um sehr geringe Preise, und theilte sich in das dafür gelöste Geld. Da noch lange Niemand erschien, um den Tumult zu stillen, so kam endlich Hr. Nicolau wieder, und suchte durch Vorstellungen und Bitten den Ueberrest seines Eigenthums aus den Händen seiner Räuber zu retten. Aber alles war vergebens. Das wüthende Volk fiel über ihn her, schlug ihn zu Boden, und würde seinem Leben sicher auf der Stelle ein Ende gemacht haben, wenn nicht Hr. Derbair mit einigen Bürgern herbeigekommen wäre, und ihn aus den Händen des Pöbels gerissen hätte. Dieser führte Hr. Nikolau in sichere Verwahrung; der Pöbel folgte ihm mit Geschrei und Lärmen, und wollte ihm selben entreißen. Hr. Derbair widerstand tapfer, und erreichte seinen Endzweck; allein er wurde das Opfer seiner Edelmuth. Der Pöbel dadurch erbittert, daß seinen Mordhänden Hr. Nicolau entgangen war, fiel über Hrn. Derbair her, mißhandelte ihn aufs grausamste, schleppte ihn durch die Strassen der Stadt, und henkte ihn endlich an einen Baum auf. Der todte Leichnam wurde sodann wieder herabgerissen; ein Mörder, der dieses Handwerk in

Paris gelernt hatte, schnitt ihm den Kopf ab, steckte ihn auf eine Stange, und so gieng der Kanibalenzug in der Stadt herum. Bei dieser Gelegenheit wurden die Häuser des Herrn Nicolau und Derbaix geplündert, und dabei aller Unfug getrieben, den sich die Franzosen bei derlei Gelegenheiten überall erlauben.

Doch damit begnügte sich der einmal gereitzte, und von den Jakobinern angeführte Pöbel noch nicht. Er wollte auch Hrn. Nicolau ermorden, und ob er gleich dieß nicht auf der Stelle thun konnte, so vergaß er doch nicht darauf. Herr Nicolau war die Nacht über in einem unterirrdischen Kerker versperrt, und sah mit jeden Augenblicke seinem Tode entgegen. Der Bürgerrath traf nicht die mindeste Anstalt zu seiner Sicherheit, er versammelte sich sogar nicht einmal, ob es gleich der Distrikt verlangt hatte. Ausser den fünfzehn oder zwanzig Bürgern, welche Herr Derbaix anführte, war nicht ein einziger bewaffneter Mensch zu sehen, welcher sich den Ausschweifungen der Rebellen widersetzt hätte. Denn der Bürgerrath bestand aus lauter Jakobinern, welche entweder auf Herrn Nicolau und Derbaix einen heimlichen Groll hatten, oder auch in die-

diesen Gegenden das Volk ans Morden gewöhnen wollten.

Gleich beim Anbruche des andern Tags versammelte sich das Volk wieder. Mit einem schröcklichen Lärm stürzte der Haufe gegen das Gefängniß hin, und forderte Hrn. Nicolau. Es wurde nicht aufgemacht. Der Pöbel brauchte Gewalt, schlug die Thüren ein, und ergriff das unschuldige Opfer seines Blutdurstes. Vergebens flehte der Unglückliche um Erbarmen, vergebens verlangte er nur einen Priester, um sich zum Tode zubereiten. Man schleppte ihn fort, stieß, schlug und trat ihn mit Füssen, und henkte ihn endlich an einen Baum auf.

Drei und vierzigste Geschichte.

Ermordung des Maire von Etampes im März, 1792. von einem Augenzeugen beschrieben.

In einem Lande, wo Leidenschaften und Partheigeist die eigentlichen Regenten sind, achtet man weder Gesetze, noch das Gefühl der Menschlichkeit. Vergebens bietet der Rechtschaffene, und seinen Pflichten getreue Mann alles auf, um die Gesetze zu handhaben. Es finden sich immer Bösewichter, die unter dem Schutze einer Fakzion den Gesetzen Hohn sprechen, und sie verletzen, so oft sies für gut finden. — Mein Freund, der Maire von Etampes, wurde das traurige Opfer dieser Gesetzlosigkeit. Er starb in der Erfüllung seiner Pflicht, und seinem Eide getreu. Er wollte lieber sterben, als sehen,

daß

daß man dem Gesetze nicht gehorche, auf welches er sich berief, und welches zu handhaben er die Pflicht und das Recht hatte. Es wäre genug gewesen, wenn er ja gesagt hätte; allein er wollte lieber nein sagen, als Theil an einer Ausschweifung haben, die so sehr gegen die bürgerliche Ordnung ist.

Schon seit einiger Zeit waren in dieser Stadt verschiedene Zänkereien über die Theuerung der Lebensmittel entstanden. Müßige Leute, die so gern Ausschweifungen veranlassen, brachten sie hervor; aber immer unterdrückte sie der Maire wieder, und stellte die Ordnung her. Sein Ansehen war groß, die ganze Bürgerschaft liebte ihn, und wirkte zur Wiederherstellung der gestöhrten Ruhe mit ihm. Da er eine ununterbrochene Aufmerksamkeit auf die Aufrechthaltung der Gesetze richtete, so genossen die Bürger dieser Stadt das seit der Revoluzion in Frankreich so seltene Glück, kein Blut vergiessen zu sehen, und nichts von dem Unglücke zu empfinden, welches ganz Frankreich traf.

Allein den Anhängern der Anarchie war es unmöglich, eine Stadt ruhig zu sehen. Sie rechneten dem Maire sein Verdienst zum Verbrechen an, und suchten ihn am ersten

die Geisel der Revoluzion fühlen zu lassen. Sie hetzten verschiedenes liederliche Gesindel gegen ihn auf, und brachten einen Theil des zu Etampes gelegenen Militairs auf ihre Seite. Da Sie einmal dieses bewirkt hatten, so erregten sie einen neuen Tumult. Der Lärm begann auf dem Marktplatze; der Maire eilte mit 80 Reutern herbei. Er giebt sich alle Mühe, die Ruhe wieder herzustellen; alles war vergebens; er ließ den Generalmarsch schlagen, um die Bürger zu versammeln; Niemand fand sich ein. Voll Entschlossenheit trat er itzt unter die Tumultuanten. „Was wollt ihr meine Kinder! sprach er, ich will euer Verlangen befriedigen, wenn es billig ist.“ Brod, Brod! riefen die gedungenen Bösewichter, wir sind arme Leute, und man verkauft uns die Lebensmittel so theuer. —

„Ich bitte euch im Namen des Gesetzes, seyd ruhig und lassets mich untersuchen; ich will euch befriedigen.“ Nichts untersuchen, versetzte der Pöbel, wir wollen uns selbst Recht verschaffen; wir sind das Volk, dem die Majestät zusteht, und das zu befehlen hat. — „Also befehle ich euch im Namen des Gesetzes, ruhig zu seyn! Das Gesetz muß man respektiren, und nach

dem

dem Ausspruche des Gesetzes will ich bestimmen, in wie weit man euch Recht geben kann." — Wir brauchen keine Befehle!" — Hier stehe ich, ich fordere im Namen des Gesetzes noch einmal Ruhe!

Ich werde nie zugeben, daß man willkührlich verfahre, daß man unter meinen Augen den Willen des Gesetzes übertrete. (Hier wandte er sich an die Dragoner) Ich fordere euch auf meine Herrn, dem Gesetze Respekt zu verschaffen!" — An die Laterne! schrie der Pöbel, an die Laterne! — „Meinetwegen, wenn ihr lasterhaft genug seyn könnet, mich umzubringen!" Plötzlich schlug man ihm mit einem Prügel über den Kopf. „Zu Hülfe, meine Freunde!" schrie er, und sank betäubt zu Boden. — Die ihn begleitenden Dragoner waren alle Spießgesellen der lärmenden Bösewichter. Einer unter ihnen schoß den Maire in die Seite. Er hielt sich die Wunde mit der einen Hand zu, und mit der andern ergriff er das Pferd eines Reiters beim Schweife, und hielt sich fest daran. Ein anderer Mörder schoß ihn vor den Kopf, und der Reiter, an dessen Pferd er sich fest hielt, hieb ihm mit seinem Säbel die Hand ab, weil er noch nicht ablassen wollte. Mehrere Schläge und Hiebe

trafen ihn. Blut floß aus allen Theilen seines Körpers, und der Unglückliche lag todt auf der Erde da. So wurde ein rechtschaffener Mann ermordet, der seinen Pflichten getreu keine Ausschweifungen gestatten wollte. Ach ich sah ihn fallen, den Edlen, und rief mit wehmuthvollem Herze aus: „O mein Vaterland! du bist verloren. Deine Einwohner halten ihre Leidenschaften für Gesetze, und morden einander ohne Gefühl der Menschlichkeit!“

In einer Stunde waren die Einwohner von Etampes schon wieder anderer Meinung. Man sah nicht mehr jene Tiger an ihnen, welche vor Kurzem noch Menschenblut, das Blut ihres rechtschaffenen Mitbürgers forderten. Traurig und in sich selbst gekehrt giengen sie einher, und ich hörte viele, welche am eifrigsten, an die Laterne, gerufen hatten, laut jammern und klagen. Die ganze Stadt war in Trauer. Mehr als 600 Menschen, die seine Leiche begleiteten, als er Tags darauf begraben wurde, zerflossen in Thränen. — O leichtsinniges Volk!“

So weit der Bericht eines Augenzeugen. Als dieser schreckliche Mord der Nazionalversammlung berichtet wurde, hielten viele

Mit=

Mitgtieder schöne Lobreden auf den Märtirer. Der Präsident mußte an die Wittwe des Unglücklichen schreiben, um sie zu trösten, und man dekretirte, daß ihm ein Denkmal errichtet werden sollte; aber die Mörder aufzusuchen und zu bestrafen, das — getraute sich Niemand vorzuschlagen!

Vier und vierzigste Geschichte.

Geschichte der Familie eines Emigrirten.

Die Geschichte jener Unglücklichen, die von den traurigen Wirkungen der Revoluzion genöthiget ihr Vaterland verließen, enthält manchen heroischen und rührenden Zug. Es ist für unsere Zeiten ein unersetzlicher Verlust, daß man derlei karakteristische Züge zu sammeln vernachläßiget hat, daß man für eine oder die andere Parthei zu stark eingenommen war, um mit einem unbefangenen kritischen Auge beobachten zu können.

Bei Gelegenheit der unglücklichen Reise des Königs nach Varenne, wanderten verschiedene Offiziers und Edelleute aus. Sie kannten den bereits durch so viele Mordthaten gebrandmarkten Karakter ihrer Landsleute

leute zu gut, als daß sie Vergessenheit oder wohl gar Vergebung ihres Unternehmens von ihnen hoffen durften. Unter anderen Offiziers befand sich auch Herr von Ormael, ein Mann von gesetztem und standhaften Karakter, der seinem Könige eifrig anhieng, und alle strafbare Unternehmungen der Rebellen gegen denselben verabscheute. Er hinterließ zu Paris eine Frau mit zween Söhnen und einer Tochter. Der älteste Sohn Charles, war 14, die Tochter 12, und der jüngste Sohn 11 Jahre alt. Schon seit dem Ausbruche der Unruhen lebte diese Familie ganz allein von einem kleinen Landgute, daß ihr sonst vielen Nutzen brachte, itzt aber um vieles abnahm, und Frau von Ormael hatte oft alle ihre Beredsamkeit nöthig, um sich nur einige Leute zu erhalten, welche die Erde bearbeiteten, und ihr von dem Erträgnisse derselben ihren Theil abführten. Da die Flucht ihres Gemahls bekannt wurde, zog man sie und ihre Kinder vors Gericht, untersuchte die Wohnung, und nur die offenbarsten Beweise ihrer Unschuld vermochten die Richter, sie wieder in Freiheit zu setzen.

Frau von Ormael erkundigte sich mittlerweile sorgfältig nach dem Aufenthalte ih-

res Gemahls. Es war ihr immer unmöglich, selben zu erfragen. Ein Ungefehr entdeckte ihr selben. Sie sah eines Tages einen alten Grenadier, der ehemals der Bediente ihres Gemahls war, über die Strasse gehen. Sie kannte ihn im Gesichte, allein da er in Bettelkleidern einher gieng, so zweifelte sie doch an der Wahrheit ihrer Entdeckung, und würde ihn gar nicht angeredet haben, wenn er nicht selbst sich ihr genähert, und von ihr ein Allmosen verlangt hätte:

„Sie sehen, sprach er, Madame, hier einen alten Mann, der 40 Jahre als Soldat gedienet hat, und nun ein Krippel, ein Bettler ist. Ich komme von Epernai her, und habe seit zehn Tagen keinen warmen Bissen gegessen.

Madame von Ormael sah ihn starr an; Thränen zitterten in seinen Augen, und seine Knie wankten kraftloß: „Guter Alter, sprach sie, ich wollte euch ein Allmosen geben; allein ihr würdet euch hier doch nicht viel Gutes damit thun können. Kommet mit mir, ich will euch lieber eine gute Mahlzeit geben lassen, das wird euch besser seyn.“ Er gieng mit ihr.

Als er in ihrer Wohnung ankam, und sie allein waren, entdeckte er sich ihr: „Madame, sprach er, ich kenne Sie, und Sie kennen mich eben so gut. Ich war Grenadier bei der Kompagnie des Herrn von Ormael, und sein Diener. Dieß sage ich Ihnen, und ich will Ihnen noch mehr vertrauen, wenn ich erst sicher bin, daß Sie Herrn von Ormael noch eben so, wie vorher lieben."

Frau von Ormael brach in Thränen aus: „Guter Alter, sprach sie, wie lange seufze ich schon nach einer Nachricht von meinem innigst Geliebten. Ach noch konnte ich nichts erfahren. Wie viel habe ich schon wegen seiner gelitten! Ich sehe, wie man im Allgemeinen gegen jene Leute verfährt, die so, wie er, ihr Vaterland verlassen mußten, weil sie ihrem Könige getreu waren. Wisset ihr was von ihm, guter Mann! o so saget es mir. Ihr werdet dadurch wenigstens zum Theil mein Herz beruhigen."

„Da wir, versetzte der Alte, hier ohne Zeugen sind, so kann ich Ihnen alles vertrauen. Herr von Ormael befindet sich in Koblenz, und ich bin bei ihm noch immer in Diensten, ob ich gleich schon ein Krüppel

bin

bin. Durch einen unglücklichen Fall brach ich kurz nach der Abreise des Herrn Hauptmanns ein Bein; ich wurde zwar wieder kurirt, aber ich blieb krum, wie Sie sehen, und erhielt darauf meine Entlassung. Ich gieng darauf einige Zeit in der Gegend von Chalons betteln, kam nach Montmedi, und da ich überall zu Hause war, und nirgends etwas zu verlieren hatte, so gieng ich die Gränze gegen Sarlouis hinab, und kam, ich weis selbst nicht, wie, nach Merzig, und von da nach Trier. Hier fand ich verschiedene französische Ausgewanderte. Ich fragte nach Herrn von Ormael, und erfuhr, daß er sich in Koblenz aufhalte. Noch an demselben Tage trat ich die Reise nach Koblenz an, wo ich in drei Tagen eintraf. Es war Winter, ich hatte kein Geld, und war hungerig. Gleich zum Herrn von Ormael zu gehen, schien mir zu frech, ich wollte mich erst um ihn erkundigen, und ihn durch irgend jemand bitten lassen, mir zu erlauben, daß ich zu ihm komme. Da ich in der Stadt umher gieng, und verschiedene Vornehme um ein Allmosen ansprach, stieß ich von ungefähr auf Herrn von Ormael. Sogleich erkannte er mich, staunte, daß ich hinkend war, und nahm mich mit sich in seine Wohnung, ein kleines Dachstübchen, wo

er

er nebst noch zween Offiziers von unserm Regimente wohnte. Hier, sprach er, siehst du Jakob, wie es uns geht. Wir hoffen einmal wieder mit Ehren in unser Vaterland zurückzukommen. Willst du bei mir bleiben, wie ich hoffe, so wirst du doch nicht verderben, ob du gleich mit uns viel zu leiden haben wirst. Die Leute in Frankreich sind es nicht werth, daß ein ehrlicher Mann bei ihnen bleibt."

„Lange sprach ich noch mit ihm; er erzählte mir seine Flucht, und entdeckte mir ohne Zurückhaltung seine gegenwärtigen Umstände. Er sagte mir, wie bereits länger als ein Vierteljahr, er und seine Brüder im Elende schmachteten, wie er sich nicht getraue, an seine Frau zu schreiben, weil der Brief leicht erbrochen, und seine Familie dadurch Unannehmlichkeiten ausgesetzt werden könnte. Er wolle also lieber die Zeit abwarten, bis sie nach Frankreich zurückkommen würden."

„Ich blieb bei ihm mehrere Wochen. Unser Jammer und Elend nahm mit jedem Tage zu. Die reicheren Offiziers, welche bisher die Aermeren unterstützt hatten, fiengen selbst an, Mangel zu leiden. Es war

traurig anzusehen, wie sie manchen ganzen Tag sich mit einer Schale Suppe, oder mit einem Stück schwarzen Brod begnügen mußten. Herr von Ormael wurde krank. Ich lief in der ganzen Stadt umher, sprach jeden Offizier an, und von dem zusammengebrachten Gelde schaffte ich ihm Arznei, und eine ordentliche Verpflegung. Er erholte sich wieder; allein er könnte sich nicht die Bequemlichkeiten verschaffen, die erfordert wurden, um seine Genesung vollständig zu machen. Ich bat ihn, an Sie, Madame, zu schreiben; allein er liebte Sie zu zärtlich, als daß er Sie nur der geringsten Gefahr aussetzen wollte. Ich trug mich endlich selbst an, nach Paris zu reisen; er gab mir aber keinen direkten Brief aus Furcht mit; er schrieb mir bloß einen allgemeinen Brief, als ob jemand aus Metz nach Paris an seine Schwester schreibe. Hier ist dieser Brief, und nun bitte ich Sie, Madame, schleunige Maaßregeln zu ergreiffen, damit Herr von Ormael in Kürze eine Unterstützung bekomme."

Frau von Ormael, die schon während der Erzählung Thränen vergossen hatte, weinte noch mehr, als sie den Brief las. „Mein ganzes Vermögen sprach sie, steht

zu

zu seinen Diensten; ich will alles verkaufen, um ihn zu retten.“ Das will er nicht, versetzte Jakob. Es war immer einer seiner eifrigsten Wünsche, daß Sie mit Ihrer Familie in Ruhe, und ohne zu darben, leben könnten. Er hat mir dieses, da ich abreiste, besonders ans Herz gelegt; er hat mir befohlen, nicht einen Heller von Ihnen anzunehmen, wenn ich sehen sollte, daß er nicht entbehrlich wäre. Ich muß auch, da ich ihm dieß einmal versprochen habe, Wort halten.

Diese Aeußerung rührte sie noch mehr. „Guter Mann, sprach sie, für meinen Gemahl ist mir alles entbehrlich. Ihm gehört mein ganzes Vermögen, wir können hier mit Wenigem leben. — Aber auf welche Art soll ich ihm hundert Louisd'ors zukommen lassen? Ihr weißt es ja Jakob, wie strenge man gegen jene verfährt, die nur mit wenigem Gelde außer Landes gehen. Ein Wechsel kann mich auf verschiedene Art verrathen, und ihm direkte das Geld schicken, hieße eben so viel, als ob ich es hinauswerfen möchte. Wenn ihr, getreuer Jakob, die Besorgung auf euch nehmen wolltet, so würdet ihr mir den größten Dienst von der Welt thun.“

Jakob erbot sich dazu, und es wurde beschlossen, daß er am dritten Tage abreisen sollte. Er wollte das Geld theils in die Pölster seiner Krücken, theils in die Lumpen seines Kleides verbergen, und da er einen Regimentsabschied hatte, und nebst dem ein Krüppel war, da man ihn an der Gränze überall als einen Bettler kannte, so konnte er ziemlich gut durchkommen. Er sollte nebst dem ebenfalls wieder einen nach Montmedi addreßirten Brief mit sich nehmen, wo er einen unlängst gestorbenen, aus Bretagne gebürtigen Offizier, schon in Vorschlag gebracht hatte, an welchen der Brief gerichtet war. —

Allein der ganze Vorschlag scheiterte. Jakob, der vermuthlich noch einige ähnliche Aufträge hatte, gieng aus. Es entstand ein plötzlicher Tumult; das von allen Seiten herbeiströmende Volk rieß ihn mit sich fort, und trat ihn mit Füssen zu Tod. Vermuthlich geschah dieß nicht mit Vorsatz; denn warum hätte denn das pariser Volk einen Bettler ermorden wollen; allein es war immer so üblich, daß es bei Tumulten alles mit sich fortriß, was ihm im in den Weg kam, und das, was nicht fortkommen konnte, zu Boden trat. So war

der

der arme Jakob, an welchen Herr und Frau von Ormael ihre ganze Hoffnung setzten, für sie auf immer verloren.

In Paris sind derlei Unglücksfälle seit der Revoluzion so allgemein geworden, daß man beinahe gar nicht mehr davon spricht. So geschah es auch dießmal. Die Leiche des Unglücklichen wurde in irgend einen Winkel verscharrt, und Niemand fragte darnach, wer er gewesen sey. Frau von Ormael brachte alles in Ordnung, und wartete die Ankunft des alten Jakobs ab. Es verstrichen drei Tage, Niemand erschien; immer wurde ihr ängstlicher; tausenderlei Vermuthungen hatte sie. Bald hielt sie ihn für einen Ungetreuen, der vielleicht ihr Verräther geworden wäre, bald glaubte sie, er sey vielleicht arretirt worden, — denn Arretirungen sind in Paris so gemein, daß selbst die eifrigsten Anhänger der herrschenden Anarchie keine Stunde davor sicher sind — kurz, je länger er ausblieb, desto mehr gerieth sie in Furcht. Erst am fünften Tage erfuhr sie das Schicksal des Unglücklichen, und jetzt war sie beinahe trostlos.

Da sie eines Abends mit ihren Kindern allein bei Tische saß, brach sie in laute Seufzer und Klagen aus: „Liebe Kinder, sprach sie, euer Vater schmachtet nach einer langen Krankheit im Elende. Er seufzet um Hilfe. Der alte Jakob, den ihr vor acht Tagen bei mir gesehen habt, kam von ihm her, und wollte wieder zu ihm zurückkehren. Ich könnte ihm helfen! ich wollte ihm auch helfen, indem ich mir vorgenommen hatte, ihm durch den den alten Jakob 100 Louisd, ors zu schicken; allein der gute Alte hatte das Unglück, in einem Tumulte umzukommen. Itzt weis ich nicht, wie ich unserm Vater dieses zu seiner Genesung so nöthige Geld zuschicken soll. Ich habe mir daher vorgenommen, mich selbst auf den Weg nach Koblenz zu machen, und alle mögliche Vorsicht zu gebrauchen, damit ich unterwegs nicht angehalten werde.“

Nein Mama, versetzte Charles, das werde ich nicht zulassen. Ich habe gehört, wie grausam man mit jenen umgeht, welche Geld aus dem Lande tragen. Um Gottes Willen, was würde aus uns werden, wenn Sie angehalten und eingezogen würden! Nein Mama! ich selbst will zu meinem

nem Vater reisen, und ihm das Geld überbringen. Ich werde eher durchkommen, und ertappt man mich auch, so liegt doch lange nicht so viel an mir, als an Ihnen.

O Charles, fiel ihm Louise ein, mit dir wird es weit schlimmer gehen. Du bist ein junger, gutgewachsener Mensch; überall wird man dich für einen Emigranten halten, und deinen Paß zu sehen verlangen. Man wird dich nach Paris zurückführen, und findet man die 100 Louisd'ors bei dir, so ist es um dich geschehen. Ich würde weit besser davon kommen. Wenn ich mir Bauernkleider anlegte, ein Körbchen in die Hand, oder auf den Rücken nähme, so würde man nicht so sehr auf mich achten, und würde also leichter über die Gränze kommen können.

Nein, sagte Jean, der jüngste Sohn, du bist zu so einer Sache zu furchtsam. Dein Kleid als Mädchen könnte dir zwar einigen Schutz gewähren; allein das könnte ich mir ja auch anlegen, wenn es darauf ankömmt. Ja Mama, mich schicken Sie zum Papa, ich werde meine Sache am besten und sichersten ausrichten. Ich werde betteln gehen, und wenn mich die

Leute fragen werden, wem ich angehöre, so werde ich ihnen sagen, daß meine Aeltern mich verlassen haben, und daß ich sie suche

Entzückt über die großmüthige Aufopferung umarmte Frau von Ormael ihre drei Kinder mit thränenden Augen. „Guter Gott, sprach sie, wie glücklich bin ich, daß ich so gute Kinder habe! O könnte durch eure gute Herzen eurem Vater geholfen werden! wie getröst wäre ich da! Allein er hat thätige Hülfe nöthig, und diese müssen wir ihm sobald möglich zu verschaffen suchen."

Noch sprach die zärtliche Familie miteinander, als ein Offizier, der so eben aus Sarlouis angekommen war, ins Zimmer trat. Frau von Ormael kannte ihn, und erfuhr nun von ihm, daß er nicht nur den Aufenthaltsort ihres Gemahls wisse, sondern auch Gelegenheit habe, ihm eine Unterstützung zukommen zu lassen, wenn sie ihm eine zukommen lassen wollte. Hier zauderte Frau von Ormael; sie wollte nicht sogleich ihre gegenwärtige Lage merken lassen. Denn in dem Lande der Freiheit darf man oft auch seinem vertrautesten Freunde nicht trauen. Tausend Beispiele zeigen, daß die innigsten

Freun-

Freunde, daß Brüder an Brüdern, selbst Eltern an Kindern, und Kinder an Eltern Verräther und Mörder geworden sind. Frau von Ormael wußte dieß, und war vorsichtig. Allein der Offizier äußerte so viele Zeichen der Freundschaft, daß es ihr unmöglich fiel, sich länger gegen ihn zu verstellen. Sie entdeckte ihm daher ihre ganze Lage, und ihr Verlangen.

„Wollen Sie mich, fügte sie hinzu, unglücklich machen, so kann ich nichts entgegen haben. Ich werde doch wenigstens den Trost, die süsse Beruhigung haben, daß ich in Aufsuchung der Wege, meinem theuersten Gatten zu helfen, nicht unthätig gewesen bin."

Sie gab dem Offizier die 100 Louisd'ors, und nahm dafür sein Ehrenwort an, daß er sie an Ort und Stelle richtig befördern werde.

In einigen Tagen reiste der Offizier nach Sarlouis zurück, und hier war es, wo er fand, daß sein Versprechen itzt vielleicht schwerer zu erfüllen seyn würde, als er anfangs glaubte. Er versuchte verschiedene Gelegenheiten, Briefe nach Koblenz an Herrn von Ormael zu bringen; allein nie konnte er

sich überzeugen, daß sie an Ort und Stelle gekommen wären. Das Ungefähr, oder vielleicht auch einiger Verdacht der herrschenden Parthei gegen ihn wollte, daß er kurz nach seiner Ankunft zu Sarlouis eine Beschäftigung erhielt, die ihm nicht erlaubte, die Stadt nur auf einige Stunden zu verlassen. Indessen suchte er doch Gelegenheit auf, sich seines Auftrags, in Betreff des Hrn. von Ormael, zu entledigen. Er brachte einen Bürger auf seine Seite, der sich zu allem erbot. Diesem gab er, nebst den 100 Louisd'rs, einen Brief an Hrn. Ormael nach Koblenz, worinn er ihm meldete, daß er ihm nun die ihm verflossenen Jahre vorgeliehenen 100 Louisd'ors zurückzahle, daß er sich dagegen eine Quittung ausbitte, u. s. w. Kurz, er fingirte so fein, daß man im Wege Rechtens ihm nicht beikommen konnte.

Der Bürger gieng ab, seinen Auftrag zu vollziehen. Auf der Gränze wurde er angehalten, durchsucht, und ihm das Geld ohne weiters abgenommen. Man erbrach den Brief, und daß das Geld einem Emigrirten gehörte, reichte hin, um den Bürger zu arretiren, und nach Sarlouis zurückzuschicken. Hier wurde die Sache genauer untersucht.

Der Offizier bekam Hausarrest, wurde verhört, und bald darauf ins Gefängniß gebracht. Geld an einen Emigrirten schicken, war ein Kriminalverbrechen. Der Offizier blieb auf seiner Aussage, daß er Hrn. von Ormael das Geld schuldig sey, und daß er nur darum durch den Bürger abgeschickt hätte, um sich zu versichern, daß es richtig an Ort und Stelle gekommen wäre. Doch alle seine Ausflüchte halfen nichts. Die Vorschützung seines gegebenen Ehrenworts diente nicht zu seiner Rechtfertigung, und er wurde nach dem Gesetze, welches die Versendung des Geldes an die Ausgewanderten unter Lebensstrafe verbietet, zum Tode verurtheilt. Mit Standhaftigkeit hörte er seine Verurtheilung an, und war ganz entschlossen, lieber zu sterben, als eine gute Familie unglücklich zu machen. Allein einige Offiziers, seine Freunde, verschafften ihm Gelegenheit, in der Nacht, vor Vollziehung des Urtheils, zu entwischen, und er entkam glücklich über die Gränze. Schade, daß wir den Namen dieses edlen Mannes nicht wissen!

Frau von Ormael erfuhr einige Wochen lang nichts davon. Endlich erzählte ein Freund ihr die Geschichte, die in einem pariser Zeitungsblatte stand, weil es ihren Gemahl

mahl betraf. Die 100 Louisd'ors waren also weg, ohne daß sie etwas damit genützt hatte. Mit schwerem Herzen erzählte sie den Vorfall ihren Kindern, und itzt begann ein neuer Wettstreit unter ihnen. Alle wollten zu ihrem Vater, alle wollten sich der größten Lebensgefahr aussetzen, um ihm zu helfen. Endlich erhielt der jüngste Sohn die Oberhand. Er wurde dazu bestimmt, zu Fuß nach Koblenz zu reisen, um seinem Vater das Geld zu überbringen, welches Frau von Drimael theils für einige Habseligkeiten, die sie veräußerte, theils auch durch Beschränkung in ihrem Aufwande zusammengebracht hatte.

Jean studirte seine Marschroute mit vielem Fleiße, und bereitete sich zu seiner Abreise vor. Seine Mutter begleitete ihn bis Metz, wo er das Kleid eines armen Bauernmädchens anzog, und zu Fuß weiter gieng.

„Liebe Mama, sprach er, als er von ihr schied, weinen Sie nicht. Sie werden Freude haben, wenn ich meine Sache gut ausgerichtet habe. Seyen Sie unbesorgt, mich wird nicht so leicht jemand anhalten, und ich hoffe, daß Sie bald erfahren werden, daß

ich

ich am Orte und Stelle bin. Leben Sie wohl, liebe Mama! und fürchten Sie nichts.“

Es war bei der Morgendämmerung, als sie von einander schieden. Frau von Ormael, welche ihren Sohn zu der Rolle, die er spielen sollte, gut abgerichtet hatte, segnete ihn, und sah dem armen Kinde, welches in Lumpen gekleidet, mit einem Körbchen auf dem Rücken einhergieng, mit weinenden Augen nach. Großer Gott, sprach sie mit innigster Rührung, wie unglücklich bin ich, wie traurig ist die Lage, in welcher ich mich befinde. Dieses arme Kind muß ich einer tausendfachen Gefahr aussetzen, ganz verlohren zu werden. O Menschen, Menschen! wie grausam ist oft eure Verfahrungsart, wie nöthiget ihr oft rechtschaffene und empfindsame Herzen zu den gefährlichsten Unternehmungen, wobei ihr Herz so sehr leidet!“ Frau von Ormael blieb einige Zeit in Metz, um vielleicht Gelegenheit zu finden, etwas von dem Schicksale ihres Sohns zu hören.

Das gute Kind fieng noch an demselben Tage zu betteln an, und rührte dabei die Leute so sehr, daß es reichliches Allmosen erhielt

hielt. Es gieng von Dorf zu Dorfe, und kam nach einigen Tagen an der Gränze an. Zum Glück traf es hier im Walde einen Hirtenjungen, der seine Schweine weidend sang und pfiff. Lieber Freund, sprach Jean, ich muß mich verirrt haben. Ich bin aus Remich, und bettelte in den Dörfern hier herum Brod für meine arme Eltern. Herüber bin ich einen andern Weg gegangen; aber die Leute sagten mir, daß ich hier näher komme. Bin ich den auf dem rechten Wege? „O da gehst du freilich nicht gut. Es ist zwar der rechte Weg, allein an der Gränze wird man dich hier nicht paßiren lassen. Willst du bei mir bleiben; ich treibe itzt eben weiter hinauf, so will ich dir zeigen, wo du weit besser nach Remich kommen kannst. Denn es geht itzt sehr scharf zu, und ich habe schon einigemal Prügel bekommen, wenn ich über die Gränze treiben wollte.“ Sie giengen itzt miteinander langsam den Berg hinunter.

Bei ihrer Ankunft an der Gränze sahen sie von Ferne ein kaiserliches Picket. — Siehe da Soldaten, sprach Jean, die werden uns wohl anhalten. — O die thun uns nichts, versetzte der Hirtenjunge, denn das sind Oesterreicher. Itzt eile vielmehr, daß du zu ihnen

nen hinüberkömmst, dann bist du vollkommen sicher. —

„Lebe wohl, lieber Freund, rief ihm Jean zu, du hast mir heute den größten Dienst von der Welt gethan.“

Itzt lief der Arme, was er laufen konnte, und erreichte glücklich das kaiserliche Picket. Seine Mutter hatte ihn unterrichtet, was er thun sollte, wann er zu den kaiserlichen Soldaten kommen würde. Dieß beobachtete er itzt genau. Er bat den nächsten, daß er ihn zu seinem Offizier führen möchte, welchem er wichtige Sachen zu sagen hätte. Der Soldat fragte, woher er wäre, und er antwortete, aus Paris. Itzt wurde er zu dem Offizier, einem alten, tapfern, aber besonders freundlichen Manne geführet. Diesen sprach das Kind also an:

„Mein Herr! ich bin nicht der, den Sie itzt in mir sehen; ich bin der Sohn des Herrn von Ormael, eines französischen Kapitains, welcher sich itzt in Koblenz aufhält. Ich habe Geld bei mir, woran es meinem Vater

fehlt

fehlt, und welches ich ihm bringen will. Meine Mama hat mich bis Metz begleitet, und von daher komme ich allein zu Fuß. Ich hatte mich nun für vollkommen sicher, und vertraue mich Ihnen ganz an. Ich bitte Sie, erbarmen Sie sich meiner. Verschaffen Sie mir Gelegenheit, sicher nach Koblenz zu kommen, damit ich meinen armen kranken Vater retten kann."

Der Offizier erstaunte, als er die Sprache dieses Kinds hörte. Thränen flossen aus seinen Augen. Mit gerührtem Herze drückte er den guten Sohn an seine Brust.

„Ja, bester Engel, sprach er, ich will dich sicher nach Koblenz bringen lassen. Dein Vater muß die Freude haben, dich so zu sehen, wie du itzt bist; denn dreimal schöner mußt du bei deiner schönen Absicht in diesem Kleide ihm vorkommen, als wenn du mit dem prächtigsten Schmucke der Welt gezieret wärest. Ja ich will für dich sorgen, bis du bei deinem Vater bist — Aber warum hat denn deine Mama keinen andern Menschen geschickt? oder warum ist sie nicht lieber selbst gegangen?"

Jean: Wir sind drei Kinder, mein Herr, und wir alle drei würden uns lieber aufgeopfert haben, als daß wir zugegeben hätten, daß unsere Mutter gehe. Was würde aus uns geworden seyn, wenn sie angehalten, und hingerichtet worden wäre, wie es itzt mit allen Emigranten geschieht? Mein ältester Bruder ist zu groß. Auf ihn würde man mehr gesehen haben; meine Schwester ist zu furchtsam, und kränkelt auch immer; ich schickte mich am besten dazu, und ich bat auch meine Mutter so lange, bis sie mirs erlaubte. Ein fremder Mensch kann dieses Geschäft gar nicht besorgen. Ihm darf man nicht trauen, oder er giebt sich die Mühe nicht, um durchzukommen. Ich war auch am geschicktesten dazu.

Offizier: Aber gutes Kind! du wußtest ja die Wege nicht.

Jean: Freylich; aber meine Mama sagte mir alles; sie nannte mir die Dörfer, die ich alle auswendig weis, und zeigte mir selbe auf der Landkarte. Ich hatte also nichts weiter zu thun, als daß ich immer nachfragte, ob ich auf dem rechten Wege wäre. Sie sagte mir nebst dem, daß ich, wenn ich einmal über die Gränze wäre, an den nächsten

kaiserlichen Offizier mich wenden sollte; dieser würde mir ganz sicher Gelegenheit verschaffen, nach Koblenz zu meinem Vater zu kommen. Ich finde nun, daß sie Recht hatte.

Der Offizier konnte diese schöne That des Knabens nicht genug bewundern. „Wie glücklich sind Aeltern, sprach er, wenn sie solche Kinder haben! Itzt beneide ich wahrlich zum erstenmal Andere darum, daß sie Väter sind, und beklage, daß ich dieses Glück nicht geniesse.“ Bald darauf wurde der Offizier durch ein anderes Kommando von seinem Posten abgelöst. Nachdem er alles übergeben hatte, versammelte er seine Soldaten um sich her, erzählte ihnen die Geschichte, und nahm das gute Kind mit sich zurück nach Remich, wo er einen Wagen miethete, und einen seiner Bedienten mit dem Kinde nach Koblenz schickte.

Jean hatte noch immer sein zerlumptes Kleid an, als er in Koblenz eintraf. Der Bediente, der bei ihm war, erkundigte sich hier nach Hern. von Ormael, und traf ihn richtig. Er war eben in einer Gesellschaft mehrerer Offiziers. Der Bediente ließ sich melden, und ob er gleich dabei Schwierigkeiten fand, so trat er doch mit Jean ein.

Die

Die meisten stutzten, da sie das zerlumpte Baurenmädchen sahen, welches alsogleich auf Herrn von Ormael zulief, ihn bei der Hand nahm, und Papa nannte. Selbst Hr. von Ormael staunte, und wies das Mädchen von sich zurück.

„Papa, sprach das Kind, sie thun mir Unrecht; ich bin kein Bauernmädchen. Ich bin ihr Sohn Jean, und komme von Paris her. Aus den Lumpen meines Kleides werden Sie Sich überzeugen, daß ichs wirklich bin. Kommen Sie bei Seite."

Schärfer sah ihn itzt Hr. von Ormael an, und erkannte wirklich seinen Sohn. Mit warmen Vatergefühle drückte er ihn an seine Brust, und alle drängten sich um ihn her, um Theil an seiner Freude zu nehmen. Nach einem langen Stillschweigen geschahen tausend Fragen an das Kind. Der Vater nahm es endlich mit sich, durchsuchte die Lumpen seines Kleides, und fand da an verschiedenen Orten über 100 Louisd'ors eingenäht. — Man kann kaum glauben, welche Bewunderung diese Geschichte erregte. Obgleich Hr. von Ormael alle jene, welche darum wußten, dringend gebeten hatte, sie nicht weiter zu erzählen, oder wenigstens seinen Namen

zu verschweigen, so gieng sie doch bald von Mund zu Munde, und in einiger Zeit las man sie umständlich in den Zeitungen.

Dieß machte Hrn. von Ormael bestürzt. Er fürchtete Unannehmlichkeiten, und beschloß daher, seinen Sohn an seine Gemahlinn, welche sich vier Wochen in Metz aufzuhalten versprochen hatte, wieder zurückzuschicken, damit sie sogleich nach Paris eilen, und um desto eher sich von allem Verdachte reinigen könnte. Alles wurde verabredet, und Jean auf das beste von der ganzen Sache unterrichtet. Da kurz zuvor in Metz ein Tumult war, so mußte er vorgeben, er sey dadurch von seiner Mutter, welche auf das Land geflüchtet, getrennt worden, habe sich verirrt, und wäre den kaiserlichen Vorposten in die Hände gerathen, welche ihn auch vermög ihrer Verabredung an die Franzosen übergeben sollten.

Er zog daher ein ordentliches Kleid an, und Hr. von Ormael reiste mit ihm in die Gegend von Merzig ab. Hier unterredet er sich mit dem Kommandanten der kaiserlichen Vorposten, und dieser setzte seinen Wunsch in Erfüllung. Er ritt von zwei Mann begleitet gegen die französischen Truppen, und

ver-

verlangte den Kommandanten derselben zu sprechen. Da dieser erschien, übergab er ihm das Kind mit folgenden Worten:

„Mein Herr! ich übergebe Ihnen hier dieses Kind, welches unsere Vorposten bei Remich fanden. Es ist durch ein Ungefähr von seiner Mutter getrennt worden, und irrte verlassen umher. Seiner Aussage nach, ist er ein Sohn der Frau von Niort, — (unter diesem Namen war Frau von Ormael gereist) — welche sich gegenwärtig in Metz aufhalten soll. Sie thun ein gutes Werk, wenn sie diesen Knaben bis an Ort und Stelle befördern. Als wir ihn fanden, hatte er diese Uhr, und diese Schreibtafel bei sich, welche ich ihnen hiemit übergebe. Ich bitte Sie, mich über die richtige Auslieferung zu bescheinigen."

Der französische Offizier versprach alles, und hielt Wort. Jean kam richtig bei seiner Mutter an, und diese, die schon lange ihn suchen ließ, um sich auf jeden Fall die Mine des Nichtwissens zu geben, hatte den nämlichen Vorwand, daß er von Ungefähr von ihr getrennt worden sey. In einigen Tagen reiste sie von Metz ab, und freute sich ihrer gelungenen List.

Schon lange hatte die Familie mit Sehnsucht auf die Ankunft ihrer Mutter gewartet. Jtzt überließen sich alle ihren Empfindungen, und dankten Gott tausendmal, daß er ihnen einen Weg geöffnet hatte, wodurch sie ihrem Vater Unterstützung verschaffen konnten. Allein diese süsse Empfindung sollte von keiner Dauer seyn. Kurz nach ihrer Ankunft saß eines Abends die Familie beisammen, und unterhielt sich mit Gesprächen von ihrem Vater.

Es pochte stark an der Thüre; man öffnete sie, und es trat eine Wache herein, welche von zwei Kommissairen des Bürgerraths angeführt wurden. „Madame, sprach der eine, wir sind von dem Bürgerrathe abgeschickt, das Siegel auf ihre Papiere und sonstige Geräthschaften zu legen, und Sie mit Ihrer ganzen Familie nach der Abtei zu bringen.“ Erschrocken sank Frau von Ormael zusammen; über sie stürzte sich ihre Tochter, und die zween Söhne geriethen in Todesangst. „Warum, sprach Charles, will man uns denn arretiren? Wir haben ja Niemanden etwas zu Leide gethan?“ — Wir sind ja arme Waisen, sprach Jean, was will man mit uns im Gefängnisse? — Die Kommissaire gaben keine Antwort, sondern

fiengen sogleich mit der Versieglung an, und noch eher, als sie damit fertig waren, schleppte die Wache die drei Kinder und ihre Mutter fort. —

Jean und Louise wurden in ein Gefängniß gesperrt, Frau von Ormael kam in ein anderes, Charles in ein drittes. Hier lagen sie eingesperrt. Niemand verhörte sie, und nur aus Muthmassungen kannten sie ihr Verbrechen. Jean sprach seiner Schwester Muth zu, so sehr er konnte. Diese, ohnehin schwächlich von Körper, erkrankte, und starb. So sehr Jean die Kerkermeister bat, seiner Mutter von Louisens Tode Nachricht zu geben, so geschah es doch nicht, und eben so wenig konnte er erhalten, daß er zu ihr gelassen werden konnte. Wiederholt und dringend ersuchte Frau von Ormael, ihr den Prozeß zu machen; allein es geschah nicht; sie fragte täglich nach ihren Kindern, und täglich erhielt sie auf diese Frage keine Antwort. Sie wußte also nicht, was für ein Ende diese Gefangenschaft nehmen würde. — So viel hat man aber erfahren, daß die Geschichte mit ihrem Sohne durch die Zeitungen in Paris bekannt geworden, wo-

durch der Bürgerrath veranlaßt wurde, sie in Verhaft nehmen zu lassen.

In jenen schrecklichen Septembertagen, wo die Volkswuth Paris zur Mördergrube machte, wurde auch diese Familie geschlachtet. Ohne sie zu hören, überlieferte sie das grausame Volkstribunal auf die bloße Anzeige, daß es die Familie eines Emigranten wäre, dem blutdürstigen Pöbel.

Der jüngste Sohn Jean wurde zu den Füssen seiner Mutter geschleppt, und in Stücke zerhauen; Charles hatte bald darauf das nämliche Schicksal, und ihm folgte die zärtliche Mutter. Als schon über Jean der Säbel geschwungen war, rief er noch:

„Mama, Louise ist gestorben!“

O glücklich ist sie, stammelte Frau von Ormael, und übergab sich den Händen der Mörder.

So wurde eine stille und tugendhafte Familie das Opfer des Revolutionsfanatismus. Es wurde ihr zum Verbrechen angerechnet, daß sie die Bande nicht zerbrach, durch welche sie die Natur und Liebe vereinigt

nigt hatte, man ermordete die Gattinn, weil sie getreu, die Kinder, weil sie gute Kinder waren. O Menschheit, Menschheit! wie tief bist du herabgesunken!

Fünf und vierzigste Geschichte.

Ursprung des Jakobinerklubs.

Als die französische Revoluzion ihren Anfang nahm, bildeten sich die Gesetzgeber, die Munizipalität und der Pöbel von Paris gemeinschaftlich ein, daß viele Franzosen sich gegen die neue Reform sträuben würden; um nun die Anzahl dieser Uebertreter bei Zeiten zu vermindern, glaubte der Pöbel, sie durch eine Auswahl von Hinrichtungen abschrecken zu müssen, und erwürgte also ein Duzend Staatsbürger ohne weitern Prozeß. Weil das mit der Zeit gefährlich werden konnte, so formirte man zwei Ausschüße oder Inquisitionstribunale, und trug ihnen auf, den Vorsitz bei den künftigen Exekuzionen

zu

zu führen. Dieser Auftrag war ein wenig kitzlich. Diese Tribunale ließen nur einen einzigen, den Marquis von Favras, henken; und weil diese Hinrichtung nicht vielen Beifall fand, so ließen sie es bewenden. Aber der Eifer der Revoluzion hätte erschlaffen können; also bewiesen die Tribunale, daß ihre Beibehaltung nöthig sey, und man behielt sie bei. Ihre Unthätigkeit mißfiel unterdessen den hitzigen Köpfen, und so stifte=te man den herrlichen Klub der Jakobiner, als den Rückenhalt und rechten Arm der neuen Legislatur. Ließ ein Staatsbürger seine Anhänglichkeit an die monarchische Konstituzion blicken, so denunzirte man ihn, ob jene gleich förmlich dekretirt war, bei den Dämagogen und vor der Tribune der Jakobiner: man erregte einen Volksauflauf gegen ihn, oder gegen sein Hab und Gut, und gab so allen Staatsbürgern einen nachdrücklichen Wink, ihm nicht nachzuahmen.

Ließ jemand eine Meinung blicken, die gegen die Grundsätze oder Absichten der Konstitutionsfreunde stritt; suchte ein Bürger sich ohne Unterstützung dieses Klubs empor zu heben, gleich donnerte das Geschrei der Jakobiner; es wurden die Schmähungen

der

der gemietheten Skribler und die Ränke der affiliirten Klubs, kurz, alles aufgebo= ten, eine solche Meinung, eine solche Ver= bindung, oder einen solchen Mann zu Bo= den zu drücken; man war eine Null in Frankreich, wenn man nicht Jakobiner war. Selbst Mirabeau sank von seiner Höhe, als er es wagte, sich von den Jakobinern zu trennen. Die ganze neuerungssüchtige Nazion betete an vor diesem Idol; von allen öffentlichen Gewalten war der Jakobinerklub die einzige thätige, die einzige, welche das Volk der Vorstädte der Hauptstadt, und das Korpus der Stellvertretter der Nazion in Be= wegung setzen konnte. Es entstand der Klub von 1789, sogleich denunzüirte man ihn als verdächtig.

Der monarchische Klub trat an seine Stelle, und die Jakobiner bewaffneten ge= gen ihn ihre Phalangen; die Mitglieder der konstituzionirten Nazionalversammlung, de= nen es wurmte, durch die neue Legislatur so ganz außer Thätigkeit und Einfluß gesetzt worden zu seyn, versammelten sich unter dem Namen des Klubs der weißen Barfüsser. Sogleich schlugen die Jako=

biner

biner Lärm, und die Barnaben, die Lamethe, die Chapelliers, die Andres sahen sich von den Gliedern derselben Tribunen gemißhandelt und zerstreut, die ihnen so oft in den Tagen ihres Glanzes Beifall zugeklatscht haben.

Sechs und vierzigste Geschichte.

Hungersnoth in Frankreich.

Die hohen Preise der Lebensmittel in Paris veranlassen unter dem Volke von Zeit zu Zeit unruhige Bewegungen, die mit schrecklichen Auftritten drohen, weil man außer Stande ist, dem immer mehr zunehmenden Elende gehörig abzuhelfen. Es kostet der Munizipalität täglich 12000 Livres, um das Brod in einem kaufbaren Zustande zu erhalten. Allein da dasselbe um ganz Paris herum theurer ist, und daher häufig ausgeführt wird, so ist der Absatz davon so groß und schnell, daß, wer sich nicht frühzeitig genug damit versieht, kein Brod mehr bekommen kann. Doch der Mensch lebt nicht vom Brode allein, und es ist der Munizipalität unmöglich, auch die übrigen Lebensmittel und

unentbehrlichen Bedürfnisse zu wohlfeilen Preisen zu verschaffen. Die Revoluzion hat viele tausend Menschen theils gänzlich nahrungslos gemacht, theils in die Unvermögenheit gesetzt, so viel zu erwerben, als zu ihrer Erhaltung nothwendig ist. Die noch wohlhabenden Einwohner, deren Zahl aber täglich geringer wird, sind daher in beständiger Furcht, geplündert zu werden.

Noch schrecklicher ist das Elend zu Lyon. Ueber 60,000 Menschen hungern, und schreien fruchtlos nach Nahrung. Aus Mangel derselben sind schon ganze Familien ausgestorben; viele haben sich aus Verzweiflung vergiftet, oder in den Fluß gestürzt. Das sind die Folgen der französischen Staatsumwälzung! Das ist das Glück, welches die Gesetzgeber Frankreichs den Einwohnern bereiteten!

In Paris klaget das Volk laut über die Jakobiner, und beschuldiget sie öffentlich, daß sie nur den Schein des Patriotismus haben, und die meisten unter ihnen die Lebensbedürfnisse aufkaufen, um damit Wucher zu treiben.

Am 25ten Februar hat daselbst das Volk die Kramläden überfallen, und sie entweder ausgeplündert, oder doch wenigstens die Eigenthümer gezwungen, Zucker, Seife, Lichter, u. s. w. um einen leidentlichen Preis zu verkaufen. So wurde das Pfund Zucker um 25 bis 30 Sols verkauft. Einem Kaufmann wurden um diesen Preis 6 Centner, und einem andern 2 Fässer Zucker abgedrungen. Während dieser Ausschweifungen hielt der Generalrath der Stadt eine immerwährende Sitzung, um über die zunehmenden Maaßregeln sich zu berathschlagen. Mehrere Glieder verlangten, daß man Generalmarsch schlage; die Tribunen schrien: „Herunter mit ihnen!“ Endlich beschloß man, starke Patrouillen abzuordnen; das Uebel war aber bereits verübt. Eine Menge Weiber haben daran lebhaften Antheil genommen.

675

Mordgeschichte

2

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Französische Mord- und Unglücksgeschichten, wie sich solche seit den Unruhen in Frankreich, wirklich zugetragen haben aus dem Französischen übers.
Bd.: 2

Wien [u.a.] 1793

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Gs 6656 -2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11249209-9
VD18 15450805-001